Biogr. 1119 sd Stolz
(Stolz)

c

Nachtgebet meines Lebens.

Von

Alban Stolz.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben

und durch

Erinnerungen an Alban Stolz

ergänzt von

Dr. Jakob Schmitt,
Subregens am Priesterseminar zu St. Peter.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1885.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Entered according to Act of Congress, in the year 1885, by *Joseph Gummersbach* of the firm of **B. Herder**, St. Louis, Mo., in the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Der selige Stolz hat für seine Selbstbiographie, die er hinterließ und die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, den schönen Titel gewählt: „Nachtgebet meines Lebens". Wie der fromme Christ am Schlusse des Tages, bevor er sich zur Ruhe begibt, im Nachtgebete dem lieben Gott für alle den Tag über empfangenen Wohlthaten dankt, die während desselben begangenen Fehler erforscht, bereut und dafür Verzeihung erfleht: so wollte Stolz am Schlusse seines Lebenstages, als schon die Schatten der Todesnacht sich zu zeigen begannen, bevor er zur ewigen Ruhe einging, in diesem „Nachtgebet" den Preis und Dank niederlegen für die von der göttlichen Güte über sein Leben so reichlich ausgegossenen Gnaden, und zugleich der göttlichen Majestät für seine begangenen Fehler Abbitte leisten.

Indem ich dieses „Nachtgebet" zum Drucke beförderte, habe ich mit, ich darf wohl sagen, ängstlicher Sorgfalt mich gehütet, irgend welche sachliche Aenderung am Manuscript anzubringen, obgleich ich von dem seligen Verfasser dazu bevollmächtigt war. Nicht einmal Bemerkungen wollte ich beigeben, wenn schon solche hie und da recht angezeigt erscheinen mochten. (So z. B. glaube ich entschieden, daß Stolz in dem, was er von der Ungiltigkeit seiner Beichten in den Kindesjahren sagt, sich zu streng beurtheilt hat; auch wäre

*

bei dem Bericht über seine Jugendlectüre eine Cautele wohl angebracht, indem daraus, daß ihm solche Lesung nicht geschadet, keineswegs gefolgert werden darf, daß sie überhaupt jungen Leuten ohne Weiteres gestattet werden dürfe oder ohne Schaden gestattet werden könne 2c.) Dagegen konnte ich es absolut nicht vermeiden, kleine stilistische Correcturen anzubringen, aus dem gleichen Grunde, den ich in dem Vorwort zu Stolz' Homiletik erwähnt habe. Die Eintheilung und die Ueberschriften rühren gleichfalls von mir her.

Leider ist das vorliegende Werk unvollendet und reicht nur bis zum Jahr 1852.

Wenn ich mir erlaube, demselben „Erinnerungen an Alban Stolz" aus meiner Feder beizugeben, so wurde ich durch folgende Gründe dazu bewogen, die wohl mein bezügliches Unternehmen in etwa rechtfertigen dürften. Einmal schien mir gleichsam eine in der Sache selbst liegende Mahnung oder ein Fingerzeig hierfür zu sein, daß die Selbstbiographie bis zum Jahr 1852 reicht, und daß genau in diesem Jahr meine Erinnerungen an Stolz beginnen, indem ich im Herbst des genannten Jahres ihn zuerst kennen lernte. Es lag also nahe, durch Aufzeichnung dieser Erinnerungen eine Art Ergänzung zu versuchen. Zudem war es mir in gewissem Sinn ein Bedürfniß und erschien mir fast wie eine Verpflichtung, dem herrlichen Mann, der mich so großer Liebe und väterlicher Freundschaft gewürdigt und mich mit der Durchsicht und Herausgabe seiner Manuscripte betraut hatte, ein wenn auch noch so geringes Denkmal meiner Verehrung und Dankbarkeit zu setzen. Ferner dachte ich, wenn ich auch durchaus keine vollständige Lebensbeschreibung bieten konnte und wollte, doch vielleicht einzelne nicht werthlose Bausteine zu einer solchen liefern und Manches bringen zu können, was Hägele

in seinem „Alban Stolz" übergangen oder in anderer Beleuchtung vorgeführt hat.

Es wird also hier den Lesern keine Biographie geboten, kein vollständiges Lebens- oder Charakterbild, sondern einfach, was der Titel sagt: Erinnerungen an Alban Stolz. Ich erzähle, wie ich ihn kennen lernte und welches Bild von ihm sich mir einprägte. Zum allergrößten Theil biete ich also nur Selbsterlebtes und schöpfe weder aus den gedruckten oder im Manuscript hinterlassenen Schriften, noch aus den etwa mir zugänglichen Briefen. Nur bezüglich des Aufenthalts in Rom mache ich eine Ausnahme. Ueber diesen hat nämlich Stolz Aufzeichnungen hinterlassen, die quantitativ zu unbedeutend sind, um separat oder in Verbindung mit seinen anderen Reiseschilderungen herausgegeben zu werden (es sind nur ca. 18 Duodezseiten). Deßhalb glaubte ich dieselben meinen bezüglichen Erinnerungen einflechten zu sollen.

Ich habe mir die gewissenhafteste Mühe gegeben, meine Erinnerungen und namentlich das Charakterbild Stolzens sine ira et studio, genau nach der Wahrheit, resp. nach dem, was ich als wahr erkannt zu haben glaubte, zu schreiben. Wenn ich dabei viele einzelne, Manchen wohl als unbedeutend erscheinende Begebenheiten oder Worte mittheilte, so daß das Ganze vielleicht ein mosaikartiges Gepräge erhält, so liegt der Grund darin, weil ich dachte, aus solchen kleinen lebenswahren Zügen lasse sich ein Charakter, resp. eine Charaktereigenschaft oft besser erkennen, als aus langen Schilderungen.

Es war mir beim Niederschreiben und mehr noch beim Durchlesen meines Elaborats peinlich, zu bemerken, daß ich meine Person so oft in die Darstellung verflochten, von mir selbst gesprochen habe. Allein da ich Selbsterlebtes bieten

und Stolz nur schildern wollte, wie ich ihn kennen gelernt habe, so ließ es sich nicht anders machen.

Mögen nun die beiden hier gebotenen Schriftchen, das „Nachtgebet“ wie die „Erinnerungen“, dazu beitragen, das Andenken an den seligen Stolz lebendig und das Interesse an seinen Schriften rege zu erhalten!

St. Peter, 8. April 1885.

Dr. J. Schmitt.

Inhalt.

Nachtgebet meines Lebens.

Erster Abschnitt.

Kinderjahre.

Zweiter Abschnitt.

Gymnasialzeit.

Dritter Abschnitt.

Die Universitäts- und Seminarsjahre.

Vierter Abschnitt.

Priesterleben. Rothenfels.

Fünfter Abschnitt.

Neusatz.

Sechster Abschnitt.

Bruchsal.

Siebenter Abschnitt.

Freiburg.

Erinnerungen an Alban Stolz.

Erster Abschnitt.

Erste Bekanntschaft.

Zweiter Abschnitt.

In Rom.

Dritter Abschnitt.

Weiterer Verkehr. Charakterbild.

Vierter Abschnitt.

Letzte Krankheiten und Tod.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erster Abschnitt.

Kinderjahre.

1. Geburt. Früheste Jugend.

Gott hat meine Seele erschaffen im Jahr 1807 und meine Mutter hat mich geboren am 3. Februar 1808, der Altersgrenze nahe, wo Weiber noch gebären. Es mag sein, daß dieser Umstand der Abkunft von einer ältern und kränklichen Mutter auf die Bildung meiner ganzen Constitution Einfluß gehabt hat.

Gott hat mich zu den Berufenen gesetzt, indem ich durch die Taufe geweiht und in die katholische Kirche aufgenommen wurde, wozu noch kam, daß ich in einer gut katholischen Familie und einem rein katholischen Orte aufwuchs. Wir geborene Katholiken erben, ohne unser geringstes Zuthun, den reichen Schatz der wahren vollständigen Religion, während der Protestant und gar erst der Jude gewöhnlich schwer ringen muß, um siegreich die innerlichen Kämpfe zu bestehen und die äußeren Schwierigkeiten und Widrigkeiten von Seiten der bisherigen Glaubensgenossen tapfer zu überwinden, bis er die Schwelle der katholischen Kirche glücklich überschritten hat. Wir Erbkatholiken achten aber gewöhnlich so gering das Kleinod der Angehörigkeit zur wahren Kirche, daß die wenigsten in ihrem Leben auch nur einmal Gott von Herzen dafür danken, und daß zahllos viele um ein Linsenmus, d. h. um erbärmliche Vortheile oder oberflächliche dünkelhafte Ansichten, dieß Erstgeburtsrecht unter den Menschen fahren lassen, ohne zu bedenken, wie schwer die Verantwortung ist, den durch

Taufe und Unterricht in die Seele gelegten Glauben und die daran gebundenen Sacramente wie eine beschwerende Last hinwegzuwerfen. Dieß sind die eigentlichen Ketzer, der Protestant an sich kann unschuldig sein und keine Verantwortung wegen seiner irrigen Ansichten haben.

Meine Mutter wollte, daß ich bei der heiligen Taufe den Namen Joseph bekomme; allein aus Rücksicht auf einen verstorbenen Arzt Namens Glükherr, der ein ausgezeichnet braver Mann gewesen, bekam ich den Namen Alban, und aus Rücksicht auf meinen Taufpathen wurde noch der Name Isidor beigefügt. — Der Name, welchen der Mensch bei der Taufe bekommt, läßt sich nach verschiedenen Seiten gleichsam besichtigten. In der Wahl des Namens prägt oft der Wählende ganz markirt seine Gesinnung und Richtung dem wehrlosen Kinde auf, wie ein Brandzeichen, das nicht mehr auszulöschen ist. Dieß gilt im Guten wie im Verwerflichen. Eine andere Frage ist, ob nicht bei der scheinbar dem Menschen überlassenen Wahl des Namens für das Kind bisweilen eine unmerkliche Leitung Gottes in diese Angelegenheit eingreift. Als Bühlerkind geschah mir das ganz Unwahrscheinliche, daß ich in die drei Heimathländer meiner Namenspatrone kam: nach Spanien, nach Griechenland und nach England (es gibt nämlich zwei hl. Alban).

Aus meiner früheren Kindheit weiß ich so wenig, daß ich mir keine Zeit vorstellen kann, wo ich noch nicht lesen konnte, und auch nicht irgend eine Person oder Schule, durch welche mir diese Kunst beigebracht worden wäre. Einige besondere Ansichten, welche ich in frühen Kindesjahren schon hatte, sind mir noch erinnerlich. Einmal die pantheistische Idee, Gott könne zwar Bäume, Wetter und selbst Sterne machen, aber ein Haus, ein Messer oder gar ein Buch könne er nicht machen. Wenn pantheistische Philosophen in ähnlicher Art lehren, daß die Gottheit erst im Menschenkopf zum Bewußtsein und zum Geschicke komme, Menschenwerke zu

schaffen, so ist diese Idee der Hauptsache nach schon in dem Brei meines kindlichen Gehirns aufgeschossen, muß also nicht weit her sein, d. h. nicht aus tiefem, sondern aus oberflächlichem Denken herkommen.

In ähnlicher Weise war ich in der ersten Zeit meines Schulgehens auch ein Rationalist, indem ich meinte, es sei genug, daß es einen Gott gebe, einen Christus brauche es nicht. Offenbar kam diese Ansicht aus demselben Grunde bei dem Kinde zu Stand, wie bei vielen Rationalisten. Ich kannte als Kind nicht die schreckliche Bedeutung der Sünde und die Unmöglichkeit, daß der Mensch sich selbst davon erlöse; darum schien mir die Person Christi überflüssig. Deßgleichen würden viele Rationalisten nicht so leichtfertig den Glauben an Christus wegwerfen, wenn sie das Wesen der Sünde verstehen würden.

Ferner machte ich einmal als Kind eine Entdeckung, welche mich befremdete und fast ängstigte, nämlich, daß mir allein ein wesentliches Stück fehle, das sonst in jeder Menschenseele da sei und Laut von sich gebe: das Gewissen. Da in der Schule von dem Gewissen gesprochen wurde in den üblichen Redensarten, wie es eine Stimme im Menschen sei und wie es sich rege u. dgl., suchte mein Kindergeist in sich selbst dieses Ding zu entdecken, wie es beschrieben worden, und fand keine Spur davon. Wahrscheinlich mag es noch vielen Kindern so gehen, wenn ihnen die herkömmlichen Phrasen vom Gewissen vorgesagt werden.

Ferner weiß ich noch aus der früheren Kindheit, daß ich manchmal entsetzlich von meiner Einbildungskraft gepeinigt und gleichsam gewürgt wurde. Da einmal der Bach stark angeschwollen war, setzte ich mich in einen Winkel der Stube und ängstigte mich mit dem Gedanken, daß jetzt die Sündfluth repetirt werde und wir Alle ertrinken müßten. Ein anderes Mal hörte ich, etwa fünf Jahre alt, daß allgemeine Aushebung stattfinde zur Bildung der Landwehr. Mit Schrecken

erkannte das kleine Büblein, daß es auch auf seine Person abgesehen sein müsse. Ich verbarg mich in einem Zimmer des obern Stockwerkes und blickte zuweilen verstohlen auf die Straße hinab, ob nicht ein Angestellter die Häuser nach Mannschaft durchsuche. Wenn ich aber auf die Straße mußte, so bog ich etwas die Kniee ein, um nicht so groß, folglich noch als unbrauchbar vor der Polizei zu erscheinen. In solchen Aengsten aber scheute ich mich, bei Vater oder Mutter oder sonst einem Menschen Trost zu suchen. Vielleicht traute ich ihnen selber nicht.

Sehr deutlich blieb mir bis auf den heutigen Tag die Schreckensstimmung, welche einen Tag lang wenigstens an mir so gewaltthätig zehrte, daß ich, wie wenn mir das meiste Blut abgelassen wäre, stumm und bewegungslos in drückendster Schwermuth und Schreckhaftigkeit an eine Wand mich setzte. Es war in der Nacht vorher ein angesehener Bürger in Streit gerathen und in's Gefängniß geführt worden; Morgens fand man ihn gehängt. Ich erinnere mich noch, wie die Frau des Gefängnißwärters im Hemd jammernd auf die Straße heruntersprang, um den Gehängten von außen durch das Gitter anzuschauen. Die Idee eines Selbstmordes und der entsetzlichen Sündhaftigkeit starrte wie ein Gespenst, wie ein Medusenhaupt die kindliche Seele an und wollte nicht weichen. Es war mir fast, wie wenn ich selber diese Mordsünde verschuldet hätte. — Einmal kam mir ein Predigtbuch in die Hand, worin ich mit selbstquälerischem Interesse eine Rede las über die sechs Sünden gegen den heiligen Geist. Dadurch wurde mein Verhältniß zu Gott, d. h. meine Religion schwer gestört. Ich war überzeugt, daß ich Sünden gegen den heiligen Geist auf mir habe und somit verloren sei. War ich in einer Predigt und dieselbe machte wie gewöhnlich keinen Effect auf mich, so ängstigte mich dieses durch den Gedanken, daß ich wieder eine Sünde gegen den heiligen Geist mir zugezogen habe, indem ich ein gegen die offenbare Wahrheit

verstocktes Herz habe. Diese Angst, daß ich wegen dieser unverzeihlichen Sünden auch in der Beicht keine Vergebung mehr finden könne, trübte meine Gedanken zu Gott, mein Vertrauen und meine Liebe zu Gott Jahre lang. Jene Predigt hatte gleichsam wie Schlangengift meine Religiosität in einen Zersetzungsprozeß gebracht. Die Religion selbst wurde bei mir mehr durch das katholische Leben in der Familie und in der Kirche zur Regsamkeit gebracht, als durch eigentlichen Unterricht. Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo ich noch die Elementarschule besuchte, nur ein einziges Mal ein Geistlicher sich darin sehen ließ, ohne eigentlichen Religionsunterricht zu geben. Der rechtschaffene Lehrer nahm jeden Freitag den Unterricht vor; aber er machte mir den Freitag sehr unliebsam, indem ich die aufgegebene Lection des Katechismus auswendig lernen sollte. Einestheils verstand ich den Katechismus nicht oder hatte kein Interesse für seinen Inhalt; anderntheils fiel es mir stets sehr schwer, wörtlich etwas auswendig zu lernen.

Ich will bei dieser Gelegenheit überhaupt bemerken, daß ich auch in spätern Jahren niemals von dem Religionsunterricht mich besonders angesprochen fühlte, noch weniger belebt und erwärmt. Ich glaube, daß dieses nicht in einem unempfänglichen Gemüthe seinen Grund hatte, sondern im Mangel an Klarheit und Wärme bei den betreffenden Religionslehrern und Lehrbüchern. Es scheint mir, daß auch den jetzigen Katechismen der Vorwurf gemacht werden kann, daß sie durch ihre ganze Manier der Kinderseele fremd und unerquicklich vorkommen müssen. Da zugleich wörtliches Auswendiglernen verlangt wird, so gehört ihr Dasein zu den unerfreulichen Erscheinungen im Kinderleben, besonders für solche, die schwer Unverstandenes auswendig lernen.

Ueberhaupt ist mir die Erinnerung an die eigentliche Schulzeit eine unliebsame. Zwar wurden die Kinder damals nicht mit solchen widerwärtigen und nutzlosen Lehrgegenständen

gequält, wie gegenwärtig; aber doch weiß ich mich zu erinnern, daß mein Privatlehrer mir so ungeheure weitläufige Rechenkünste anlernte, daß die größte Schiefertafel, welche beim Krämer zu haben war, kaum zureichte. Alle diese Wissenschaft hat sich dann so sehr verdunstet, daß ich heutigen Tages nichts mehr davon verstehe, als die ersten Elemente des Rechnens, vom Addiren bis zum Dividiren; sonst kann ich gar nichts mehr davon, nicht einmal die Regel de Tri.

Ein eigenthümliches Erstaunen saß gleichsam stereotyp in meinem Kindeskopf, nämlich ein großer Respect vor der Druckereikunst und Büchermacherei. Ich verglich deßhalb mit besonderem Interesse die Bücher der kleinen Andachtsbibliothek in der Stube den Jahreszahlen nach, welches die jüngst gedruckten Bücher seien, um sie mit besonderer Verehrung anzusehen, als wären sie näher der Urquelle aller Bücher, der Druckereikunst. Vielleicht war dieser jugendliche Instinct ein Vorahnen, daß ich mit dem Druckereiwesen in einen sehr nahen Verkehr kommen werde, wie deßhalb treffend vor einigen Jahren ein Kapuziner in Lyon auf die Adresse an mich die Bezeichnung schrieb: „Büchermacher in Freiburg“.

2. Eltern.

Es ist nun Zeit, von den Eltern des Verfassers zu sprechen, und wie sie den jungen Setzling herangezogen haben. Vor Allem will ich bemerken, daß alle Kinder an großen Respect gegen Vater und Mutter gewöhnt waren. Es war nicht daran zu denken, daß ein Kind das vertrauliche „Du“ bei Vater oder Mutter anbrachte. An wechselseitiges Küssen war kein Gedanke. Ich habe mein ganzes Leben niemals einen Kuß bekommen von Vater oder Mutter; wenn ich als kleines Studentlein aus den Ferien kam oder fortging, küßte ich nur dem Vater die Hand. Ungeachtet unserer Ehrerbietung gegen die Eltern, waren wir doch überzeugt von

ihrer ernsten Liebe und Sorge für uns. Ich glaube auch jetzt, nachdem ich als Lehrer der Pädagogik eine Erziehungskunst herausgegeben habe, daß meine Eltern sich in das richtige Verhältniß zu uns Kindern gesetzt haben, gleichsam in dasselbe, wie Gott bei der Erziehung der Menschheit eine Haltung beobachtet. Namentlich bin ich überzeugt, daß die weichliche Liebkoserei der Kinder in eingebildeten Familien mit einer kräftigen Erziehung sich nicht verträgt. Gott behandelt uns Menschen in der Erziehungsperiode des irdischen Lebens mit großer Sorfalt in allem, was Leib und Seele Noth thut, hingegen tractirt er uns seltener mit Süßigkeit. Bezüglich des Strafverfahrens war die Praxis von Vater und Mutter ganz entgegengesetzt: Ich wurde, so viel ich mich erinnere, von meinem Vater niemals gestraft; hingegen war die Mutter hierin keineswegs fahrlässig. In den ganz frühen Jahren wurde ich bisweilen geschlagen und später eingesperrt. Die Missethaten, welche mir diese Strafen zugezogen, sind mir nicht im geringsten mehr erinnerlich, wahrscheinlich, weil ich genannte Strafen bloß für ein Unglück angesehen habe, wie es so oft bei Kindern vorkommt, nicht als Vergeltung einer wahren Schuld. Dabei erinnere ich mich auch, daß, wenn meiner Schwester, welche dem Alter nach mir am nächsten stand, eine ähnliche Züchtigung zu Theil wurde, sie regelmäßig mit starkem Geschrei wiederholt die Worte vorbrachte: „O liebe Mutter, ich will ja brav sein.“ Obschon ich zwei Jahre jünger war, so kam mir dieses Schreien und Abbitten als eine schmähliche Niederträchtigkeit vor, die mir rein unmöglich gewesen wäre. Von der Mutter bestraft zu werden, hat mir, so viel ich glaube, weder genützt noch geschadet. Dasselbe kann ich aber auch von dem Nichtstrafen Seitens des Vaters sagen.

Mein Vater stand überhaupt in einem eigenthümlichen Verhältniß zu uns Kindern und ganz besonders zu mir. Er redete wenig und selten mit uns, zumal mit mir selbst.

Da ich schon studirte und jährlich zweimal in die Ferien nach Hause kam und daselbst einige Wochen zubrachte, so wurde regelmäßig mein Vater bei der Ankunft und beim Abgang zu einigen Fragen und Abschiedsermahnungen erwärmt. In der Zwischenzeit konnte es aber manchmal ganze Tage gehen, ohne daß er mit mir in ein Gespräch gerieth. Es war dieses nicht Gleichgültigkeit oder Kälte gegen mich — denn er äußerte bisweilen gegen Andere seine Freude, wenn ich gute Zeugnisse mit nach Hause gebracht hatte. Diese eigenthümliche Schweigsamkeit gegen seine Kinder lag offenbar in seinem Naturell. Mein ältester Bruder, zwanzig Jahre vor mir geboren, zeigte ganz dieselbe Eigenthümlichkeit. Mit seinen drei Söhnen hörte ich ihn selten sprechen, die directere Erziehung überließ er seiner Frau.

3. Eine Schwester.

Die Mutter war oft und lange krankhaft, so daß sie im Hauswesen wenig thun konnte. Die Zeiten ihrer leiblichen Schwäche benützte sie bisweilen, um uns jüngern Kindern moralische Geschichten zu erzählen. Sie hatte übrigens bei der Erziehung einen sehr tüchtigen Beistand, nämlich ihre älteste Tochter Salome. Diese lud sich selbst alle Lasten und Pflichten einer Mutter auf bezüglich des Hauswesens und der Erziehung ihrer jüngern Geschwister. Mit ihrem ungewöhnlichen Verstand war zugleich eine ernste, christliche Gewissenhaftigkeit gepaart. Sie war es vorzugsweise, welche mir in ganz jungen Jahren schon viele Belehrungen und Ermahnungen gab und sich selbst in religiöse Gespräche mit dem bezüglich des Alters zwanzig Jahre von ihr abstehenden Kinde einließ. Ein Abendspaziergang, den sie beim Herannahen der Dämmerung mit mir machte, ist mir bis auf den heutigen Tag durch einen Vorfall lebhaft gegenwärtig. Von dem Weg, welchen wir gingen, zweigte sich ein anderer Fahrweg ab, welcher durch einen seichten Bach zu einer

Fabrik führte. Ich erblickte mitten in diesem steinigen Wege eine Pflanze, vollständig einer Tulpe gleich. Ich wollte alsbald darauf hin, um dieselbe zu pflücken und mit mir zu nehmen. Meine Schwester Salome gestattete es aber nicht. Ihr Schweigen, ihr Zurückhalten, die Unmöglichkeit, daß mitten in einem Fahrweg eine tulpenähnliche Pflanze ungefährdet wachse und dastehe, selbst die mir jetzt noch gegenwärtige befremdende Erscheinung, weckt auch jetzt noch in mir die Ansicht, daß diese scheinbare Pflanze etwas Unnatürliches war, wovon mich die ernste fromme Schwester zurückhielt.

Ich weiß niemals, daß sie gelacht hätte, ohne daß sie deßhalb trübselig oder unfreundlich war. Selbst als ich noch sehr jung an das Lyceum in Rastatt kam, schrieb sie mir unermüdlich und zwar mit so eindringlichen Ermahnungen, daß diese Briefe mehr auf meine Religiosität und Gewissenhaftigkeit gewirkt haben, als alles, was in damaligen Jahren von außen einigen Einfluß auf meinen Seelenzustand ausübte. Besonders geschah dieß in einem wahrhaft entscheidenden Grade in der Zeit, da ich zur ersten Communion vorbereitet wurde. Ich kann wohl sagen, daß ihre eindringlichen brieflichen Ermahnungen mich vor dem größten Unglück bewahrten, vor einer unwürdigen Communion. Ich hatte nämlich früher wahrhaft gewissenlos und liederlich gebeichtet. Mir wurde die Beicht sehr früh von der Schulbehörde verordnet, während ich ungenügend oder gar nicht bezüglich dieses heiligen Sacramentes unterrichtet war. Daher war mein Bekenntniß so wenig vollständig und aufrichtig im Beichtstuhle, wie wenn ich öffentlich in der Schule vom Lehrer verhört worden wäre. Ich sagte eben einige alltägliche Sünden, bloß um etwas gesagt zu haben. Von einer Reue oder einem Vorsatz war gar keine Rede. Der Communicantenunterricht im Lyceum in Rastatt machte mich in dieser Beziehung auch nicht gewissenhafter, er war vielleicht in Betracht unserer lateinischen Grammatik höher, d. h. unverständlicher gehalten, als daß

er unsern jungen Köpfen und Herzen wirksam eingehen konnte. Nur die Briefe meiner Schwester Salome, welche sie mir bezüglich der ersten Communion schrieb, gaben nach einigem Kampfe den Ausschlag, so daß ich bei der ersten Communion zum ersten Mal richtig und vollständig beichtete. Auch habe ich seit dieser Zeit niemals mehr in meinem Leben gebeichtet, ohne alle mir bewußten Sünden zu bekennen. Gott vergelte es ihr. Ihre Briefe waren selbst in formeller Beziehung sehr schön, sie hatte Gewandtheit der Sprache und eine äußerst gefällige und doch individuelle Handschrift.

Im zweiten Jahre nach meiner ersten Communion hatte mich das Nervenfieber oder eine ähnliche Krankheit ergriffen. Ich lag etwa einen oder zwei Tage im Bett, da bekam ich einen Brief von Haus, daß die Salome gestorben sei. Ich hatte nicht das Geringste gewußt, daß sie krank sei, und so wurde das Gewicht dieses Ereignisses meiner Krankheit noch zugelegt. Ihre Persönlichkeit, ihr Charakter und die ungewöhnliche Musterhaftigkeit und Thätigkeit ihres Lebenslaufes hatten ihr in der Gemeinde eine solche Hochachtung verschafft, daß das Scheidzeichen mit der größten Glocke gegeben wurde, während solches niemals bei ledigen Personen stattfand. Selbst eine leibliche Gestaltung, welche sonst als eine Unzierde gilt, nämlich, daß sie an den Schultern einseitig war, konnte ihr als etwas Rühmliches angerechnet werden, denn es war gewiß hervorgebracht durch die Unermüdlichkeit, womit sie schon früh ihre jüngern Geschwister auf dem Arme trug. — Ich kann wohl behaupten, daß Gott sie als Mittel gebraucht hat, um mich vorzubereiten, einst ein Priester zu werden. Gott sei Dank für sie; sie genießt nun den Lohn einer reinen Jungfrau und treuen Mutter zugleich.

4. Ein Vetter.

Ein wunderliches Element, das in mein Jugendleben eingriff, war ein Vetter Namens Augustin. Dieser war ein

wohlhabender Kaufmann und lebte ledig mit zwei Schwestern. Derselbe hatte eine solche Liebe zu dem kleinen Vetterlein, daß er begehrte und von den kinderreichen Eltern erlangte, daß ich täglich bei ihm zu Mittag aß. Hier wurde ich gefüttert wie ein Kanarienvogel. Er führte einen so üppigen Tisch, daß häufiger ein gebratenes Huhn als Kalbfleisch zum Braten aufgetragen wurde. Dabei bekam ich stets von dem guten Wein eingeschenkt, den der alte Vetter trank; und zum Schluß der Mahlzeit gab er mir sehr häufig in ein Papier eingewickelt Zuckerkandel. An Ostern wurde mit säuberlicher Pedanterie den Ostereiern, welche der Has gelegt hatte, Fließpapier unterlegt. Daß ich bei diesem guten Vetter in keinem Stück zu folgen brauchte, sondern daß er allen meinen Wünschen entgegenkam, versteht sich von selbst. Jedes Jahr reiste er nach Frankfurt auf die Messe, um seine Hanfgeschäfte dort zu betreiben; er kam dann nach einiger Zeit nächtlicher Weile mit dem Postwagen zurück und brachte seinem Liebling irgend ein unerhörtes Geschenk. Bei dieser Liebhaberei für mich war er weit entfernt von allem Küssen oder sonstigem Liebkosen; er liebkoste mich nur mit Worten, die oft humoristisch und ganz originell seine Freude an mir ausdrückten. Seine beiden Schwestern waren niemals unfreundlich gegen mich, aber weit entfernt, mir in solcher Weise zu huldigen. Mein Vetter war ganz besonders der badischen Obrigkeit abhold. Wenn er auf der Straße irgend einen Angestellten sah, so sagte er oft: „Da lauft auch wieder so ein Hungerleider.“ Nur dem Napoleon war er nicht ganz gram. Auch im Haus selbst gab es zwischen Bruder und Schwestern zuweilen einen scharfen Strauß, wozu manchmal die Unzufriedenheit über das Essen den Zündstoff gab. Bezüglich seines Spezereigeschäftes war er der musterhafteste Mann. Nicht nur suchte er stets die solideste, beste Waare sich anzuschaffen, sondern er suchte sie auch noch zu verbessern. So z. B. wurden regelmäßig alle Kaffeebohnen sorgfältig verlesen, um alle

Steinchen und sonstiges Zeug, das wie Ungeziefer die Kaffeesäcke mitführten, zu beseitigen.

Der Leser mag sich wohl denken, daß ich unter dem Dache meines Vetters keine besonderen Fortschritte machte in den kindlichen Tugenden. Das kleine Büblein herrschte über den Vetter, und der Vetter über die Schwestern. Er bot mir später an, sein Haus und seinen Besitz mir zu übergeben, wenn ich Kaufmann werden wollte; aber dieses Anerbieten lief an mir herab wie Wasser auf Wichstuch gegossen: ich bekam auch nicht die geringste Anwandlung, darauf einzugehen. Ich wollte eigentlich nichts werden, wie später noch sich zeigen wird.

Als ich zum Studiren nach Rastatt versetzt wurde, sandte er mir regelmäßig an Neujahr eine große Schachtel voll Zuckerwerk. Aber dennoch wurde ich ihm allmählich fremder, nicht durch seine Schuld, sondern durch meine Undankbarkeit.

Es hat mich mein Undank, welchen ich durch Nachlässigkeit und Rücksichtslosigkeit auch in spätern Jahren gegen diesen Vetter zeigte, schon manchmal schneidend gereut. Auch eine andere Undankbarkeit, welche so ganz eigentlich aus Gedankenlosigkeit hervorging, bezüglich eines Mannes, der mir höchst aufopfernd in Konstantinopel alle Gefälligkeiten erwies, ist mir wie eine vernarbte Wunde in der Seele sitzen geblieben, die von Zeit zu Zeit wieder auf's Neue schmerzt. Es ist aber seltsam, wie nachhaltig derartige Versündigungen gegen Menschen uns so ätzend reuen können, während der unaufhörliche Undank gegen Gott, welcher mehr oder weniger alle Tage unseres ganzen Lebens begleitet, kaum beachtet, viel weniger ernstlich abgelegt wird. Wir stellen uns zu Gott hierin viel rücksichtsloser als gegen Menschen, wie wenn Gott nur seine Schuldigkeit thäte, wenn er täglich, stündlich und jeden Augenblick uns durch seine Fürsehung alles Gute erweist, dessen wir empfänglich sind.

5. Erste Lectüre.

Die Erinnerung an das Haus meines Vetters führt mir auch meine früheste jugendliche Lectüre in das Gedächtniß zurück. So oft ich zum Vetter kam und das Essen noch nicht bereitet war, griff ich zu dem einzigen Buche, welches das ganze Jahr standhaft auf dem Seitentische lag: „Noth- und Hülfsbuch von Hildesheim." Ich las immer wieder auf's Neue darin, obschon nichts Neues mehr für mich darin zu finden war. Am besten sind mir bis jetzt noch die Holzschnitte geblieben und am allerbesten der kleine Holzschnitt, wo ein Mensch bis zur Brust in einem Teich sichtbar ist, andeutend, daß er ersauft. Die lehrreiche Geschichte besteht darin, daß ein Lump sich stets mit dem Spruch tröstete: „Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben"; und wie der Teufel dem lustigen Lebemann umgekehrt die Rechnung verdorben habe. Dann fand sich auch noch ein anderes Buch, mit welchem ich mir sehr lange gleichsam ausschließlich die Zeit vertrieb: „Isidor, Bauer vom Ried." Dieser tugendliche Bauernroman hatte übrigens für mich einen unangenehmen Beigeschmack, weil ein bösartiger Feind, der den Mustermenschen Isidor verfolgte, Stolz hieß. Dann aber war gleichsam mein Homer, den ich nicht satt bekommen konnte zu lesen, zu bewundern und die Holzschnitte anzustaunen: „Fortunatus mit seinem Säckel und Wunschhütlein." Sonst war ich so lesesüchtig, daß ich zu Hause alles Gedruckte verschlang ohne Rücksicht auf seinen Inhalt. Selbst Gebetbücher dienten mir zwar nicht zur Erbauung, aber als Lesefutter. Nur gegen Predigtbücher hatte ich eine geheime Abneigung, ohne zu wissen warum. Ich mag ungefähr zehn Jahre alt gewesen sein, als ich in einem Zimmer die sogen. neuen Classiker fand. Ich fiel darüber her, wie ein junger Wolf. Es wurde Schiller, Wieland, dessen Uebersetzung von Shakespeare u. dgl. verschlungen; doch

weiß ich mich nicht zu erinnern, daß mir derartiges geschadet hätte. Auch später, als ich am Lyceum mancherlei Unterhaltungsschriften las, die ganz antikatholisch oder unchristlich waren, störte solches gar nicht meinen Glauben, wie Wasser und Oel in demselben Gefäß einander nicht annehmen.

Zweiter Abschnitt.

Gymnasialzeit.

1. Nach Rastatt. Heimweh.

Nachdem ich zehn oder elf Jahre alt war, sollte ich nach Rastatt, an dem dortigen Lyceum ein Studentlein zu werden. Ich hatte aber eine ganz entschiedene Abneigung dagegen, indem ich ganz eigentlich nichts werden, folglich auch nicht zu einem künftigen Beruf mich vorbereiten wollte. Erst die Drohung: wenn ich nicht studiren wolle, müsse ich ein Handwerk lernen — brachte mich zur Einwilligung, nach Rastatt abgeführt zu werden. Dort wurde ich in der Familie des Schloßverwalters eingethan. Dieselbe hatte noch eine Anzahl von Lyceisten, so daß wir in dem obern Stock der Wohnung eine kleine Studentenkaserne bildeten. Das Erste, was mich an dem neuen Aufenthaltsort mit großer Macht ergriff, war ein grimmiges Heimweh, welches erst nach mehreren Wochen sich linderte, aber jahrelang jedesmal auf's Neue erwachte, so oft ich aus den Ferien wieder nach Rastatt zurückkam. Ich dachte viel daran, ob und wie mich eine Krankheit von der Verbannung erlösen könne; ich wünschte sie von ganzem Herzen, um nach Haus zu kommen. Ein Kamerad von mir, der auch am Heimweh litt, redete mir ernstlich davon, wie man es selber bewerkstelligen könne, krank zu werden. Ich weiß noch, daß ich manchmal den ziemlich weiten Weg machte, um vor den großen Wald hinauszukommen und freie Aussicht gegen Bühl, d. h. zu der

Bergruine Windeck zu bekommen. Als ich einmal dem Wagen, womit mich meine Hausleute in Bühl abholten, vorausging, nahm ich am Weg ein herabgefallenes Laubblatt mit und las einen Stein von der Straße auf, als kleine Stücke von der Heimath.

Erst in den letzten von den acht Jahren, welche ich in Rastatt zubrachte, kehrte nach den Ferien das Heimweh nicht mehr zurück. In späteren Jahren bis auf den heutigen Tag verkehrte sich mein Naturell in dieser Beziehung so sehr in das Gegentheil, daß es mir bei meinen Reisen gerade in weit entfernten Orten und Gegenden so wohl und heimisch war, daß mir tagelang nicht einmal einfiel, woher ich sei, und daß die Rückkehr in die Heimath mir wehe that, wie wenn ich in der Fremde die rechte Heimath gefunden hätte. Diese Veränderung mag daher kommen, daß der jüngere Mensch gleichsam noch verwachsen ist mit seiner Umgebung und darum wie ein junger Vogel, der aus dem Nest geworfen wird, jämmerliches Unbehagen hat, sobald er jene verlassen muß. Der Vogel hingegen, der ausgewachsen ist, sucht die Freiheit, und es wäre ihm eine unerträgliche Pein, wenn man ihn in sein Jugendnest zurückzwängen wollte.

Ein eigenthümliches Heimweh, das viele Menschen, zumal auch gebildete Personen, bisweilen bekommen, besteht in der Sehnsucht nach ihren Jugendjahren oder ihrer Kindheit. Die lebhafte Erinnerung daran kann ihnen wehmüthige, selbst bittere Thränen auspressen. Es scheint mir aber, daß darin etwas Ungesundes liegt. Der ältere Mensch sollte nicht nach einer unmöglich gewordenen Lebensperiode unfruchtbar sich zurücksehnen, sondern, je mehr die Brücke zwischen Seele und Welt, nämlich der Leib, morsch wird und zerbröckelt, somit auch weniger mehr die Weltlust zudringlich ist, desto mehr sollte in dem Menschen ein edleres, das allein richtige und berechtigte Heimweh erwachen: das Heimweh nach Gott. — Der hl. Augustin sagt so schön, einfach und wahr: „Deus

est patria animae.“ Aber es gibt selbst ganz bejahrte Menschen, welche niemals nach jenem seligen Vaterland blicken mögen und lieber die armseligen Reste sinnlichen oder ehrgeizigen Genusses, den sie in ihrer Abgewelktheit noch zusammenklauben, in sich hineinlecken. Wenn der Löwe alt wird, fallen ihm die Zähne aus. Daher legt er sich auf die Lauer und fangt Mäuse, um sich damit zu nähren.

2. Lehrer und Studium.

Zunächst will ich über die Lehranstalt, woran ich acht Jahre lang, bis zum Abgang auf die Universität, zugebracht, Einiges sagen. Das Personal der Lehrer bestand aus Geistlichen und aus Weltlichen; der damalige Director Loreye war ein Geistlicher, wie überhaupt alle katholischen Lehranstalten damals Geistliche zum Vorstand hatten. In religiöser Beziehung zeigten sich aber auch die Lehrer aus dem Laienstand durchaus correct; keiner that je eine Aeußerung, welche für katholisches Bewußtsein verletzend war. Es herrschte auch unter den Schülern hierin ein ganz guter Geist; ich hörte in den langen Jahren niemals eine unkatholische Aeußerung. Es verstand sich allgemein, daß man der wahren Religion angehöre, ohne daß deßhalb auch allgemein wahre Frömmigkeit bei den Schülern herrschte. Der Religionsunterricht wurde allerdings behandelt wie ein anderer Lehrgegenstand, d. h. er wurde docirt und abgefragt, war somit keineswegs erwärmend. Nur in einer der obern Klassen war es anders. Da gab der damalige Stadtpfarrer, ein philosophisch und theologisch durchgebildeter Mann, den Religionsunterricht. Er führte ein halbes Jahr lang in sämmtlichen Religionsstunden nur ein einziges Thema durch, nämlich den Beweis der Gottheit Christi; dieses wurde aber in solcher Ordnung und Schärfe dargethan, daß der Unterricht selbst zugleich eine formelle Uebung in der Logik war. Ich kann mich nicht erinnern, daß in den Vorlesungen der Theologie irgend

ein Gegenstand so tüchtig und denkfest dargethan wurde; zugleich konnte nicht wohl irgend eine Glaubenswahrheit ausgewählt werden, an welcher mehr gelegen war, als an dieser.

Zur Ehre der damaligen Anstalt muß ich noch bemerken, daß ich niemals von einem Jugendlaster hörte, das an dergleichen Schulen viel verbreitet sein soll.

Von allen Lehrgegenständen war mir der liebste oder vielmehr der allein liebe Physik und angewandte Mathematik, deßgleichen etwas Astronomie, worin ein Lehramtscandidat als Freiwilliger die Freiwilligen unterrichtete. Sonst war ich eigentlich ein ziemlich träger Student, bei dem es in den acht Jahren, wenigstens äußerlich, decrescendo ging. In den zwei ersten Klassen bekam ich den ersten Preis; in den zwei folgenden Preise von geringerem Rang; in den zwei weiter folgenden wurde ich nur belobt; und in den zwei letzten wurde mir gar nichts zu Theil; ja der Philosophieprofessor sagte einmal von einer meiner schriftlichen Arbeiten, sie sei liederlich.

Dabei las ich gern und viel, was mir unter die Augen und in die Hände kam; nur die Schulbücher waren mir großentheils Steine des Anstoßes. Ich weiß mich noch zu erinnern, was ich für eine heftige Sehnsucht hatte, wenn im Schulzimmer die Fenster bei gelinder Witterung geöffnet waren, fort in die freie Natur oder in ein Dorf fliehen und dort bleiben zu können. Im Sommer ging ich regelmäßig in der Frühe um fünf Uhr fort in den prachtvollen Eichenwald, der damals Rastatt in einem weiten Kreise umgab. Mein gewöhnliches Begleitungsbuch waren die Gedichte von Göthe oder der erste Theil von Faust. Ich bekam nie genug, immer wieder auf's Neue darin zu lesen und die Poesie der Gedanken und die schöne, klare Sprache in mich einzusaugen. Dabei floß die eigene Phantasie in solcher Fülle, daß ich einmal nach Haus schreiben wollte, ich werde entweder ein Dichter oder ein Narr. Gegen sieben Uhr kam ich nach

Haus, trank Kaffee, und dann kam ganz dick die Prosa des Tages, nämlich viele Stunden Schulsitzen.

3. Hausleute und sonstige Umgebung. Erste schriftstellerische Leistung.

Nun will ich auch Einiges von der Lebensart und den anstößigen Persönlichkeiten zu Rastatt nachtragen. Meine Hausleute bildeten eine rechtschaffene Familie. Sie hatten einen Sohn, welcher in der siebenten Klasse sich befand, als ich in die erste kam. Ferner waren zwei jüngere Töchter da. Um ihr Einkommen zu verbessern, nahmen meine Hausleute in die überflüssige Wohnung Lyceisten auf und gaben ihnen zugleich die Kost. Es wurde viel Studentenmuthwille getrieben, wie es bei jungen Leuten dieser Sorte üblich ist, der jedoch niemals die Grenze der Sittlichkeit überschritt. Nur eine Unart gedieh zeitweise zu einer bedenklichen Höhe, nämlich das Kartenspiel. Obschon wir jedoch dabei um Geld spielten, so kam keiner in Schaden; denn es wurde nur angestrichen, wie viel einer dem andern schuldig sei, aber die angelaufenen Schulden niemals gezahlt. Hingegen lag ein gemeinsamer Verlust der Zeit darin. Ich habe namentlich auch zu Hause viel mit Kartenspiel in den Ferien mich unterhalten, habe aber später recht grell erkannt, was für ein elender Zeitvertreib das Kartenspiel ist, und daß müßig irgendwohin sitzen und ohne Beschäftigung hinausstaunen und dabei seinen hinausfliegenden Gedanken und Phantasien zuschauen, ein viel menschenwürdigeres Nichtsthun ist, als das Kartenspielen.

Ein anderes Spiel, was in meine damaligen Lebensjahre sich einflocht, war das Schauspiel. Im Schlosse war auch ein geräumiges Theater, worin dieselbe Gesellschaft, welche im Sommer zu Baden-Baden ihre Stücke aufführte, im Winter solche zu Rastatt repetirte. Insbesondere wurden tapfere Ritterstücke aufgeführt. Als Angehöriger des Schloß-

verwalters erhielt ich, wie seine Familie, freien Eintritt, was ich auch mit sorgfältiger Ausdauer benützte, so daß ich wöchentlich dreimal in das Theater kam. Ich wurde ein leidenschaftlicher Liebhaber davon, kann aber wohl sagen, daß es mir in keiner Beziehung meines Wissens etwas geschadet hat. Nur mag einiger romantische Unsinn meine Phantasie angebrenzelt haben. Wir Studentenbuben führten selbst eigene, von uns erfundene Ritterstücke auf, wo die Lineale als Schwerter benützt wurden und die vielen Gemächer des Schlosses genugsam Raum boten zur Aufführung. Ich mag etwa ein Junge von zwölf bis dreizehn Jahren gewesen sein, da schrieb ich ein derartiges Ritterstück, wo, wenn ich mich recht erinnere, auch ein Drache und eine Höhle vorkamen. Die Höhle und der Drache wurden dargestellt dadurch, daß einer von uns unter den Tisch hockte und übelgesinnte Laute von sich gab. Ich hatte bei diesem Schriftstück keineswegs eitle literarische Absichten, sondern lediglich das reine Verlangen, unsere unordentlichen Theateranwandlungen etwas zu reguliren. Uebrigens ist mir dieses Werk sehr bald abhanden gekommen, und es währte dann fast zwanzig Jahre, bis ich wieder einen Anlauf zu literarischer Production machte. In der Zuversicht, daß ich keine Gefahr laufe, setze ich einen Preis von tausend Mark darauf, wenn Jemand jenes jugendliche Product im Manuscript auffindet und mir zustellt.

In den ersten Jahren, als ich in Rastatt war, mußte ich alsbald auch öfters Briefe für das elterliche Haus in Bühl schreiben. Als ich in die Ferien kam, wurde mir geradezu in der Familie vorgehalten, daß ich meine Briefe nicht selbst schreibe, sondern mir machen lasse. Als ich verwundert um den Grund dieses Verdachtes gefragt, ergab sich, daß man nicht glauben wollte, ein Junge von elf Jahren könne so herzhaft alles hinschreiben, was er sieht, hört oder denkt. Zu Haus hatte ich nie Gelegenheit, dieses Talent zu üben,

und war mir diese Schreibegewandtheit selbst ein verborgener Schatz.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mir in meinem Leben, das gleichsam wie mit Briefpapier ausgestopft ist, auch manchmal auffiel, wie Leute, welche nur an Elementarschulen schreiben gelernt haben, viel bessere Briefe schreiben, als ein großer Theil von Bildungsmenschen. Gerade das Nichtbekanntsein mit der Literatur bewirkt, daß natürliche Anschauung und Verstand, überhaupt die reine Persönlichkeit sich unmittelbar in solchen Briefen einfach, klar und lebendig darstellt; hingegen die Briefe Gebildeter sind oft zum großen Theil, ohne daß es die Schreiber selber wissen, angefüllt mit Phrasenmacherei und dem Schellengeklingel erlogener Bescheidenheit, Liebe, Hochachtung und edler Gesinnungen. Abgesehen von den geschraubten und gespreizten Ausdrücken: was ist z. B. langweiliger und abgeschmackter als die üblichen Namenstags- und Neujahrstagsbriefe, welche aus den Pensionaten und dergleichen Anstalten ausfliegen, wie wenn ein Taubenschlag geöffnet würde? Ich habe manchmal solche Briefe vor Ueberdruß nicht einmal bis an das Ende gelesen. Auch von dieser Seite betrachtet, halte ich unser Unterrichtswesen, wie es die deutsche Pedanterie und Großthuerei betreibt, für die Gesundheit und die Entwicklung des Geistes für schädlich.

Noch häßlicher aber kommt es mir vor, wenn die jungen Personen selbst noch gehindert werden, beim Schreiben von Briefen einfach ihre Stimmungen und Gedanken rückhaltlos zu äußern, indem die Briefe der Zöglinge von einem Obern oder einer weisen mère préfete visitirt werden. Indem die jungen Personen fürchten, daß nicht Alles diese Douane passiren würde und Manches unangenehm wäre, wird selbst ihr Briefschreiben hinderlich sein der Entwicklung eines aufrichtigen, wahrhaftigen Charakters und die Anlage des weiblichen Geschlechtes, sich zu verstellen, fördern. Ich hatte einmal Gelegenheit, in einer Anstalt, wo junge Personen

nebenher auch angeleitet wurden, Briefe zu schreiben, solche Briefmuster zu lesen. Regelmäßig kam die Redensart darin vor, wie glücklich die Schreiberin sich fühle, in dieser Anstalt zu sein. Jede mußte sich also auf dem Papier glücklich preisen, wenn sie auch dem Davonlaufen nahe stand.

Von Turnübungen an Schulen oder lateinischen Anstalten wußte man damals gar nichts; man überließ es dem Naturtrieb des jungen Volkes, sich selbst herumzutummeln. Dieß geschah auch in den manchfaltigsten Spielen, wobei Sinne und Glieder tapfer gestärkt wurden, im Schlittschuhlaufen, im Baden, im Botanisiren. Wir Schloßbewohner insbesondere übten uns, wie Katzen und Marder auf den Schieferdächern und Brüstungen der Altanen furchtlos und frech uns umherzubewegen. Bezüglich des Badens will ich eine kleine Episode erzählen, welche mir noch lebhaft im Gedächtniß ist. Einmal kam ein Mitschüler, ein sehr lebhafter und beliebter junger Mensch, in die Klasse und erzählte: heute Nacht seien im Traum zwei Todtenköpfe zu ihm gekommen und hätten nach ihm geschnappt; der eine habe ihn stark in den Finger gebissen, der andere aber sei ihm doch nicht an den Leib gekommen. Denselben Abend noch ging dieser Student mit einem andern an die Murg, um zu baden, und ertrank. Später erfuhr man, daß sein Bruder im Heimathsort auch an demselben Tage badete und vom nahen Ertrinken noch gerettet wurde.

In der Familie des Schloßverwalters, wo ich acht Jahre lang wohnte und die Kost hatte, ging es anständig zu, doch ward bei der manchfaltigen Bevölkerung unserer kleinen Studentenkaserne viel Muthwillen von verschiedenartigster Sorte ausgeübt. Abends saßen wir nach dem Nachtessen sehr oft in die Wohnstube, wo die Frau Hausmeisterin und ihre zwei Töchter etwas arbeiteten, die Magd das Spinnrad handhabte und einer der Schloßknechte ebenfalls herüber kam. Dieser war ein grausam häßlicher Mann, dessen Maul aber überfloß von den unerhörtesten Erzählungen seiner Heldenthaten

(wie er z. B. allein zehn Russen zum Haus hinausgeworfen habe), sodann wieder von den schauderhaftesten Geistergeschichten, welche ihm begegnet und die er furchtlos und tapfer ebenso ausgehalten habe, wie andere Fährlichkeiten. Dabei brachte er ungeheuerlich groteske Witze vor. Wir junges Volk hörten ihm theils zu, theils übten wir unsern eigenen Witz an seiner Person. Ich glaube, daß wir durch diese nächtlichen derben Unterhaltungsstunden Gemüth, Verstand und Witz besser erfrischten, als wenn wir eine wohlempfohlene lehrreiche Schrift gelesen hätten. Nach den langweiligen Lehrstunden des Tages war uns der sprudelnde Redefluß unseres Schloßknechtes eine wahre Erquickung.

Ich bemerke noch von einem andern Schloßknecht, der als Unteroffizier die Napoleonischen Kriege mitgemacht hatte, daß derselbe in einem Schloßgange ein Gespräch mit mir anfing über Religion. Er äußerte sich, daß nach dem Tod Alles fertig sei, hingegen müsse man freilich gelten lassen, daß es einen Gott gebe, man sehe dieses schon am Firmament. Als ich ihm bezüglich der Abläugnung einer Fortdauer nach dem Tode widersprach, verwunderte er sich und sagte, er habe geglaubt, daß wir Studenten in den obersten Klassen, zumal der Philosophie, gerade darüber unterrichtet werden, daß mit dem Tode Alles fertig sei. — Wie dieser Mann, der sonst einfach und ehrenhaft lebte, zu dieser Ansicht gekommen ist, weiß ich nicht. Unser Professor der Philosophie war ein ganz gläubiger Katholik, welcher schellingisirte, aber nicht nur selbst eine unverständliche und abstracte Sprache führte, die wir jungen Philosophen nicht verstanden, sondern wir mußten auch noch Lehrbücher von einem gewissen Tanner uns anschaffen, welche so abstract und ungenießbar stilisirt waren, als hätte der Verfasser sich absichtlich angestrengt, seinem Buch durch Unverständlichkeit Respect zu verschaffen. Die Schriften von Schelling selbst sind hell und klar dagegen wie ein Bächlein, das auf Fels- und Sandboden dahinfließt. Ein Mitschüler, der am

besten vor dem Angesicht unseres Philosophieprofessors bestand, sagte mir selbst einmal: die guten Antworten, welche er gebe, wenn er aufgerufen werde, verstehe er selber nicht, sondern er bringe eben die abstracten Ausdrücke vor, wie sie im Buche stehen. Das Ungeschick der Lehrer und Büchermacher, sich verständlich auszudrücken, ist erstaunlich groß.

4. Ferien. Eine Ferienfreundschaft.

Ein wichtiger Zeitabschnitt für meine damalige Lebensperiode war die Ferienzeit, welche ich regelmäßig in meiner Heimath Bühl zubrachte. Ich hatte daselbst einen Kameraden in meinem Alter, den einzigen Sohn einer ehrbaren Hauptmannsfamilie; ich brachte daselbst fast täglich einige Zeit zu. Es war gleichsam eine geisterhafte Familie. Der Vater, ein Holländer, war viel kränklich. Einmal ging er in der Stube auf und ab, da bewegte sich, im Angesicht von Allen, ein Schlüssel, der an einem Nagel hing, wie der Pendel einer Uhr hin und her. Der Alte suchte verwundert ihn festzuhalten. Bei dem darauffolgenden Mittagessen sah eine Tochter, welche ihm gegenüber saß, hinter seinem Rücken, einige Schritte von ihm entfernt, seine volle Gestalt weiß gekleidet stehen, während die Nase des am Tische sitzenden Vaters auffallend weiß wurde. Denselben Nachmittag bekam er so heftige Leibschmerzen, daß er sich auf dem Boden wälzte und starb. — Noch andere seltsame Dinge kamen in der Familie vor.

Ich zog Nachmittags sehr viel mit dem Sohn im Freien herum; einige Mal wanderten wir auch in das Elsaß, woher seine Mutter stammte, und waren gleichsam ganz verliebt in diese fremdländische Gegend und Bevölkerung. Wir beide waren in Ansichten, Geschmack und Lebensart innerlich so gleichgestaltet, daß bisweilen Jeder zugleich den nämlichen Gedanken oder Einfall bekam, so daß der Eine es gerade sagen wollte, was der Andere schon auf den Lippen hatte. Diese Vacanzfreundschaft währte fort, bis der eigentliche Beruf mich

an eine vacanzlose Stelle festsetzte. Später kam bei ihm die Prosa des Lebens; er wurde dick und sehr reich. Unser vieljähriger Verkehr hatte keinen höheren sittlichen Charakter; bloß das Behagen, mit gleichgestimmten Nebenmenschen lustig zu verkehren, hielt uns zusammen.

Dritter Abschnitt.

Die Universitäts- und Seminarsjahre.

1. Berufswahl. Freiburg. Juristerei.

Ich war in Rastatt bis in die achte, d. h. oberste Klasse an dem Lyceum gelangt; aber selbst nach der Schlußprüfung wußte ich so wenig als beim Eintritt in die unterste Klasse vor acht Jahren, was ich werden wollte. Ich kann in aller Wahrheit sagen, daß ich zu gar keinem Stand Lust hatte, also eigentlich nichts werden wollte. Nur in den ersten Rastatter Jahren bekam ich oft Gelüste, Apotheker zu werden, aber nur auf Grund des Heimwehes, indem ich mir dachte: dann könne ich jahrelang in Bühl sitzen bleiben. Auf meinen darüber geäußerten Wunsch erklärte die Familienregierung, dieß gehe nicht an, weil die zwei ältern Brüder schon Apotheker seien. Mein Vater überließ mir die Wahl des Standes, hatte aber den Wunsch, daß ich Medicin studire. Ich selbst hatte aus Scheu vor dem todten Menschenfleisch in der Anatomie gar keine Lust dazu, und wählte die Juristerei, worüber mein Vater zornig sich äußerte, ohne mir jedoch diese Wahl zu kassiren. Als ich in Freiburg die juristischen Collegien des ersten Curses besuchte, kam mir die Sache sehr trocken und langweilig vor; nur die Vorlesungen von Rotteck über das Naturrecht hatten einige Anzüglichkeit für mich.

Auf einmal nahm mich ein höheres Geschick, gleichsam wie den Propheten Habakuk, am Schopf und setzte mich auf ein anderes Gebiet. Es erschien im Regierungsblatt eine

Ermahnung vom Ministerium, daß Eltern und Vormünder ihre Söhne abhalten sollen, der Rechtswissenschaft sich zuzuwenden, indem zunächst wenig Aussicht auf Anstellung vorhanden sei. Darauf kam auch von dem Ministerium meines elterlichen Hauses ein Erlaß, daß ich abstehen müsse von der Fortsetzung meiner juristischen Studien und irgend ein anderes beliebiges Fach mir wählen solle. Was nun machen?

2. Theologie. Professoren. Lectüre.

Mit wenigen Ausnahmen waren meine Mitschüler von Rastatt aus zum Studium der Theologie übergegangen. Dieser Umstand und da ich immer noch keine Neigung zu irgend einem Facultätsstudium hatte, brachte mich zu dem Entschluß, provisorisch Theologie mitzumachen. Damals aber waren zwei Professoren an der theologischen Facultät, welche in der Entwicklung ihrer Glaubens- und Sittenrichtung dahin gelangten, daß sie vollständig von der katholischen Kirche abfielen und sich das Vergnügen machten, zu heirathen, der eine sogar zweimal. Die übrigen Professoren waren von der Art, daß sie, wenn auch nicht kirchenfeindlich, die studirende Jugend keineswegs mit Liebe zur katholischen Kirche erfüllten. Was aber am schädlichsten auf mich wirkte, war der sogenannte theologische Büchervereín. Wer dazu gehörte, bekam jede Woche ein Packet Bücher und Zeitschriften in das Haus getragen. Bei Weitem das Meiste war nicht nur unkatholisch, sondern vollständig rationalistisch, so z. B. der „Denkgläubige" von Prof. Paulus. Die Professoren hatten keinen besondern Einfluß auf mich — ich „schwänzte" einmal vier Wochen lang die Declamationen von Reichlin — hingegen wirkte desto schädlicher die Lesung der Schriften jenes Vereines.

3. Geistes- und Körperzustand des jungen Theologen.

Ich kam allmählich so weit, daß in meinem Glauben nur noch zwei Wahrheiten unerschüttert blieben: die Existenz eines

persönlichen Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Alles, was sonst der christliche Glaube zeigt und lehrt, war mir zweifelhaft geworden; bald funkelten zuweilen einige Sterne christlicher Wahrheiten in die Seele, bald wurde Alles wieder von schwarzen Wolken des Unglaubens umhüllt. Dieser Zustand brachte viele Verdüsterung und Trostlosigkeit in das Gemüth, was allerdings auch wieder mit jugendlicher Weltlustigkeit abwechselte. Ich finde in meinen damaligen Tagbüchern diese Gährung und dieses Auf- und Abwogen meiner Seele in manchfachen Variationen photographirt; will aber den Leser damit nicht behelligen, da mir dieselben selbst langweilig vorkommen, nur mag eine Stelle dieser Art vorgesetzt werden, um einen Einblick in die damalige Ungesundheit meiner Studentenseele zu geben:

„5. September 1830. Mir geht es jetzt bald, wie es dem unseligen Faust bei Göthe ging: nirgends habe ich Ruhe und Zufriedenheit. Das feinste Gewebe des Geistes und der Welt möchte ich durchdringen. Mitten im Vergnügen komme ich mir verächtlich vor, weil es mir klar ist, daß im Vergnügen keine Freiheit, sondern nur die nothwendige Natur waltet. Die Freude wird mir verbittert durch den Gedanken, daß sie nach nothwendigen Naturgesetzen erregt wird; ich sehe mich im Genusse nicht mehr als gottähnlich, sondern als eine Maschine an, die von fremden Kräften bewegt wird. Und so verfolgt mich wie ein böses Gewissen überall der Wunsch: wenn ich nur das innerste Wesen Gottes und meines Geistes ergründen, wenn ich nur alles Irdische und Menschliche ganz von mir abstreifen oder doch vollkommen tyrannisiren könnte! Und doch, wie groß ist die Disharmonie in mir! Bald bin ich versucht, mich zu betrüben, daß ich kein größerer Geist als alle Engel bin; und wenn eine angenehme Gewohnheit, eine sinnliche Freude oder ein solcher Trieb soll aufgeopfert werden, um die Herrschaft meines Geistes über das Irdische zu bewahrheiten — ach, wie schwach und klein

bin ich dann! Die Einsamkeit kommt mir vor wie eine Geliebte; sie ist es, die die höchste Lust und die tiefsten Schmerzen mir bereitet. Sie ist mir bald ein süßes Gift, bald eine bittere Arznei. Wenn ich Abends spazieren gehe, so macht sie mich zwar nicht heiter, aber die wehmüthige Freude, die glühende Hoffnung, das sehnende Verlangen, welche die Religion und ein hoher Geistesflug zu Gott und dem Erhabenen und Schönen gewährt, werden mir dann sehr oft zu Theil. Wenn ich um die Zeit von vier bis fünf Uhr ungefähr einsam bin, dann senken die tödtenden Sorgen ihre kalten erstickenden Flügel auf meine angstvolle Seele herab. Die Farben der Zukunft werden alle schwarz und düster. Ich weiß nicht mehr, daß es eine Hoffnung gibt; nur die Furcht und Angst verbittern mir das Leben und lassen mir den traurigen Tod als wünschenswerth erscheinen. Ich sah heute Nachmittag einen Mann, der schlecht und elend aussah, an mir vorübergehen. Gerade hatte sich wieder ein schwerer Nebel über meine Seele gelagert. Da kamen meine Gedanken mit sich selbst in Zwiespalt. Soll ich diesen Mann oder mich für glücklicher halten? Darüber war ich im Zweifel. Den meisten Leuten hätte jener Mann für sehr unglücklich gegolten; und ich, der ich mich oft für mehr halte als alle meine Umgebung, hätte einen solchen fast beneidet. Er steht tief und nieder, seine Freuden sind leicht zu zählen; deßwegen aber können auch ihn noch unendlich viele Genüsse entzücken, die mir nothwendig sind zum erträglichen Leben, aber keinen Genuß gewähren. Und warum sollen sie ihm nicht zu Theil werden? Sein Glückseligkeitsgefühl ist gewiß mehr befriedigt als das meinige; der Mangel an Kenntnissen, die Gewohnheit seines ärmlichen Zustandes haben jeden Zugang der Unzufriedenheit in seiner Seele versperrt. Jedes Geschenk der Vorsehung, das einem Andern ein Bedürfniß ist, ist ihm neu und ein herrlicher Ueberfluß. Aber ich zehre in wunderlichem Wahnsinn an mir selbst. Wo nichts zu gewinnen ist,

dorthin kehrt oft in wunderlicher Thorheit mein Geist all seine Kraft. Wie wenn ein böser Geist meine Seele in einen Abgrund hineinjagte, vor dem sie zurückschaudert und doch hineinlauft, gleich dem Vogel, der sich wahnsinnig in den schrecklichen Rachen der Klapperschlange hineinwirft: so ist es, wenn meine Empfindlichkeit in größter Uebertreibung Anlaß sucht zum Bruch mit Bekannten, der dann Niemanden so schmerzt als mich. Nur ungehofftes Glück wird mir zu Theil; dem hoffenden Wunsch ist als Zwillingsbruder stets die Nichterfüllung beigeboren. Nach hoher Tugend strebt mein Geist, und eine kleine Lust oder Gewohnheit besiegt den großen Tugendhelden. Der Glaube ist mir wie zur Strafe meiner leichtsinnigen früheren Wegwerfung so wünschenswerth wie nie; aber auch wie nie bin ich träge und unfähig, ihn in mich zu fassen und zu pflanzen. Die Zukunft auf Erden kann sich mir vielfach gestalten, doch wird sie mir der Sorgen und Leiden mehr gebären, als mir die Gegenwart der Freuden jetzt versagt. — Doch warum soll ich diese Klage fortsetzen? Ist sie doch nicht schön und mildert meine Schmerzen nicht!"

Obschon ich in ganz schlimme Zweifel bezüglich der Grundwahrheiten des Christenthums gerathen war, so regte sich doch alle Jahre der alte Glaube wieder, so oft die österliche Zeit kam. Er ließ mir keine Ruhe im Gewissen, so daß ich nicht anders konnte, als zu beichten und zu communiciren, was ich jedesmal in ganz katholischer Gläubigkeit that, durchaus nicht in Rücksicht auf Menschen. Der Glaube im Untergrund der Seele war also noch nicht ganz getödtet und hinausgeworfen, allein krank und größtentheils im Schlafzustand. Da aber der Glaube und das Gewissen in engster Beziehung stehen, so ging es auch mit meiner Gewissenhaftigkeit abwärts. Ich machte mich zwar keiner gröberen Excesse schuldig; ich schloß mich auch keiner Studentenverbindung an, da mir Tabak, Bier, Commerslieder und Rapierfechten zuwider waren und mein Naturell sich nicht gern unter das Joch der Statuten

solcher Verbindungen beugte. Allein von Frömmigkeit, täglichem Gebet, frommer Lesung, Wachsamkeit über Gedanken und Stimmungen, Fleiß in zweckmäßigem Studium, Zügelung der Zunge, Nächstenliebe u. dgl. war keine Rede mehr.

Doch bewahrte mich die Gnade Gottes, daß ich nicht in die zwei Sünden fiel, welche vielleicht zerstört hätten, was Gottes Fürsehung für mich aufbewahrt hatte: nämlich die zwei Sünden, von denen sich lebenslänglich enthalten zu haben dem Muster eines christlichen Soldaten, Tilly, nachgerühmt wird.

Dem geistlichen Leser aus fremden Diöcesen muß ich hier eine kleine Auskunft geben. Er wird vielleicht nicht begreifen, wie ich als Theologe geistig ein solches Vagabundenleben führen konnte. Damals war in Freiburg keine Anstalt, worin die künftigen Candidaten des geistlichen Standes lebten; nicht einmal eine Aufsichtsbehörde über dieselben bestand daselbst; jeder konnte leben und treiben, was und wie es ihm beliebte. Erst im Seminar, in welches der Theologe nach Abschluß seiner Universitätsjahre noch eintreten mußte, wurde sein Wandel beaufsichtigt und geregelt. Dasselbe wirkte jedoch in ähnlicher Art, wie wenn ein leichtsinniger Mensch, neun Monate an das Krankenbett gebunden, ein wenig fromm wird, hernach aber gesund und fröhlich wieder in die Welt kommt.

Auch bezüglich meiner Gesundheit waren die Freiburger Jahre von der Art, daß ich viel und oft sehr stark daran erinnert wurde, daß ich einen armseligen Leib habe und wahrscheinlich keine dreißig Jahre alt werde. Gleich beim Beginn meines Aufenthaltes in Freiburg bekam ich ein Uebel, welches ich in meinem früheren Leben nie gehabt, nämlich starkes Brustweh. Allerdings ist das Freiburger Klima für Hergekommene nachtheilig, wenn sie zu Brust- oder Halsbeschwerden Anlage haben; aber mein Vetter und Arzt Dr. Schwörer erklärte mir, die Lunge sei gesund und nur der Brustkasten müsse erweitert werden, ich solle daher viel bergsteigen. Um die Kur gründlich und schnell abzuthun, rannte ich täglich

im Trab oder kurzen Galopp den Schloßberg hinauf. Die Folge war, daß ich das Brustweh fast für immer gänzlich verlor und jetzt noch rasch bergauf gehen kann, ohne daß man mich athmen hört oder ich in Schweiß gerathe. Dafür setzten mir manche andere Plagen verschiedenartiger Kränklichkeiten zu und predigten mir: mit dir wird es bald fertig sein.

Also waren Leib und Seele an dem jungen Menschen schadhaft und machten das Leben vor Gott unschön und für mich selber verworren, trübselig und leer. Ich kann wohl sagen: die drei Studentenjahre, wo ich mit dem Stroh und den Disteln der Freiburger Theologie und entsprechender Schriften gefüttert wurde, bilden die traurigste und schlimmste Zeit meines bisherigen Lebens. Die innerliche Qual steigerte sich zwar noch beim Abgang von Freiburg an einem andern Ort, aber an letzterm kam auch die Krisis und Wendung zum wahren Frieden.

4. Letzte Freiburger Ferien. Tod des Vaters.

Die Osterferien meines letzten Studienjahres in Freiburg waren streng und ernst angestrichen durch den Tod meines Vaters. Als ich nach Bühl kam, konnte er sich kaum noch außer dem Bett halten; bald mußte er vollständig das Bett hüten. Der Arzt kam, verordnete; aber der alte Apotheker nahm keinen Tropfen seiner Medicinen — wohl mit vollem Recht. Die Krankheit brachte schweren Athem und vieles Phantasiren mit sich. Ich hatte ohne eigentliche Herzensliebe zu meinem Vater doch einen gesunden, natürlichen Trieb, mich um ihn anzunehmen. Ich wachte bisweilen bei ihm Nachts, saß zu ihm und suchte ihm zu helfen, so gut ich konnte. Dieß ging mir ohne Beschwerde wohl von Statten, so daß ich selbst deßhalb gerühmt wurde. Und doch war diese Krankenpflege gleichsam religionslos, indem ich mich um die Seele des Vaters nicht kümmerte oder vielmehr nicht daran dachte, sondern nur um seinen Leib und sein leibliches Be-

finden. Ich war eben selbst darnach. Ich saß bei ihm, als er starb; er war zwar mit den heiligen Sacramenten versehen worden, aber bei seinem Sterben wurde der Priester nicht gerufen, weil Zuspruch wegen Schwerhörigkeit und Phantasiren nicht eingegangen wäre. Dem Freiburger Theologen fiel es auch nicht ein, wenigstens mit den Umstehenden Sterbgebete zu verrichten. Als der Tod langsam den Odem ausgelöscht hatte, blieb ich eine Weile ruhig und ernst noch sitzen, ohne eine Thräne zu vergießen. Die Phrase, der Schmerz sei allzu groß gewesen, um weinen zu können, ließ sich nicht auf mich anwenden. Erst den andern Tag, als der schöne Klang der großen Glocke dem Ort meldete, es sei ein Mann gestorben, faßte mich ein wehmüthiges, schmerzloses Weinen in dem einsamen Zimmer. Woher kam es, daß ich fast gleichgiltig den Todesproceß meines Vaters und seinen Abschluß mitmachte und ansah?

Es ist eben doch gewiß, daß physische Blutsverwandtschaft allein die Liebe, wie sie in vielen Familien unter ihren Mitgliedern gefunden wird, nicht erzeugen kann; dieselbe erzeugt sich viel mehr durch die Gewöhnung des nahen Umganges. Ich war meinem Vater von Jugend auf ziemlich fremd geblieben; er ging niemals mit mir spazieren, redete selten mit mir, strafte mich niemals; solang wir in seinem Hause beisammen waren, lebten wir mehr nebeneinander als miteinander. Wie sehr dieser Umstand des Miteinanderlebens erst die eigentliche Familienliebe ausbrütet, zeigt mir auch die Erscheinung, daß die Schwester, welche mir dem Alter nach am nächsten steht, eine sehr große Familienliebe hat bis auf den heutigen Tag. Sie hat von Kindheit an immer im väterlichen Haus und später sonst bei Verwandten ihr Leben zugebracht, während ich mit elf Jahren schon in die Fremde geschickt wurde und in noch jüngern Jahren der Vetter Augustin den jungen Buben absorbirt hatte. Ich finde in einem meiner Studenten-Tagbücher noch folgende Aeußerung bezüglich meines

Vaters: „Ein sehr sonderbares und gewiß seltenes Verhältniß fand zwischen meinem Vater und mir statt. Ich habe gewiß wenige Bekannte, mit denen ich verhältnißmäßig so wenig und so selten gesprochen habe, als mit ihm. Das ganze Band, welches uns zusammenhielt, war das, daß er das Geld zu meinen Bedürfnissen hergab, und ich am Neujahr und seinem Namenstag ihm einen steifen und abstracten Gratulationsbrief schickte. Nur wenn ich in die Vacanz kam, lächelte er mir freundlich zu und äußerte auch bisweilen bei andern Leuten, daß er eine große Freude an mir habe. Aber immer dauerte ihm die Vacanz zu lang und er konnte fast nie geduldig das Ende erwarten. Wenn ich nun endlich abreiste, ward er wieder freundlicher und besorgt und gab mir einige kurze Ermahnungen. Aber nie, soweit ich auch zurückdenke, kann ich mich erinnern, daß er mir etwas erzählt oder sonstige Mittheilungen gemacht hätte. Wenn je ein kurzes Gespräch zu Stande kam, so bestand es auf seiner Seite aus Fragen und von meiner aus Antworten. Dieses war mir um so mehr leid, da ich wußte, daß sein Leben voller Wechselfälle und interessanter Erfahrungen war. Daher kam es denn auch, daß mir sein Tod nicht besonders schwer fiel. Obgleich ich ihm in seiner Krankheit alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt erwies, die ein Kind seinen Eltern schuldig ist, so war dieses mehr ein moralischer Instinct, als eine lebhafte Liebe; denn er war mir eigentlich nicht mehr als ein Pfleger, nur daß er das Geld selbst für mich hergab. Die Distanz des Alters mag auch etwas beigetragen haben zu dieser kühlen, wechselseitigen Haltung; er war siebenundsiebzig Jahre alt, als er starb, und ich etwa einundzwanzig."

5. Uebersiedelung nach Heidelberg.

Nach dem Tod meines Vaters hatte ich noch das Sommersemester in Freiburg zu absolviren, um mit der dortigen Theologie fertig zu werden. Ich machte noch alle Examina

der einzelnen theologischen Fächer; aber statt mit dem nächsten Spätjahr in das Seminar zu gehen, ging ich auf die Universität zu Heidelberg. Der Grund zu diesem Entschluß lag zunächst in der Abneigung, mich zum Priester weihen zu lassen, während ich selbst am Glauben Schiffbruch gelitten und das rettende Brett noch nicht gefunden hatte. Ich war vermöge meines Alters selbständig und hatte genügend Vermögen, um nicht schnell ein Brodfach ergreifen zu müssen. Heidelberg sollte mir zunächst ein Ort des Abwartens werden, bis mir klar werde, was ich mit mir machen solle. Ich hörte daselbst hauptsächlich Vorlesungen über Philologie, Pädagogik, Geschichte, und studirte auch Naturwissenschaftliches. Zugleich war ich fleißig im Privatstudium. So kam es z. B. vor, daß ich, selbst im Winter, bis gegen Mitternacht studirte und um fünf Uhr Morgens wieder Licht machte. Dabei lebte ich sehr mäßig, frühstückte meistens nicht und hatte nur Mittags mein Essen am Kosttisch, während Abends gewöhnlich mein Nachtessen aus Butterbrod und einer Flasche Bier bestand. Meine äußerliche Lebensart war sonach ganz sittsam und respectabel, aber schwer und finster gährte es im Innern.

6. Professoren und Studenten.

Die Vorlesungen meiner Professoren hatten, so viel mir bewußt ist, keinen Einfluß auf mich. Meine Lehrer waren vorzugsweise der Symboliker Kreuzer, dann Bär, Schlosser, Friedrich Hermann und der Pädagog Schwarz. Zugleich benutzte ich häufig die Universitätsbibliothek. Näher berührte mich der Umgang, den ich allmählich mit Studenten bekam. In Heidelberg war das Corpswesen damals sehr ausgebildet. Bei der Studentenschaft von mehr als tausend Köpfen waren jene gleichsam Ausnahmen, welche sich nicht dabei betheiligten; der Studentenname solcher, die keiner Verbindung angehörten, war „Kameele“. Ich gehörte auch zu diesen letztern; dieses viele Biertrinken, Bundeslieder brüllen, das Duelliren, farbige

Mützen tragen, burschikose Ausdrücke brauchen, kurz der Lebensart solcher Kneipstudenten wie ein Kavalleriepferd dem Regiment mich einzureihen, war mir ganz widerwärtig. Vorerst schloß ich mich einem alten Freunde an, welcher vorher in Tübingen, wie ich in Freiburg, studirt hatte, und mit welchem ich in Rastatt schon vielen Umgang gepflogen. Wir gingen gewöhnlich Abends mit einander um. Er war Jurist, dabei aber auch nach andern Richtungen hin ein wissenschaftlich strebsamer Geist. Unsere Gespräche waren ernst und geistig. Ich finde in einem meiner Heidelberger Tagbücher noch folgendes Gespräch aufgezeichnet:

„24. November. Soeben komme ich aus Thiemers. Wie immer, war Sch . . . bei mir. Als wir fortgingen und wir eben schöne Musik gehört hatten, sagte Sch. zu mir, es sei ihm doch ein schrecklicher Gedanke, daß der Tod Einem alle Freude auch hinwegnehme.

Ich: Darüber habe ich auch schon nachgedacht und einen eigenen Gedanken bekommen.

Sch.: Sage mir ihn doch.

Ich: All das Entzücken und die Freude, welche Musik, Schönheit 2c. gewährt, entspringt ja aus einer Fähigkeit der Seele, recht selig zu sein. Wenn nun auch der Körper vergeht und die Sinne, so bleibt ja doch jene Seeleneigenschaft, entzückt zu werden.

Sch.: Wohl, aber wenn dieselbe nicht mehr durch sinnliche Dinge angeregt wird, so wird sie sich auch nicht verspüren und jene Fähigkeit wird gleichsam schlafend oder todt daliegen.

Ich: Warum denn? Die Schönheit und Musik 2c. halte ich selbst für unsterblich und geistig und sie wird daher auch meist ohne den Umweg der körperlichen Sinne zu uns sprechen können.

Sch.: Diese Hypothese ist zu gewagt. Ich habe erst kürzlich in Eulers Briefen gelesen, wo die Töne so natürlich erklärt sind, daß die Höhe und Tiefe derselben bloß von

Naturgesetzen abhängen, so daß ich mich unmöglich überzeugen kann, die Musik sei nicht etwas ganz Sinnliches.

Ich: Es ist wahr, daß die Höhe und Tiefe der Töne ganz von natürlichen Gesetzen abhängt. Allein wer ordnet diese Töne zur Melodie? In der ganzen Natur findet man keine Melodie. Es ist bloß der Geist, welcher die Töne ordnet, und nur die Ordnung der Töne gibt Musik; folglich entspringt das, woran der Geist so ein hohes Vergnügen hat, wieder aus ihm selbst.

Sch.: Dieser Gedanke ist sehr gut. Allein der Geist bringt doch keine Töne zuwege, wenn er nicht das Material der Töne schon vorfindet; er kann nur ordnen und zur Musik bilden, wenn ihm Töne gegeben werden; und diese stammen doch aus der Natur. Also fehlt ihm ein nothwendiges Mittel nach dem Tode, um durch Musik in sich eine Seligkeit zu erregen.

Ich: Was nöthigt uns denn, anzunehmen, daß nach dem Tode die Seele, abgeschlossen von aller Natur und allem Sinn, ohne Thätigkeit und Wirksamkeit ihr Dasein vertraure? Es ist ja so natürlich und so wahrscheinlich, daß sie wieder von einer Welt umgeben ist, in der sie lebt und wirkt.

Sch.: Dann müßte man also annehmen, daß sie noch einen ätherischen unsterblichen Körper hat.

Ich: Man kann dieses, ohne der Vernunft zu widersprechen. Aber es ist nicht einmal nöthig, denn man kann ja auch leicht glauben, daß die Seele einen neuen andern Körper bekommt nach dem Tod. Wie es andere Welten gibt und unendlich viele, so kann es auch unendlich viele und manchfaltige Körper geben. Ja kaum dieses anzunehmen ist nöthig, da Manche sogar behaupten, die Seele sei nur eine unendlich hohe Gradation des Körpers und sei also selbst ein Körper, freilich ein unsterblicher; und Gott sei auch körperlich; und es gebe gar nichts, was nicht Körper sei. — Hierauf schieden wir."

Im Ganzen genommen verkehrte ich hauptsächlich mit Norddeutschen, besonders aus dem Gebiet von Oldenburg und Kurhessen. Ein protestantischer Theologe aus Jever, der Heimath Schlossers, schloß sich mir sehr freundschaftlich an. Ich erwähne dieses Umstandes deßwegen, weil eine eigenthümliche Glaubenskreuzung zwischen uns stattfand. Er hatte einige Zeit bei Krummacher gelebt und war ein frommgläubiger Lutheraner. Deßhalb bekamen wir manchmal Disput miteinander, indem ich freisinnig und frech wie Schröpfköpfe meinen Zweifel seinem Glauben anzubringen suchte. Wunderlich schnell vertauschte jeder von uns seine Stellung; er wurde durch den Besuch der Vorlesungen von Paulus um allen christlichen Glauben gründlich gebracht; ich hingegen hatte auch eine Umwandlung durchgemacht: ich war vollständig wieder Katholik und griff seinen Rationalismus an. Selbst Professor Schlosser bemühte sich durch Mittheilung christlich-positiver Schriften, den jungen Ungläubigen zurückzubringen, aber vergeblich.

Ueberhaupt hat der kleine schwarze Bohrkäfer Paulus viel Unheil mittelst seiner Vorlesungen unter der Jugend angerichtet durch Zerfressung des christlichen Glaubens. Ein ehemals katholischer Mediciner sagte mir: jetzt sei es ihm erst recht wohl, seit er einigemal die Vorlesungen von Paulus besucht habe; er sei jetzt der Plage des Christenthums los.

Ich ging einmal mit einer größern Zahl von Studenten spazieren. Wir kamen durch einen Wald. Da suchte ein Württemberger Theologe, ein sehr gemüthlicher Mensch, mit mir etwas zurückzubleiben, um mich allein zu sprechen. Er nahm mich an der Hand und sagte, ich möge ihm doch aufrichtig sagen, was ich von der Gottheit Christi halte. Wir beide waren leider gleich übel daran. Ich sagte ihm, daß ich sie nicht läugne, aber auch nicht davon überzeugt sei. Er gab traurig zur Antwort: auch er wisse nicht, was er glauben solle. Höchst wahrscheinlich ist dieser Theologe aus dem alt-

lutherischen Württemberg auch erst in Heidelberg durch Paulus um den Glauben gebracht worden.

Gerade in Heidelberg aber, im Umgange mit fast ausschließlich protestantischen Studenten, bei Vorlesungen, in welchen keine Spur von christlichem Glauben zu entdecken war, bei einer gründlich heidnischen Lectüre, zeigte sich an mir verirrtem Menschenkind die allmächtige Gnade des guten Hirten.

7. Rückkehr zum Glauben.

Ich war schon das zweite Jahr in Heidelberg; die Seele war unaufhörlich von Religionszweifeln, wie von Windstößen aus verschiedenen Regionen, angefochten. Im tiefsten Grund meiner Seele saß das starre Gefühl, ich sei auf falschem Wege. Ich weiß mich noch zu erinnern, daß ich bei einem einsamen Spaziergang den Vogel, welcher an einem nahen Wege Laut von sich gab, um seine Lebensart beneidete. Mein einziges Gebet in jener Zeit war: Gott möge mich zur Wahrheit führen. Dieser eigentliche Religionsgram verschärfte sich aber noch zu Aergerem. Es war ungefähr um die Weihnachtszeit; an der Universität waren Ferien; längere Zeit war der Himmel wolkenlos und sonnig. Da kam über mich, ohne daß ich die geringste äußere Veranlassung hatte, eine entsetzliche Bangigkeit über das Schicksal, das meine Seele in der Ewigkeit erwarte. Diese innerliche Bedrängniß lag bleischwer auf mir, einen Tag wie den andern. Wie wenn bei schwer umwölktem Himmel zuweilen durch eine Wolkenspalte eine kurze Weile die Sonne zur Erde strahlt, dann aber schnell wieder der Wolkenvorhang zugezogen wird, so leuchtete bisweilen einige Minuten lang die süße Phantasie tröstlich in die finstere Seele: wie schön und glückselig wäre dein Leben und deine Aussicht für das Jenseits, wenn du ein frommer katholischer Seelsorger würdest! — Dann aber kehrte wieder die schwarze Angst und Noth zurück und be-

drängte schwer die Seele. Zuweilen seufzte sie ein schmerzliches Gebet zu Gott, er möge mir zu Weihnachten doch auch etwas schenken, den Frieden in der Wahrheit. So brachte ich Tag für Tag in dieser beinahe höllischen Seelenqual zu; sie steigerte sich so sehr, daß ich Fieber bekam.

Ich weiß nicht mehr genau die Uebergangszeit zu bezeichnen; allein auf einmal faßte ich den Entschluß, alles Suchen und Grübeln für immer abzuthun; auf die bisherige Weise taumle ich nur von einem Zweifel zu dem andern; ich wolle einfach mich der Autorität der katholischen Kirche unterwerfen; wenn das Ungeziefer der Zweifel wieder in die Seele krieche, wolle ich es einfach zertreten, statt damit zu disputiren.

Ich kann diesen Entschluß nicht anders ansehen, als für eine unermeßliche Gnade Gottes. Dieser gütige Gott, der mir solches geschenkt, hat es mir auch erhalten. Ich bin seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag niemals mehr in Glaubenssachen von der katholischen Kirche abgewichen, weder in der innerlichen Ueberzeugung noch im Wort. Wenn Zweifel an mich wollten, so machte ich nicht umständlich Reflexion darüber, wie sie zu widerlegen seien, sondern ich wehrte sie einfach durch den festen Willen ab: „Ich will nur katholisch glauben, die göttliche Erleuchtung der Kirche weiß die sichere Wahrheit allein."

Diese durchaus und in allen Beziehungen unverdiente Gnade Gottes, welche mich zum katholischen Glauben zurückgeführt und darin erhalten hat, war eine Krisis in meinem Leben, welcher vielleicht nur die Krisis des Todes vergleichbar ist. Damit war auch entschieden, daß ich nächstes Spätjahr wieder nach Freiburg zurückkehre und in das Seminar eintrete, um Priester zu werden.

8. Bezügliche Aufzeichnungen in den damaligen Tagbüchern.

Da ich glaube, daß manchem Leser, wie mir, die Bekehrungsgeschichte eines Menschen gleichsam als ein Wunder

in der Geisterwelt vorkommen wird und darum interessanter als andere Lebensereignisse sein mag: so will ich meine eigene Bekehrung durch eine Anzahl von Stellen aus meinen Tagbüchern jener Zeit illustriren.

„1830. 13. Julius. Kein einziges Jahr möchte ich noch einmal durchleben, so sehr überwog das Leid die Freuden; und wenn ich Andere frage, so sagen es auch die meisten. Wie mag ich in kühnen, frohen Hoffnungen die kommende Zeit erwarten und mir ein langes Leben wünschen? Man sagt ja überdieß auch noch, die Jahre der Jugend seien bei Weitem die glücklichsten; und diese gingen schon an mir vorbei — und sie waren nicht glücklich. Innere und äußere Krankheit und Furcht ängsteten mein schwaches Herz. Jetzt ist mein Körper gesundet und mein Geist erstarkt; gewaltig und frech schreitet er einher auf den selbst gemachten Ruinen des zerstörten Glaubens; nur drei Thürme ließ er stehen: Unsterblichkeit, Freiheit und Gott. Aber jetzt strebt er eine neue Stadt wieder aufzubauen, und die alten Säulen stehen wieder auf, und das zerstörte Gebäude wird wieder werden, nur schwächer und ungeschmückt. Ich fürchte sehr, daß ich eine eigene Kirche mir bleiben werde, wo ich Papst und Volk und Alles bin.

Wer hätte es wohl gedacht, daß das fromme Kind, welches täglich die Messe voll Andacht besuchte und unendlich viele Gebete hersagte, daß es einst allen christlichen Glauben wegzuwerfen im Begriffe sein werde? Doch, wenn ich es that, so darf ich bekennen, daß ich redlich die Wahrheit suche; und wenn ich sie finde, so werde ich sie behalten, wenn sie auch in dem strengen und harten Glauben der Katholiken zu finden ist. Wie kann ich mich aber in diesem Umherirren und Suchen glücklich nennen? Wie lieb wäre es mir, wenn ich mit der Ueberzeugung der Unfehlbarkeit der Kirche wieder ächt katholisch sein könnte. Aber so habe ich eine doppelt schwere Aufgabe, nämlich die Tugend

mir zu erringen und die Wahrheit zu suchen. Letzteres in Religionssachen ist gewiß nicht leichter als ersteres.

1831. 19. November. Wie tief ist doch der Jammer, in den meine Seele versunken ist. Soeben kam ich von einem Spaziergange zurück, wo ich halb mit Schnee bedeckte, farblose Berge sah; der Himmel war überzogen, und wie ein wunderlich Gespenst zog und wehte der späte Wind. Vom irdischen Leben losgeknüpft, schwebte mein Geist über der Erde und betrachtete das Elend der Menschen und meines; und als voll schwerer Schmerzen er zur schwarzen Thüre der Ewigkeit aufschaute, da glänzte keine Hoffnung mich an, sondern greuliche Furcht, als werde es nur noch ärger dort drüben, und man werde erst recht gequält, denn die Sünder würden auch noch gestraft. Da wollte mich das Menschsein ganz entsetzlich dünken, und ich hätte das Vögelein beneiden mögen, das neben mir flog — ist es doch frei von Furcht und Schmerz. Umsonst ist es, daß freundlichere Gedanken mich anhauchen, als wäre nur das Erdenleben bitter; denn wie der erste Augenblick, in dem das Kind zur Welt komme, schmerzlich sei, und es weine, so sei es mit dem Geiste: das Menschsein sei sein erster Geburtsaugenblick und die Ewigkeit sei freundlich und schön. — Und jetzt fließen schwere Thränen, und ich weiß nicht, weine ich mehr über mich, oder über uns Menschen alle.

30. November. Am Sonntag in der Kirche faßte ich den Entschluß und brachte es über mich, wieder katholisch zu sein. Seitdem haucht bisweilen eine ganz wundersame leise Freude mich an, wie wenn ich meine Seele jetzt gerettet in sicheren Hafen geführt hätte.

25. December. Willkommen sei mir, schöner Tag, wo milder Freude Sonnenschein in die von Angst und Schmerz umstürmte Brust die heilenden Strahlen sendet. In wehmuthsvollem Gebete bat ich gestern zu Gott, er möge mir mit dieser Nacht auch etwas zum Christtag bescheren; ich sei

ja so arm an Freuden, und wenn er mir nichts gebe — von Menschen hätte ich nichts zu hoffen. Und sieh! da kam gestern nachts eine freundliche Stimmung in mein Inneres, wie ein Engel aus jener heiligen Nacht, der mir auch Frieden brachte. Da ward es mir ganz wohl um's Herz, und nicht mehr so scheu blickte ich zum Himmel hinauf; und die Hoffnung, schon so lange fort, regte sich wieder. Und wie der Tag jetzt vom Sonnenglanz durchleuchtet ist, so ist in mir die Liebe zu Gott und die Menschenliebe erwacht; mein kaltes Herz ist weicher geworden, und ich meine von Gott und seligen Geistern umschwebt zu sein. O wenn doch dieses kein süßer Wahn bloß wäre, wenn er mich so gütig hörte, als ich in froher Phantasie es träume! Aber meine Freude ist so heilig und ganz überirdisch, daß ich allen Zweifel verscheuche, als käme sie nicht von Gott. Wohl aber kann meine Seele heiter sein und muthiger aufschauen, da ich ja den alten Glauben wieder voll gefunden habe und ergriffen. Sind doch die bösen Zweifel jetzt verscheucht, die schon über ein Jahr an mir nagten. Mit diesem Glauben, der jetzt stark geworden ist wie nie, kehrt nun auch das Vertrauen im Gebet zurück. — Aber schon vorher, in meinem höchsten Rationalismus, stieg ein anderer Glaube in mir auf, was orthodoxe Christen oft Aberglauben nennen, nämlich, daß es Erzeigungen und Erscheinungen gibt, und daß uns oft Geister umwehen, wenn auch unsichtbar.

29. December. Könnte sich die Seele wohl auch verbluten? Ich glaube, die meinige würde es thun. Sollte wohl diese Pein in mir eine Gnade sein, damit ich ein frommer Christ werde? Ach, es wäre eine schreckliche Gnade. Rechtschaffen zu werden und tugendhaft werden, ist mein innigster, redlichster Wunsch; aber heilig zu sein, wie ich es meine, das würde mir mein ganzes Leben in ein bitteres angstvolles Hinbrüten verwandeln, wo ich dann stets zweifelte, ob ich mich schon genug abgequält habe, damit meine etwaigen Ju-

gendsünden mir nicht die ewige Verdammniß nachziehen. Die Zeit meines Rationalismus war ich unbesorgt um Vergangenheit und Zukunft, oft dabei tugendhaft. Aber jetzt ist mir Alles vergällt; und wenn mein einsam Leben mir auch die Ausübung meiner Tugend gestatten würde, so würde ich sie mehr deßwegen thun, um einer Sünde zu entgehen, als um tugendhaft zu sein; denn ein böser Geist in mir blickt mit Verachtung auf alles, was ich thue, und hält mir immer die überspanntesten Ideale vor. Wie lange wird dieses noch so gehen? Auf meinem vorigen Spaziergang wünschte ich selber: wäre ich doch schon todt, um zu sehen, was daran ist. Wohl kam dieser Wunsch von Herzen. Denn solcher Angst Erfüllung ist nicht so arg, als die Qual, welche die Bangigkeit erregt. Furchtbar rächt sich jetzt mein Unglaube durch überspannten oder Ueber-Glauben. Ganz lieblich und schmeichelnd war es mir vor acht Tagen, als ich mich wieder zum Christenthum wandte; die Sicherheit, die es mir versprach, gab mir eine sanfte Ruhe nach so langem Umherschweifen — und jetzt brennt es wie Gift in mir, das ich für Honig einsaugte.

30. December. Jetzt kehrte ich zurück von einem Spaziergang gegen Rohrbach. Kalt und rein war der Himmel und voll unsäglichen Schmerzes meine Seele. Wie wenn ein Tropfen höllischen Feuers auf sie gefallen wäre, so riß und quälte es in mir. Ich bin zwar auch etwas körperlich krank, wenigstens fieberhaft; aber da meine Seelenkrankheit ungleich stärker ist, so sollte ich fast meinen, sie habe meinen Leib angesteckt. Ich betete, wie ich fast nur beten kann, aber mit schwachem Erfolge, wenigstens bis jetzt. Als ich die Ackerleute froh hinausziehen sah auf das Feld: wie innig war doch da mein Wunsch, auch ich möchte ein einfacher Bauer sein, und nie mehr gewußt haben und gedacht als so einer; dann wäre doch meine Seele zufrieden. — —

Wie sehr hat jetzt der Entschluß, geistlich zu werden, Alles

verändert! Eine herzliche Freude hat alle Bangigkeit verscheucht. Ja, es scheint mir sogar, daß Gottes Vorsehung mir deßwegen jene angstvolle Düsterheit geschickt hat, um mich auf diesen Entschluß zu bringen, der mir vielleicht sonst nie so leicht geworden wäre. Und ich glaube jetzt, daß mein inniges Beten zu ihm bewirkt hat, daß ich mit Lust den einzigen Ausweg ergreife, der mir aus dem verwickelten Knoten meines Lebens möglich scheint. Ja, eine halbe Seligkeit hat jetzt jenen Höllenfunken ausgelöscht, der mich so quälte. Ein wunderbarer Trost und Freude und Hoffnung für meine Zukunft diesseits und jenseits ist mir jetzt in's Herz gegossen. Ja, Gott ist gütig und verläßt Niemanden, der ihm vertraut!

15. Mai. O Natur, o Welt, wie schön bist du! In neuem Frühlingsglanze steigt über die blühenden Ebenen, über die grünen buschigen Hügel und Berge die Sonne empor. Der herrliche Naturgeist webt in der Pflanze Blätter und Blüthen, jubelt und singt in der Lerche und Nachtigall zum Himmel empor; und des Menschen Herz schwillt voll reiner Freude, voll süßer Wonne, daß er lebt und die Sonne glänzt und der Frühling glüht. Ich höre die Vögel ihre Lust in Gesang aushauchen, Blüthenduft wiegt sich um die Berge und steigt zum reinen Aether empor, als wolle der Frühling seine zarteste Gabe als einen Opferrauch zum großen Geist hinaufsenden zum Dank, daß er ihn geschaffen hat. Und was kann ich ihm opfern für die schöne Freude, die in meiner Brust jetzt wogt? Was ist das Schönste, was das Reinste, das ich gebären kann? Sind es Gedanken, sind es Töne, sind es Thränen, ist es Gebet voll heißen Dankes und mit neuem Wunsch? — Aber was ich gebe, was ich sende zu dir empor, ist nicht edel, nicht göttlich genug, daß es zu dir sich erheben dürfte; und so kann ich denn statt Dank und Anbetung vor dir, du ewiger Gott, nichts darbringen als eine Bitte: Schaff ein reines Herz in mir!"

9. Abschluß und Rückblick.

In den Osterferien besuchte ich meine Familie in Bühl, was ich ein Jahr vorher nicht gethan hatte. Hier entschloß ich mich, wieder die heiligen Sacramente zu empfangen, was ebenfalls ein Jahr vorher nicht geschehen war, weil es mir am Glauben gefehlt hatte. Ich beichtete dem ernsten Dekan, einem ehemaligen Professor der Mathematik, dessen ganzes Wesen selbst in der Pastoration die Strenge seiner Wissenschaft fühlbar machte. Er redete kräftig und resolut mit dem „jungen Manne", wie er mich nannte, über seine Sünden, ohne den geringsten Beisatz von Syrup.

Ich weiß mich noch lebhaft zu erinnern, wie ich dann vom lieben Gott gleichsam auch eine Portion von dem Gastmahl des verlorenen Sohnes bekam. Ich ging am Nachmittage mit einem der jungen Leute, welche bei meinem Bruder das Apothekergeschäft betrieben, nach dem Bühlerthale, um von dort den wunderbar schönen Weg auf der Höhe des Klotzberges zum Schloß Windeck zu machen. Die ganze Natur war feiertäglich schön, und in meinem Innern war es ebenso. Seit Jahren, oder vielleicht seit meiner ganzen Jugendzeit, war niemals eine solche sonnige Glückseligkeit in meiner Seele eingekehrt, als damals. Wie ein Schmetterling still und wohlig von der Blume zum Weben im Sonnenschein und vom Sonnenschein zur Blume schwebt, so schaute mein Auge zur schönsten Frühlingsnatur und mein versöhntes Herz zu Gott.

Wenn ich mich nicht irre, so war es damals, daß wir nach Neusatz hinabstiegen und dort ankehrten. Der Bürgermeister des Ortes, ein schöner junger Mann, saß auch in dem obern Wirthszimmer, wo wir uns niederließen. Nach einigem Unterhaltungsgespräch kehrten wir nach Bühl zurück. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, daß diese Orts- und Personenbegegnung zu der Zeit, wo ich zu Gott und seiner Kirche zurückgekehrt war, gleichsam das Haftgeld bildete oder

die Immatriculation für eine höhere Universitätszeit von 77 Monaten, worin mich der Herr der Geschicke für meinen Beruf als Pastoralprofessor und Volksschriftsteller ausbildete. Ich kehrte noch einmal für das Sommersemester nach Heidelberg zurück und fing dort, neben meinen philologischen Studien, wieder an, theologische Schriften zu lesen, um mich auf den Seminarsconcurs in Freiburg vorzubereiten. Ich blieb während dieser Zeit dem neuergriffenen Glauben und dem Vorhaben, mich dem geistlichen Stand zu widmen, getreu.

Wenn ich auf diese Heidelberger Jahre zurückblicke, so erkenne ich darin, wie Gott auch an mir eine der millionenfachen Variationen ausführte, dem verlorenen Schafe nachzugehen und es auf seinen Schultern zurückzutragen. Wäre ich in Freiburg nach vollendeter Theologie, wie meine Mitschüler, in das Seminar gegangen und hätte die Priesterweihe angenommen, so wäre dieses ein großes Unglück gewesen für meine Seele. Ich hätte ein schlechter Priester werden müssen, weil ich einen Beruf ergriffen hätte, für den ich weder Gesinnung noch Ernst, noch Liebe gehabt hätte, und dessen Pflichten ich jedenfalls nur kümmerlich und äußerlich erfüllt haben würde, um mich in das Nest der leiblichen Versorgung zu setzen.

Die Heidelberger Jahre hingegen gaben meiner Seele Zeit, eine langsame geistige Gährung durchzumachen, aus welcher eine glückselige Wiedergeburt im katholischen Glauben sich erzeugte, und zwar, um nie mehr umgestoßen zu werden.

10. Zweifel vor dem Eintritt in das Seminar. Der Cölibat.

Als ich nach vollendetem Seminarsconcurs mein gewöhnliches Vacanzleben zu Bühl führte, den Vormittag mit Studium, den Nachmittag mit Spaziergängen verbrachte, kam auf einmal vom Ordinariate die Einberufung in das Seminar. Da nun bestimmt und ernst die Frage factisch an

mich gestellt ward, ob ich mich unwiderruflich für den Priestand entscheide oder nicht, kamen höchst schwere Bedenken und Unruhen über mich. Der Weltmensch in mir bäumte sich auf wie ein Pferd, mit dem der Reiter über einen breiten, tiefen Graben setzen will. Wie es bei Solchen sich verhaltet, die von Jugend auf in Knabenconvicten und Clericalseminaren fromm auferzogen worden sind, weiß ich nicht; aber den Studenten, der wie die Karpfe im muhrigen Gewässer der Welt seine Jugend zugebracht hat, wandelt vor dem Thore des Priesterseminars ein geheimes Entsetzen an, daß er durch Uebernahme des Priesterstandes in so vielen Dingen seine persönliche weltliche Freiheit beschränken müsse und zwar unwiderruflich. Solches traf auch bei mir ein; insbesondere hatte sich meine Phantasie oft beschäftigt mit der Glückseligkeit einer idealen Liebe, welche mit dem Eintritt in das Seminar für das ganze Leben im Keim schon ausgetilgt werden sollte — oder um es ganz prosaisch zu sagen: es war der Schrecken vor dem Cölibat.

Da ich dieses schreibe und auf mein ganzes Leben zurückblicke, erkenne ich, daß gerade der Cölibat, vor dem ich so große Scheu hatte, eines der entscheidendsten Mittel war, wodurch mich Gott vor zahllosen Sorgen, Plagen und Trübseligkeiten bewahrte, womit die Seele des Ehemenschen mehr oder weniger verdüstert und eingeschnürt wird. Je mehr ich die Welt kennen lernte, desto mehr erkannte ich die große Wohlthat des Cölibates und dankte Gott dafür. Abgesehen von der großen Bedeutung und Nothwendigkeit des Cölibats für das Gedeihen der katholischen Kirche, gewinnt auch die Person des einzelnen Priesters schon in diesem Leben große Vortheile, welche dem Ehemann entgehen. Ich habe selbst schon mehreren Persönlichkeiten gegenüber, die scheinbar in glücklicher Ehe lebten, die Behauptung aufgestellt, daß der Ehestand viel mehr Unangenehmes bringe als Angenehmes. Weder Mann noch Frau haben mir je widersprochen, sondern

besonders Männer von Grund des Herzens beigestimmt. Ich bin überzeugt, daß, wenn nicht eine regelmäßige Verblendung in den jüngeren Jahren und der Firniß von Schönheit und Anmuth jugendlicher Personen, oder auch Speculationen auf Geld und Fortkommen ihre gewaltige Zugkraft ausübten, gerade die kräftigeren Mannesnaturen ledig blieben. Es ist auch merkwürdig, wie unter keinem Stand regelmäßig so viele Heiterkeit zu finden ist, als bei Geistlichen, namentlich wenn ihrer mehrere in Gesellschaft beisammen sind. Der humoristische Pater Roh sagte ganz treffend einmal zu einem protestantischen Pastor, der sich im Eisenbahnwagen eifrig gegen den Cölibat expectorirte: „Herr Pastor, es spricht nur der Neid aus Ihnen."

Es ist in dieser Beziehung eine merkwürdige Erfahrung, daß manchmal auch, was ich aber nicht auf meine Person beziehen will, solche junge Persönlichkeiten vom Priesterstand sich abgeschreckt fühlen, welche alle Zeichen des Berufes an sich tragen. Es ist, wie wenn der Teufel diese ihm gefährlichen Persönlichkeiten durch den Popanz des Cölibates ableiten wollte. Wenn sie nach schwerem Kampfe sich dennoch die Weihen geben ließen, so trat hernach plötzlich Ruhe ein und folgte ein schönes thätiges Priesterleben nach.

Vor einigen Jahren brachte bei einer Festlichkeit ein Professor der hiesigen Universität vor den übrigen Collegen einen Toast aus auf die Frauen, wobei er eine Aeußerung that, als sei einer ohne Weib kein rechter ganzer Mann. Die Ausdrücke weiß ich nicht genau; doch fand sich ein junger Professor der Theologie bemüßigt, mit einigen Worten diesem frauenseligen Gelehrten zu antworten. Jener Toast ging von einem Manne aus, dessen Fach, nämlich die Philosophie, ihn von dieser ungeschickten Aeußerung hätte abhalten sollen. Denn Descartes, Spinoza, Leibnitz, Kant, Schopenhauer, Günther haben in der Philosophie unstreitig ihren Mann als Cölibatäre besser gestellt, als dieser Philosoph mit seinem alten Weiblein.

So waren auch der Componist vom ersten Range Beethoven, der größte Maler Raffael und der größte Baumeister Michel Angelo ehelos bis an ihr End. Man kann gerade umgekehrt mit mehr Wahrheit sagen: ein kräftiger Geist, der sich ein hohes Ziel gesetzt hat, dem er alle seine Kräfte widmen will, wird seinem ganzen Wesen es angemessener finden, von den Banden und Ketten einer Familie sich frei zu halten. Darum würde jeder, der wahren Beruf für die selbst vor Gott hohe, edle Kunst der Seelsorge hat, von selbst schon die Ehelosigkeit wählen, wenn sie auch nicht von der Kirche angeordnet wäre.

In der gegenwärtigen Zeit sieht man, ganz besonders in Preußen und Baden, welch großen Werth der Cölibat auch für die mannhafte Unabhängigkeit den Regierungen gegenüber hat. In diesen Gebieten zeigt kein Stand allgemein den Muth und die Ausdauer des Widerstandes gegen Regierung und Ständemajoritäten, als der katholische Priesterstand. Was gibt ihm diese Festigkeit? Zu dem Fundament davon ist ganz besonders ein Granitstein zu zählen, der Cölibat. Wie ganz anders würde es ergehen, wenn die Priester wie protestantische Pastoren mit Eheweibern behaftet und mit Kindern belastet wären!

11. Eintritt in das Seminar. Vorsteher.

Als ich wirklich in Freiburg das Seminar betrat, fand ich nur wenige Bekannte. Die Zahl der Seminaristen, welche hier nach dem vollendeten theologischen Curs eintraten, um unmittelbar für das Priesterthum zubereitet zu werden, war ungefähr sechsundsechzig oder noch einige dazu. Davon mußten mehrere schon anfänglich entlassen werden, weil sie gar zu defect waren. Ich war einerseits noch viel zu sehr vom Weltstaub bedeckt, wie im Sommer eine Pflanze neben der Straße, als daß mich die vorgeschriebenen religiösen Uebungen besonders angesprochen hätten; wäre ich aber auch

frömmer gewesen, so hätte ich doch daran kein Genüge finden können, da auch im Seminar noch der kühle Aufklärungsduft vorherrschend war und selbst die Andachtsübungen durchdrang. Alle Vorstände waren zwar katholisch-gläubig, aber nicht viel mehr, als durchaus nothwendig ist, um der Kirche noch anzugehören. Ich war recht ungern im Seminar; und doch war ich auch nicht gern außerhalb der Mauern desselben und benützte es meistens nicht, wenn mich die Reihe des Ausgehens traf. Doch regte sich insofern eine ernstere Gesinnung in mir, daß ich den Entschluß faßte, ich wolle nach Erlangung der Priesterweihe mich nicht für das Lehrfach an einer lateinischen Anstalt verwenden lassen, sondern lieber meine Kräfte und Thätigkeit der eigentlichen Seelsorge zuwenden, was vor der Welt geringer sei, aber vornehmer vor Gott. Meine Heidelberger Studien schienen somit zur werthlosen Waare geworden zu sein; und dennoch zeigten sie sich bei späterer Wendung meines Lebens als geistiger Vorrath, der vortheilhaft für manche Lebensaufgabe sich erwies.

Im Seminar interessirten mich von allen Schriften, mit welchen ich mich beschäftigte, in besonderm Grade die von Hirscher. Da die Theologie, welche wir in Freiburg bekommen hatten, so ärmlich und zerfetzt war, daß sie nicht einmal persönlich, noch viel weniger in Hinsicht auf den künftigen Beruf befriedigen konnte, so waren mir die Schriften dieses ideenreichen Professors eine Nahrung, an der ich mit wahrem geistigen Hunger zehrte. Ich bildete mir daraus erst eine Theologie sowohl der Glaubensauffassung nach als auch bezüglich der Moral. Hirscher war für mich, wie für viele andere Theologen und Geistliche, eine Brücke, um aus den rationalistischen Ansichten und dem Wortgeplätscher des oberflächlichen Wessenbergianismus auf festen christlichen Boden zu kommen. Aber ich und wohl noch Viele mögen zu lange auf der Brücke stehen geblieben sein und darum zwar nicht unkatholisch, aber auch nicht vom Geiste wahrer Kirchlichkeit

durchdrungen worden sein. Doch werde ich bezüglich der Person Hirschers später noch mehr mittheilen, da er sonst noch auf meine Lebensstellung einen bedeutenden Einfluß gehabt hat.

Im Seminar war die Disciplin ziemlich gelockert. Der alte Regens S. war zwar ein geachteter Mann, welcher seiner Würde nichts vergab; aber er dachte an das Niederlegen seines Amtes und ging auch wirklich am Schlusse des Seminarcurses auf eine Pfarrei. Die übrigen Vorstände des Seminars waren ehrenwerthe Männer, aber gehörten eben doch, obwohl in gemäßigter Weise, der damaligen Richtung unserer Diöcesangeistlichkeit an. Ich will nur einen Punkt bezeichnen, an welchem man die damalige Richtung überhaupt erkennen mag, wie an einem Laubblatt den ganzen Baum: wir wurden im Seminar zum Breviergebet niemals angehalten, sondern uns nur gezeigt, wie man die Vesper aufschlagen müsse, um im Dom den Chor mitmachen zu können.

12. Anweisung zum Predigen. Erste Predigt. Rückblick auf das Seminarsjahr.

Der sehr gescheidte und als Prediger bei den Freiburgern beliebte Regens hatte auch den Unterricht über das Predigtfach bei uns Seminaristen theoretisch und practisch gegeben. Ich kann wohl sagen, daß ich durch ihn etwas gelernt habe, was vielleicht keinem der übrigen so gut gekommen ist und von keinem so cultivirt wurde, als von mir. Er drang nämlich darauf, daß wir beim Predigen niemals in allgemeinen Sätzen und Behauptungen sprechen, sondern jede ausgesprochene Wahrheit so viel als möglich vereinzeln und auf die Erscheinungen des Lebens anwenden sollen. Diesen Grundsatz führte ich schon in den Predigten aus, welche wir zur Uebung im Seminar anfertigen mußten; deßhalb wurden die meinigen vom Regens als die besten notirt. Später habe ich in allen meinen Predigten diese Uebung der concreten

Darstellung fortgeführt, und dieselbe ist dann auch in meine Kalender übergegangen, was sicher zu deren guter Aufnahme beim Volk viel beigetragen hat. Deßgleichen habe ich auch als Lehrer der Pastoral bei meinen Zuhörern, welche gelegentlich der Vorlesungen über Homiletik auch Predigtaufsätze machten, durchweg darauf gedrungen, daß in Predigten für das Volk möglichst anschaulich dargestellt werde, was man überhaupt den Zuhörern beibringen wolle.

Zur damaligen Zeit war es im Seminar üblich, daß die Seminaristen bei Pfarrern in der Umgegend sich zum Predigen antrugen und dann nach erhaltener Einladung etwa am Samstag Abend je zu Zweien nach der betreffenden Pfarrei wanderten, sich im Pfarrhaus einquartierten und den andern Tag mit der Angst des Steckenbleibens die Kanzel bestiegen. In dieser Weise hielt ich zum ersten Mal auf den Tag von Peter und Paul in Sasbach am Rhein eine Predigt über die Selbstverläugnung. Ich las sie in spätern Jahren durch; sie war von dem strengen Regens mit der Note „sehr gut bis vorzüglich" bezeichnet — ich aber fand sie so herzlos, todt und bloß im Kopf fabricirt, als eine solche Wortmacherei ohne Ernst, daß mir das Gefühl gründlicher Verachtung und Mißbilligung dagegen aufstieg.

Was meine Lebensart im Seminar betrifft, so hatte mich daselbst ein eigenthümlicher Trieb eingenommen, nämlich dem Schlaf möglichst viel abzubrechen. Ich hatte mir angewöhnt, augenblicklich, wie die Weckglocke gehört wurde, aus dem Bett aufzustehen, während fast alle Andern noch einige Zeit liegen blieben. Sodann begehrte ich mit einem andern Seminaristen von dem Regens die Erlaubniß, statt mit den Andern in das Dormitorium um 9 Uhr mich zu begeben, beliebig lang aufbleiben zu dürfen. Dieß wurde uns gestattet unter der Bedingung, daß wir kein Licht in das Dormitorium mitnähmen. Wir blieben oft bis nach elf Uhr in den Studirsälen, zuweilen kamen wir auch zusammen, um uns miteinander, ungestört

von dem Tumult unserer Tagesumgebung, zu unterhalten. Ich habe auch sonst Zeiten gehabt, wo ich mich mit ähnlicher Spärlichkeit des Schlafens begnügte. Ich fand darin eine eigenthümliche angenehme, ich möchte sagen poetische Nervenerregung. Schon als Universitätsstudent stand ich sehr frühe auf und that weiter nichts, als mich unter das Fenster zu legen und meinen Gedanken und Phantasieen zuzuschauen — was mir bisweilen in der Art ein innerliches Wohlsein, einen einfachen Genuß bloß am eigenen Seelenleben bereitete, wie wenn ich einer angenehmen Musik zuhörte. Bei dieser Verkürzung des Schlafes machte ich die physische Erfahrung, daß auch der Appetit für Speise und Trank sehr gering wurde, dem Nullgrade nahe kam, ohne mich im geringsten unwohl oder schwach zu fühlen. Auch der Bischof Wittmann macht einmal die Bemerkung, daß viel Essen und viel Schlafen miteinander in gleichem Verhältniß stehen.

Das Zusammensein mit den Andern, welche das Seminar gleichsam überfüllten, war nicht geeignet, das religiöse Leben zu fördern. In meinem Studirsaale allein waren ungefähr vierundzwanzig Seminaristen placirt. Von eigentlicher Aufsicht war fast keine Rede, und die fleißigern Bewohner des Studirsaales mußten es oft selbst versuchen, die andern zur Ruhe zu ermahnen. Ich glaube: Jeder, der nicht ganz abgelöscht war für das Religiöse, würde sowohl im Studium als auch in Uebung der Frömmigkeit besser gediehen sein in dem Studentenzimmer eines ordentlichen Bürgerhauses, als in dieser Ueberfüllung der Räumlichkeiten mit lebenslustigen und schlecht vorbereiteten Theologen. Die Früchte waren auch darnach. Ich will nur erwähnen, daß drei meiner Mitgenossen im Seminar später abgefallen sind und Weiber genommen haben. Andere sind zum Theil gute Geistliche geworden, haben aber erst in der Zeit ihrer Pastoration genügende Kenntniß und frommen Geist durch die Gnade Gottes gewonnen. Was ich hier von meinem Seminarscurs gesagt

habe, gilt im Ganzen auch von manchem der vorausgegangenen.

Ich scheue mich, umständlicher die Verwahrlosung zu erzählen, in welcher die Baumschule der jungen Cleriker damals gehalten wurde. Der größte Theil der Schuld mag der Regierung zugewiesen werden, welche, seit der größere Theil von Baden der Durlacher Linie zufiel, fein und grob darnach trachtete, den Katholicismus herabzudrücken und zu verschwemmen mit dem Protestantismus. Die badischen Fürsten sind wenig schuld daran; das Meiste geschah hinter ihrem Rücken.

Vierter Abschnitt.

Priesterleben. Rothenfels.

1. Priesterweihe. Reise. Erster Posten.

Als wir die Priesterweihe erhalten hatten, habe ich mit zwei andern Neupriestern eine Reise in die Schweiz unternommen, in der Ansicht, daß wir in diesen Wochen, welche bis zur eigentlichen Anstellung freigegeben wurden, die einzige Gelegenheit finden in unserm Leben, uns ein wenig über die Landesgrenze hinaus in der Welt umzusehen. Ich habe in einem eigenen Schreibhefte die Vorkommnisse, Stimmungen und Ansichten aufgezeichnet, wie sie dazumal aus dem Guckkasten meiner Seele in das Bewußtsein hereinleuchteten. Das Büchlein habe ich mir erst vorlesen lassen; es macht den Eindruck wie eine grelle, schreiende Musik, die zuweilen durch ein halbes Stück einer mildern Melodie unterbrochen wird. Geistlichkeit und Weltlichkeit waren untereinander gerührt und bildeten ein gährendes Chaos. Nach Haus zurückgekommen, war nicht mehr viele Zeit übrig, um auf den angewiesenen Posten als Vicar in Rothenfels aufzuziehen. Ich las wenige Tage vor meiner Abreise von Bühl in der Stille ohne alle

Feierlichkeit die erste heilige Messe. Dabei machte ich mich in Vergeßlichkeit einer groben Undankbarkeit schuldig, indem ich nicht einmal meinen Vetter Augustin dazu einlud.

Bei meiner Ankunft in Rothenfels fand ich als Principal einen alten, nahezu blinden Herrn und einen etwas ältlichen Vicar. Der andere Vicar war sozusagen davongelaufen, weil er mit der Hausmeisterin es nicht mehr aushielt. Diese, die Nichte des Pfarrers, war eine wunderbar häßliche Person, welche allein bei uns Geistlichen am Tisch essen durfte. Ich fand durch richtigen Instinct das geeignetste Mittel, mit ihr stets in bestem Frieden zu verbleiben, was ich der Belehrung wegen für junge Geistliche hersetze. Das Mittel bestand darin, daß ich mich mit ihr in keine Unterhaltungsgespräche einließ, sondern nur das, was nothwendig war und der Anstand forderte, mit ihr redete. Dadurch bekam sie eine Scheu, die Linie der Bescheidenheit mir gegenüber zu überschreiten. Sonst wurden die Vicare im Haus recht gut gehalten in allem, was zu ihrer leiblichen Verpflegung gehörte.

Meine Aufgabe als zweiter Vicar bestand darin, daß ich den Religionsunterricht in dem nahen Gaggenau besorgte und an Sonn- und Feiertagen in Bischweier vollständigen Gottesdienst zu halten hatte. In Rothenfels hatte ich nur Beicht zu hören und etwa Kranke zu versehen und zu besuchen. Die Unordnung in der Pfarrei war groß, wie in der Diöcese überhaupt. Der ältere Vicar hatte ein lateinisches Ritual und ich ein deutsches; der Pfarrer blieb neutral und überließ jeden seinem Belieben. Die heilige Messe las ich an Werktagen nicht, wenn ich nicht wegen einer Stiftung dazu veranlaßt war. Ich kam auch später an Orte und Verhältnisse, wo ich an Werktagen nicht celebriren mußte, und habe bei zwanzig Jahre lang meistens an Werktagen nicht celebrirt. Ich sah dieses als eine Fügung Gottes an zu meinem Vortheil. Ich hatte nämlich schon im Seminar vor zwei Dingen eine besondere Bangigkeit. Das eine war die Angst, daß ich durch tägliche Communion in

der heiligen Messe wie so mancher Priester allmählich leichtsinnig werde und in Sacrilegien gerathe. Ich meinte deßhalb, daß es eine Gnade Gottes war, daß ich jahrelang in der seltenen Lage mich befand, wo ich nicht die Verbindlichkeit hatte, täglich zu celebriren. Dabei war ich, wenn man es so nennen will, so ängstlich, daß ich oft einige Male in der Woche beichtete, um nur ruhig zum Altare gehen zu können.

Was der andere Gegenstand meiner trüben Sorglichkeit war, davon wird später noch berichtet werden.

2. Katechese.

Eine mir liebe Thätigkeit an Werktagen bestand darin, daß ich jeden Morgen in die Schule des nahen Gaggenau ging, um dort in den zwei stark bevölkerten Klassen den Religionsunterricht zu halten. Ich gab denselben, ohne mich an einen Katechismus zu halten, gleichsam nach eigenen Heften, wovon ich dann einen Auszug dictiren ließ. Es war nämlich damals in der Diöcese vollständige Unordnung bezüglich der Katechismen, so daß eigentlich auch kein Respect vor denselben zu finden war. Ich will damit keineswegs billigen, daß ich mich damals vom Katechismus emancipirte. Ich hatte Freude am Religionsunterricht der Kinder und diese schienen auch Freude daran zu haben, während ich später eher Mißmuth fand, wo einmal das Auswendiglernen des Katechismus betrieben wurde.

Ich empfand bald auch, was der schönste Theil, der Blumengarten im Seelsorgerleben ist. Es ist dieses die Vorbereitung zur ersten Communion, es ist die Schaar der Kinder, welche hierfür vorbereitet werden sollen in einem Alter, das für gläubige und willige Aufnahme der göttlichen Wahrheiten am durstigsten und empfänglichsten ist. Ich bekam deßhalb auch Liebe und Freude zu dem sogenannten Communicanten-Unterricht. Man kann wohl sagen, daß die Kinder in ihrem ganzen Leben meistens niemals heiliger gesinnt und gestimmt

sind, als bei der ersten Communion, wenn sie vom Geistlichen sorgfältig dazu vorbereitet werden. Um so trauriger ist aber die weitere Erfahrung, daß so wenige Kinder in dieser innerlichen Erhöhung verbleiben, sondern später eben ordinäre Weltmenschen werden, welche schwerfällig und oft mehr aus äußern Rücksichten die heiligen Sacramente empfangen mögen. Die verdorbene menschliche Natur ist entsetzlich centrifugal; wenn sie auch vom Centrum nahe angezogen war, so flieht sie meistens in der Periode des irdischen Lebens in immer weiter von demselben entfernte Kreise. Gerade bei so großer Schwierigkeit, das angepflanzte Gute stetig zu machen, fehlt es außerordentlich häufig den Seelsorgern selbst an Stetigkeit und Sorgfalt.

Bei meinem täglichen, oft einige Stunden umfassenden Schulunterricht leuchtete mir auch ein, was andere Geistliche auch schon bemerkten, nämlich, daß in den Knaben, wenn es gelingt, sie für Frömmigkeit und das Gute zu wecken, ein eigenthümlich solideres und kräftigeres Naturell sich zeigt, als bei den erregbaren und scheinbar zur Religiosität geneigteren Mädchen.

Ich wurde auch veranlaßt, den Kindern zweier vornehmen Familien besondern Religionsunterricht zu geben, da auch der übrige Unterricht von Hauslehrern und Gouvernanten gegeben wurde. Ich glaube, daß der Geistliche solche Anträge nicht annehmen sollte, sondern darauf bestehen, daß auch die Kinder vornehmer Leute den gemeinsamen Religionsunterricht in der Schule besuchen. Der Geistliche verliert seine Zeit, welche er für sich und das allgemeine Beste verwenden sollte, und die Kinder sollten durch die Theilnahme am allgemeinen Religionsunterricht sehen und fühlen, daß das Christenthum keine andere Nahrung für die Kinder vornehmeren Standes hat, als für die Kinder der ärmsten Klasse. Mir selbst mag der Verkehr mit dem kleinen Häuflein geistig geweckter Kinder auch zur geistigen Weckung gedient haben, insofern ihre oft

seltsamen Fragen mich nöthigten, über Manches nachzudenken, was gerade nicht in den gewöhnlichen Unterrichtsbüchern zu finden ist. So z. B. erklärte mir einmal ein Knabe, wenn im Himmel keine Spielsachen seien, wie er sie im Hause besitze, so werde es ihm dort schwerlich gefallen.

3. Predigt.

Das Predigen, welches mir jeden Sonn- und Feiertag oblag, machte mir viele Jahre lang beträchtliche Mühe; weniger mühsam war mir das Abfassen einer Predigt, als das Auswendiglernen. Ich mußte schon am Donnerstag Nachmittag mit letzterem anfangen, um meine Predigt genügend am Sonntag inne zu haben. Auch bei dem größten Fleiße war ich niemals im Stande, vollständig eine Predigt so zu halten, wie ich sie geschrieben und memorirt hatte; ich mußte stets die ausgefallenen Sätze durch augenblickliche Einfälle ersetzen. Meine Verfahrungsweise bei dem Ausarbeiten bestand einfach darin, daß ich eine bestimmte christliche Wahrheit auswählte und dann ohne eigentlichen Plan anfing, darüber zu schreiben. Einfall reihte sich an Einfall und aus einem niedergeschriebenen Gedanken quellte wieder ein anderer Gedanke hervor, so daß das Ganze gleichsam genetisch wie eine Pflanze sich entwickelte, im Gegensatz von abgetheilten und planmäßig geordneten Reden, die mehr architectonisch aufgebaut sind. Eine Erfahrung machte ich bisweilen, daß nämlich die Predigten mir am erbaulichsten schienen und am meisten zusagten, vor deren Abfassung ich um Gottes Beistand gebeten hatte, was bei meiner gar so wenig durchgebildeten Religiosität viel zu selten geschah.

Bezüglich des Predigens will ich noch eines andern Umstandes erwähnen, nämlich, daß mir bei meinem Seminaraufenthalt ganz besonders neben der Bangigkeit vor der heiligen Messe die Aussicht auf das Predigen Angst machte. Ich konnte schon als Gymnasiast kaum ein kleines Gedicht mit

der Sicherheit des Wiedergebens auswendig lernen; wie sollte es mir mit ganzen Predigten gelingen? Einer meiner nächsten Bekannten sagte auch einmal im Seminar zu mir: Wie wird es dir aber einmal ergehen, wenn du als Vicar auf ein Bauerndorf kommst? Du verstehst ja gar nicht mit diesen Leuten zu reden, da du niemals mit ihnen in Verkehr gekommen bist. In der Wirklichkeit habe ich allerdings wahre Mühseligkeit bezüglich des Auswendiglernens der Predigten jahrelang tragen müssen. Hingegen wurden meine Predigten gleich im Anfang sehr deutlich und populär, so daß das gemeine Volk viel Wohlgefallen daran fand und schon im ersten Jahr meiner Pastoration ein Schuster in Bischweier die Bemerkung machte: es sei gerade, wie wenn auf der Kanzel Einer hinter mir stünde und mir Satz für Satz in's Ohr sagte, wie man mit dem Bauernvolk reden müsse. Und im Rebland sagte ein Anderer: wenn er in die Predigten anderer Geistlichen gehe, so sei es, wie wenn er ein Glas Bier vor sich habe; hingegen eine Predigt von mir komme ihm vor wie ein Glas Wein. Der nämliche Kamerad, welcher sein Bedauern über mein künftiges Predigtamt ausgedrückt hatte, begehrte später von Zeit zu Zeit meine Predigtmanuscripte, um dieselben auch in dem Dorfe, wo er Vicar war, auf der Kanzel vorzutragen.

Ich erzähle dieses, um nicht mir, sondern Gott die Ehre zu geben, welcher einem jungen Menschen, der von Natur und nach seinen Lebensvorgängen besonders untauglich schien, dem Volke die christlichen Wahrheiten recht verständlich darzustellen, gerade diese Gabe in mehr als gewöhnlichem Maße schenkte. Mein erster Kalender für Zeit und Ewigkeit: „Mixtur gegen die Todesangst", ist gewissermaßen zusammengesetzt aus Stücken meiner in Neusatz gehaltenen Predigten; und bekanntlich hat gerade dieser wegen seiner Popularität vielen Anklang bei dem Volk und auch bei Vielen gebildeten Standes gefunden. Ich weiß in meinen jugendlichen Lebensverhältnissen

und in meinen Studien auch nicht das Geringste, was dieses Geschick fördern konnte; es ist ein reines Geschenk, eine gratia gratis data, welches mir Gott zum Nutzen Anderer verliehen hat.

4. Beichtstuhl. Krankenpastoration.

Einen wesentlichen Theil der katholischen Seelsorge bildet das Beichthören und der Krankenbesuch. Wie es bei ersterem von mir gehalten worden und was ich gefunden habe, davon darf ich nicht sprechen, weil das Beichtsiegel auch dem schlechtesten Priester noch den Mund verschließt und die Feder unbeweglich macht. Dieses ist nicht der Fall bezüglich des Krankenbesuches. Im Jahr 1834 brach ein fürchterliches Hagelwetter über Gaggenau und das obere Murgthal herein. Die Umgebung der betroffenen Ortschaften wurde von den Hagelsteinen wie abrasirt, so daß die Bäume fast dastanden, wie mitten im Winter. Bald darauf entstand überall, wo das Wetter gewüthet hatte, eine Nervenfieber-Epidemie. Diese war so stark, daß in manchen Häusern alle Glieder der Familie davon befallen wurden. Es wurde mir zu Theil, in Gaggenau die Kranken zu versehen und zu besuchen. Oft waren schon vier Versehen im Schulhaus angesagt, wenn ich Morgens in das Dorf kam. Der Arzt, seine Frau und Magd bekamen die Krankheit ebenfalls. Die Schulfrau sagte einmal zu mir, es sei ihr das Leben entleidet vor lauter Angst vor dem Nervenfieber. Es war nicht ohne Schwierigkeit, die Kranken ordentlich zu versehen, da viele durch den Cerebraltyphus mehr oder weniger das Gehör verloren hatten. Ich hatte nicht nur keinen Abscheu vor dem Besuch dieser Kranken, sondern fast einen eigenthümlichen Zug zu ihrem Besuch, so daß ich dem andern Kaplan sagte, er solle nicht nach Gaggenau gehen, damit nicht beide die Ansteckung riskiren. Ich weiß noch, als ich einen jungen Mann Beicht hörte, welcher vor Fieberhitze wie ein Ofen glühte, daß ich mich

absichtlich nahe zu ihm setzte, um mich zu wärmen, da es mich ein wenig fror. Ich führe diese Epidemie und meine Berührung damit deßwegen an, um an einem neuen Beispiel zu zeigen, wie die Gnade Gottes den Menschen über sein Naturell hinausheben kann. Ich war nämlich vor der Zeit meiner Priesterweihe in ungewöhnlich hohem Grad furchtsam vor ansteckenden Krankheiten. Ich ging einmal angstvoll und feig an einem Haus vorüber in Rastatt, worin Blatternkranke lagen. Hingegen seitdem ich zum Priester geweiht war, dachte ich kaum mehr an eine Gefahr, wenn ich zu ansteckend Kranken gerufen wurde. Man sieht dieses im Allgemeinen auch bei andern katholischen Priestern, daß sie niemals durch die Furcht vor Ansteckung sich vom Krankenbesuch abhalten lassen; selbst Protestanten anerkennen dieses. Wie das Sacrament der Ehe den Eheleuten die Gnaden verleiht, welche sie für ihren Stand nothwendig haben, vorausgesetzt, daß sie der Gnade mitwirken; so ist es auch mit der Priesterweihe: sie gibt insbesondere dem Seelsorger auch die Entschlossenheit, allen Arten von Kranken die heiligen Sacramente zu spenden.

5. Tagbücherauszüge.

Ueber jene Zeit finde ich in meinem Tagbuch Folgendes: „Seit ich mich hier eingewöhnt habe und auch zum thätigen Christenthum, so herrscht in mir ein ruhiger, heiterer Sinn. Ich habe fast gar kein Vergnügen — und doch gefällt mir mein Leben. Unbedeutende Kleinigkeiten, ein paar Blätter Lectüre, Essenszeit, Träumen — das ist Alles, was ich Pläsirliches habe — und doch bin ich damit zufrieden. Hoffnungen habe ich auch keine in diesem Leben, aber auch keine Furcht — ich bin und lebe jetzt ganz in der Gegenwart, wie früher nie. Und doch frage ich auch nichts darnach, ob ich jetzt sterben müßte. Alt zu werden, fürchte ich mich, wie ich sonst fürchtete, bald zu sterben. Das erste Mal in meinem Leben

kann ich jetzt von den Genüssen der Erde meinen Blick hinwegwenden dem Himmel zu. Wenn auch der Cölibat aufgehoben wäre, ich würde ihn jetzt wahrscheinlich aus Pflichtgefühl übernehmen. Rechnung auf längeres Leben mache ich mir nicht, und will auch nicht. Ich freue mich sogar, daß ich mich keinen Augenblick vor dem Tode sicher weiß, daß morgen schon mein Todestag sein kann. Ich könnte voll Ruhe und Uebermuth in einer wilden Schlacht spazieren gehen, wenn mich die Pflicht es hieße. Ueberhaupt möchten wenige Menschen die Todesverachtung besitzen, die ich seit Antritt meines Standes habe — da ich doch früher vor Schrecken fast starb, wenn es mir nur ein wenig unwohl wurde. Die Leute erstaunten über meine Hingebung bei der Gaggenauer Krankheit — im Ganzen hatte ich aber kein Verdienst. Wie die Hunde auf dem St. Gotthard beim Sturmwetter in sonderbarer Lust forttreiben, um verirrte Menschen zu suchen: so trieb es mich dahin, wo die Gefahr am größten war, mit einem Gleichmuth, als sei ich der gehörnte Siegfried. Ich fühlte es ganz deutlich damals, wie jetzt bei meiner Lust die Schule zu besuchen, daß ein fremder Geist mich spornt und jagt und ich gleichsam nur sein Pferd bin."

Ich machte auch sonst die Erfahrung, daß eine regsame Thätigkeit im geistlichen Amte manchmal mit glückseligen Tagen belohnt wird, wie sie in den Verhältnissen eines Laien schwerlich vorkommen. So finde ich z. B. in meinem Tagbuch vom October 1835 Folgendes geschrieben: „Ich hatte bang auf die vielen Feiertage, besonders auf Weihnachten — und gerade dieser Tag war einer von meinen seligsten Tagen. In den Messen wehte mich manchmal eine so wonnige Wehmuth an, daß ich nur mit Mühe meine Thränen zurückhalten konnte. In der Predigt war ich ganz wunderbar begeistert, so daß mein Vortrag lebendig und feurig war, wie nie. Die Wirkung war sichtbar; eine Stille, wie wenn kein Mensch in der Kirche wäre, herrschte, und selbst ganz rohe Männer

erzählten, wie ich erfuhr, zu Hause, wie schön diese Predigt war. Ich machte aber dabei auch die Erfahrung, daß ein feuriger Vortrag außerordentlich wirke, mehr fast als der Inhalt. Bei dem unendlich langen Beichthören ermüdete und fror ich nicht im geringsten. Am Abend, als ich doch ungefähr acht Stunden lang in der Kirche gearbeitet hatte, war ich dennoch an Leib und Seele so frisch und kräftig, wie wenn ich gerade vom Bett aufgestanden wäre. Aber merkwürdig sah ich auch hier wieder, daß, je höher und freudiger und lebendiger der Geist in Thätigkeit ist, desto mehr auch der Appetit nach Speise erlöscht — ich konnte fast nicht essen. In der Kirche, mitten in diesen heiligsten Functionen, war es mir ganz wunderbar wohl — wie wenn ich ein Engel im Himmel wäre und vor Gottes Thron stünde, so selig war ich, nicht minder auch am Stephanustag. Wenn man von Liebe angefacht wird, so ist es ganz himmlisch, Gottes Willen zu thun. — Mit innigem Dank und Freude denke ich an jene Tage zurück."

Am Abschluß des ersten Jahres meiner Pastoration schrieb ich in mein Tagbuch: „Also heute Nacht vergeht das Jahr 1834. Es war mir ein neues Jahr, denn es war besser als alle, die ich je gelebt habe. Eine Thätigkeit für das Gute und für meine Pflicht war in mir, obgleich ich auch viel gefehlt haben mag. Herber Schmerz und Sorgen plagten mich nicht. Wohl aber schenkte mir Gott manchen freudigen und viele zufriedene Tage. Ich mußte erst heute mich wieder wundern, wie meine Verhältnisse in so gar vieler Beziehung angenehm sind, wie ich es nie hoffen konnte und noch weniger verdient habe. Manchmal könnte es mir deßhalb bang werden und ich könnte es als eine Vorausbezahlung meiner wenigen Verdienste ansehen — worauf dann die Rechnung abgetragen und mir in der Ewigkeit nichts mehr bezahlt wird. Je mehr ich zurückschaue, desto mehr leuchtet mich die Unermeßlichkeit der Liebe Gottes an. Er überhäuft mich ohne Ruhe und

End mit Wohlthaten und ich ihn ebenso mit Beleidigungen. Diese fallen mir ein, wenn ich an mich, jene, wenn ich an Gott bei dem Schlusse des Jahres denke.“

Den ersten Tag des neuen Jahres schrieb ich Folgendes: „Neues Jahr, sei gegrüßt! Ich will nicht hoffen von dir und nicht fürchten; denn nur Eines will ich und will es nur von Gott — den Frieden, den die Welt nicht geben kann. Wie ist es mir so gleichgültig, ob ich in dir sterbe oder nicht — Leben und Ewigkeit, überall bin ich ruhig, wenn Gott mich nicht aufgibt. Jetzt brauset der schmelzende Südwest über die schneeigen Fluren — so habe ich es gern; da hebt sich das Herz, da wehet und flackert die Sehnsucht und das Schwärmen. — Eines ist der hohe Preis. Gottes Name werde geheiligt! Dieses zu wünschen, dieses zu thun, — o gib mir es, du neues Jahr!“

6. Tod des Pfarrers. Versetzung. Rückblick.

Der mehrjährige erste Kaplan bekam eine Pfarrei. Er hatte einmal beim Essen vor mir und dem alten Pfarrer die bösartigen, ich möchte fast sagen, mörderischen Worte gesagt: „Weg mit den Alten!“ Nicht lange war er auf der Pfarrei, als er in den kräftigsten Mannesjahren starb. Es wurde nach Rothenfels ein anderer Vicar gesetzt, mit welchem ich in stetigem ungetrübtem Frieden lebte. Wir beichteten auch einander. Allein diese zweite Hälfte meiner Pastoration in Rothenfels wurde bald durch den Tod des Pfarrers abgeschnitten. Der alte Herr war ein recht guter Mann. Damals bestand noch der Zehnte. Er ließ regelmäßig allen Zehnten von den Kartoffeläckern der Gemeinde durch arme Leute ausgraben, und diese durften je den dritten Korb davon behalten. Bisweilen war ihm, ungeachtet des starken Erträgnisses seiner Pfarrei, dergestalt das Geld ausgegangen, daß er uns Vicare nicht einmal zur gehörigen Zeit ausbezahlen konnte. Er

hatte seine beiden letzten Vicare recht gern; nur war er unzufrieden, daß wir beim Essen so wenig redeten, indem er nicht bedachte, daß, wenn man den Vormittag in der Schule seine Lunge angestrengt hatte, das Schweigen bei dem Essen eine Erholung war. Als er sein Testament machte und wir als Zeugen dabei waren, weinte er wie ein Kind, daß er die „süße Gewohnheit des Lebens" aufgeben sollte. Als ich einmal eine ziemlich langwierige Brustkrankheit bekam, so wollte er mich durchaus nicht gehen lassen, da ich ihm erklärte, ich wolle nach Haus, indem ich doch nur nutzlos auf meiner Stelle sei. In religiöser Beziehung war er gläubig und sittenrein, aber von der damaligen josephinischen Aufklärung eben auch gefirnißt. R. I. P.

Bald nach dem Tod des Principals kam plötzlich von Freiburg die Anordnung des Ordinariates, daß wir beide Vicare nicht bleiben dürften, sondern ich nach Neusatz als Vicar abziehen solle, ein Geistlicher von längern Dienstjahren die Pfarrverweserei übernehmen werde und der erste Kaplan als letzter verbleiben dürfe.

Ich kam einmal nach vielen Jahren wieder nach Rothenfels, um den damaligen Pfarrer, einen alten Bekannten von mir, und Ort und Gegend selbst zu besuchen. Ich ging zuerst in die Kirche und ließ vor meinem Geist die Zeit meiner längst abgelaufenen Thätigkeit in dieser Pfarrei gleichsam vorüberziehen, um darüber zu richten. Mein Urtheil fiel traurig und verwerfend aus. Ich war schon längst Professor der Pastoral, als ich diesen Kirchenbesuch machte, und sah deßhalb genauer, wie unordentlich, unrichtig und unkirchlich mein dortiges Treiben gewesen war. Ich konnte bei meiner Andacht in dieser Kirche nur bereuen, Gott abbitten und traurig an mein Herz klopfen mit dem Worte des Zöllners: Gott sei mir armem Sünder gnädig.

Eigenthümlich war in Rothenfels der Beginn der verschiedenen Zweige in der Seelsorge. Meine erste Taufe war

eine Nothtaufe, mein erstes Beichthören und Austheilen der Communion geschah um Mitternacht in einem Filial bei einem kranken Mädchen; meine erste Trauung war bei Brautleuten gemischter Confession; und mein erstes Begräbniß waren drei Kinder auf einmal.

Auf den Tag Christi Himmelfahrt hielt ich meine Abschiedspredigt in Bischweier. Der Lehrer von Gaggenau und ein protestantischer Buchhalter waren auch den stundenweiten Weg dorthin gegangen, um mich noch einmal zu hören. Man sagte mir nachher, der Lehrer habe schon beim Beginn der Predigt seine Thränen nicht zurückhalten können. Ich stand mit ihm und einem Unterlehrer in wahrhaft freundschaftlichem Verhältniß. Beide waren wahrhaft tüchtige und zugleich katholisch gesinnte Männer. Jetzt noch denke ich mit Freude an den Verkehr mit denselben; wir hatten einander ganz eigentlich besonders lieb. Es kann überhaupt einem Geistlichen im seelsorgerlichen Leben nicht wohl eine größere Erleichterung und Erfreuung zu Theil werden, als wenn er Lehrer in der Gemeinde findet, welche es verdienen, von dem Geistlichen wie Freunde gehalten zu werden.

Das Volk und der sonst mir bisweilen weniger holde Bürgermeister weinten eben auch und ich selbst mußte beim Predigen manchmal innehalten; das Singen im Amt aber ging schwer von Statten. Ich machte auch später die Erfahrung, daß dem katholischen Geistlichen, ohne daß er es besonders darauf anlegt, sehr leicht große Liebe in der Gemeinde zu Theil wird. Das Volk hat das Bedürfniß, Jemanden zu ehren und zu lieben, und wendet diese Stimmung besonders gern dem Ortsgeistlichen zu, wenn derselbe nicht durch sein Benehmen den Leuten gar zu sehr abstoßend und ärgerlich wird. Die Familienliebe, worauf der katholische Geistliche verzichtet, wird ihm schon in diesem Leben nach dem Ausspruche Christi hundertfältig ersetzt durch die Liebe von so vielen Herzen seiner Gemeinde. Man sieht dieses

am stärksten hervortreten bei der Abschiedspredigt oder beim Leichenbegängniß eines guten Seelsorgers.

Fünfter Abschnitt.

Neusatz.

1. Das Pfarrhaus, Verhältniß zum Pfarrer.

Ich kam nun in die Wildniß von Neusatz. Ich gebe diese Bezeichnung nicht umsonst meinem neuen Wirkungskreis. Die arge Verwilderung der Pfarrei hatte zuletzt den Gemeinderath veranlaßt, zu begehren, daß dem alten Pfarrer ein Vicar beigegeben werde, selbst wenn die Gemeindekässe ihn bezahlen müsse, denn so könne es nicht fortgehen. Bevor ich diese Wildniß beschreibe, will ich bemerken, daß mich das Ordinariat nicht dorthin gesetzt hat, als hätte es mich für besonders tüchtig gehalten, sondern bloß, um dem disponibel gewordenen Vicar einen leeren Platz anzuweisen.

Das Pfarrhaus selbst ist ein altes Schloß der Ritter von Windeck; ich bekam meine Wohnung in dem ehemaligen Thurm mit fünf Fuß dicken Mauern. In Rothenfels bei der Versteigerung des Nachlasses meines Principales hatte ich das Mobiliar meines Vicarszimmers ersteigert, in der Meinung, daß ich mit dem andern Vicar dort die Pfarrei versehen werde. Obschon diese Meinung als Dunst sich erwies, so war die Ersteigerung jenes Mobiliars für mich sehr werthvoll; denn in Neusatz war man keineswegs eingerichtet, einen Vicar zu beherbergen. Es war seit Errichtung der Pfarrei noch niemals ein solcher in Neusatz gesehen worden. Der Pfarrer und noch mehr die zwei höchst alten, tauben Schwestern hatten gar keine Freude, daß ihrem Pfarrhause ein Vicar aufgedrängt wurde. Eine der ersten Fragen bezüglich der Naturgeschichte desselben war, ob er nicht Tabak rauche. Kurz, die Leute im Pfarrhaus waren

äußerst unerfahren in der Wissenschaft, wie man einen Vicar zu tractiren habe. Das Allerärgste dabei war aber eine Unreinlichkeit, wie sie vielleicht in keinem Pfarrhause, wo ein Vicar als Zeuge lebt, vorkommen mag. Wollte ich die Einzelheiten beschreiben, so wären dieselben wohl für manche Leser durch ihre Erstaunlichkeit interessant; allein es hat keinen Zweck, solche Dinge anschaulich zu schildern. Ich bemerke nur, daß es eine gute Vorübung war, um Dinge zu ertragen, wie sie im Pfarrhaus vorkamen, wenn wir als Lyceisten in Rastatt aus Muthwillen uns übten, Mücken, Spinnen und Maikäfer zu genießen. Ich konnte daher mit Gleichmüthigkeit den Schnupftabak, welcher den Pfarrschwestern beim Tischdecken aus der Nase in den Teller fiel, hinwegwischen und die Haare derselben Schwestern aus Suppe und Gemüse herausnehmen und meine Aufgabe fortessen.

Der Pfarrer war ein Straßburger Emigrant aus der ersten Revolution, ein gläubiger und sittlicher Priester, dem aber die Natur zu wenig Intelligenz gegeben oder das Alter zu viel davon absorbirt hatte. Zugleich war auch eine Ermattung im seelsorgerlichen Leben eingetreten. Das Volk selbst war ein verwildertes Bergvolk, das der alte Mann nicht zu regieren verstand. Hingegen hatte er eine gewisse Noblesse; er zeigte niemals Eifersucht, üble Laune oder Unzufriedenheit gegen seinen herrischen Vicar. Ich kann wohl sagen, daß sich in kurzer Zeit das Verhältniß in der Seelsorge so gestaltete, daß der Vicar regierte und der Pfarrer gehorsam dem nachkam, was der Herr Vicar anordnete. Ich vertheilte die Geschäfte ohne Widerspruch seinerseits. Er hatte die Taufen, die Copulationen, die Beerdigungen und die Führung der Standesbücher zu besorgen; das Uebrige, was einige Geistesbethätigung erforderte, theilte ich mir selber zu. Er sagte einmal, seit er einen Vicar habe, müsse er mehr arbeiten als vorher. Dieses betraf den Umstand, daß der Vicar dem Pfarrer aufgab, alle vierzehn Tage einmal zu

predigen. Bezüglich des Beichthörens saß ich an gewöhnlichen Sonntagen allein; sobald ich aber sah, daß zu viele Leute kamen, schickte ich in das Pfarrhaus, um den Pfarrer zur Hülfe zu rufen, welchem Rufe er auch alsbald nachkam. Sonst beschäftigte er sich den Tag hindurch in großer Ausdauer mit dem Lesen der Schriften, Bücher und Zeitungen, welche auf dem Tische neben seinem Lehnstuhle angehäuft waren. Bei dem Essen sprachen er und ich fast nichts. Die zwei Schwestern waren so taub, daß ein Kanonenschuß, vor dem Hause losgelassen, ihnen vielleicht nicht bemerklich gewesen wäre.

2. Schule.

Eine viele Zeit und Mühe aufzehrende Beschäftigung war für mich die Schule. Dieselbe war in der Art verwahrlost, daß ich in der Sonntagsschule (d. h. in der Schule, welche die seit zwei oder drei Jahren aus der Werktagsschule entlassenen Jünglinge und Jungfrauen zu besuchen hatten) eine Klasse bilden mußte, wo ein nicht unbedeutender Theil derselben nicht lesen konnte.

Vor Allem war mir angelegen, in allen Klassen einen geregelten Religionsunterricht zu geben. Der in der Schule vorhandene Katechismus war geradezu den Kindern nicht beizubringen. Sie lernten ihn eben nicht und verstanden ihn auch nicht. Ein in der Diöcese officiell angeordneter Katechismus existirte nicht. Ich suchte daher nach eigenem Plan den Religionsunterricht zu geben. Ich schrieb einen solchen ausführlich, und zwar wiederholt, indem ich möglichst suchte, den Forderungen der Katechetik von Hirscher zu entsprechen. Ich las dieses Buch immer wieder von Neuem und strengte mich immer wieder von Neuem an, meinen Religionsunterricht demselben zu accommodiren. Nach Jahren überzeugte ich mich, daß es rein unmöglich sei, einen Religionsunterricht so durchzuführen, wie genanntes Buch es verlangt. Ich sagte Hirscher dieses persönlich, als ich später mit ihm in genaueren Verkehr kam.

Meinen Religionsunterricht suchte ich dadurch in dem Gedächtniß der Kinder zu befestigen, daß ich ihnen solche Bibelstellen in ein eigenes Schreibheft dictirte, welche den Grundgedanken des Inhaltes einer Religionsstunde enthielten. Diese Bibelstellen lernten die Kinder recht gut auswendig, ohne allen Vergleich lieber als den trockenen, abstracten Katechismus. Das Wort Gottes, wenn es vorher den Kindern erläutert wurde, wird von den Kinderseelen als geistiges Brod mit Appetit aufgenommen als gesunde Nahrung. Selbst in späteren Jahren geht das Wort Christi an solchen Personen, welchen in der Jugend Bibelstellen eingeprägt wurden, in Erfüllung: „Der heilige Geist wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe." In Wahrheit wird der Mensch in den Vorkommnissen des Lebens an nichts leichter erinnert zur Warnung, zur Aufmunterung und zum Trost, als an Bibelstellen, wenn solche in seinem Gedächtniß hinterlegt sind.

Hirscher hat bekanntlich später einen Katechismus verfaßt, der unter dem Erzbischof Demeter in den Schulen eingeführt wurde. Er wurde aber später wieder fallen gelassen, weil er zu groß und zu unpopulär schien. Jedenfalls hatte er aber einen Vorzug, der fast allen neueren Katechismen fehlt, nämlich den der Erbaulichkeit. Andere Katechismen kann man lesen, ohne dabei im Geringsten erwärmt zu werden, so wenig als wenn man eine Sammlung von Landesverordnungen liest. Sie gleichen oft einem ausgesottenen Skelet.

Der Lehrer war ein alter, äußerst kurzsichtiger, dem Branntwein nicht abholder Mann. Es war somit meine Aufgabe, nicht nur Religionsunterricht in der Schule zu halten, sondern mich auch um die übrigen Theile der Schulaufgaben anzunehmen. Am liebsten that ich dieses und gelang es mir bei den Kindern der ersten Klasse. Diese waren ganz naturwüchsig, einestheils, weil sie noch nicht vom Schulwesen eingesponnen waren, anderntheils, weil sie durch ihren vom Straßen-

verkehr abgelegenen Aufenthalt keine Weltmanieren an sich hatten. Es kamen mir oft Antworten oder Fragen bei diesen Kindern vor, die ganz originell waren und einen Einblick thun ließen in die Natur einer jungen Menschenseele. Ich habe einige Beispiele dieser Art in dem Kalender „Menschengewächs" mitgetheilt. Ich muß sagen, wenn ich noch einmal an einer Dorfschule zu unterrichten hätte, so würde ich abermals die jüngste Klasse als die mir liebste besonders besuchen. Darum kommt es mir wunderlich und bedauerlich vor, wenn so manche Seelsorger diese jungen Kinderseelen selbst bezüglich des Religionsunterrichtes ganz dem Schullehrer überlassen, da gerade bei den jüngsten Kindern der Geistliche nicht nur lehren, sondern auch lernen kann.

3. Unwissenheit in der Pfarrei.

Dennoch kamen mir bisweilen Besorgnisse, daß ich zuviel in weltlichen Gegenständen unterrichte und dabei mehr den Schulvisitator, der viel von mir erwartete, berücksichtige, als die Ordnung Gottes bezüglich meiner geistlichen Aufgabe. In der Schule von Neusatzeck, einem Filial im höheren Gebirge, waren übrigens die Kinder von der Welt so abgeschlossen, daß sie den Namen Pferd eher nicht verstanden, bis ich durch anschauliche Beschreibung sie auf die Entdeckung brachte, dieß Thier müsse ein Roß sein. Deßgleichen war ihnen das Wort Schmetterling gänzlich unbekannt, und nicht ohne Mühe fanden sie aus meiner Beschreibung, daß dieses geflügelte Wesen ein Pfiffholder sei. So erzählte mir auch ein erwachsener Knabe, daß man in Baden-Baden einem lebendigen Ochsen die Haut abgezogen habe; darauf habe der Ochse so zum Himmel gebrüllt, daß, wenn man ihn nicht gleich getödtet hätte, die Welt untergegangen wäre.

Ich fand nicht nur genug Erwachsene, welche gar nicht lesen konnten, sondern auch, besonders bei Krankenbesuchen, Leute, welche nicht einmal das Unerläßlichste vom Christen-

thum wußten. Ein kranker Mann, den ich einmal fragte, ob er denn gar nichts von Christus wisse, erwiederte mir: er wisse nichts von ihm, als daß er einmal für uns in einen Apfel gebissen habe. Ein anderer alter Mann, dem ich die Communion brachte und dem ich schon vor einigen Wochen sagen mußte, wer im heiligen Abendmahl zu ihm komme, gab mir zweifelnd und halb fragend zur Antwort: „Der hl. Joseph?" Da ich einmal ein altes Weib versehen mußte und vollständige Unwissenheit bei ihr fand, machte ich ihr Vorwürfe. Sie entschuldigte sich damit, daß sie in der Jugend Alles gewußt habe, aber sie habe es eben in ihrer langen Lebenszeit wieder vergessen; ich könne aber ihren Mann fragen, der wisse auch nicht mehr als sie. Uebrigens müssen die Herren Geistlichen, welche dieses lesen, sich ja nicht einbilden, in ihren Gemeinden komme solches nicht vor. Selbst bei sogenannten Gebildeten herrscht oft eine entsetzliche Finsterniß in Bezug auf christliche Wahrheiten. Es möge Jeder einmal den Versuch machen, erwachsene Personen, mit welchen er in das Gespräch kommt, durch entsprechende Redewendungen zu veranlassen, sich z. B. über Christus oder über das heilige Meßopfer oder über den heiligen Geist auszusprechen, so wird er bisweilen ganz ähnliche Unwissenheit finden.

4. Sittlicher Zustand der Gemeinde. Verwilderung.

Dieser Nebelhaftigkeit im christlichen Wissen entsprach vielfältig auch der sittliche Zustand in der Gemeinde. Ich will hier durch einige Beispiele denselben anschaulich machen. Einmal wurde ich an einem Sonntag Nachmittag in ein etwas entferntes Wirthshaus gerufen. Einem beurlaubten Soldaten war von einem Burschen Namens Zorobabel Jordan der Bauch mit dem krummen Rebmesser aufgerissen worden. Es war nämlich üblich, solche Messer offen bei sich zu tragen wie eine Art Waffe. Das Gedärm war dem Verwundeten ganz dick aus dem Leib herausgedrungen. Selbst das ge-

gessene Gemüse hatte sich theilweise aus dem zerrissenen Darm hervorgedrängt. Die Verwandten des Gestochenen wütheten in dem Zimmer über den Mörder. Derselbe war allerdings ein wilder, gewaltthätiger Mensch. Er hatte sich früher einmal, auch im Wirthshaus, ein Seil um den Hals machen lassen, ob ihn die Bursche vom Platz ziehen könnten — sie waren es nicht im Stand. Ein andermal hatte er einen andern Burschen im Wald getroffen, dem er feind war; da ging er auf jenen los und hieb ihm mit der Axt in das Rückgrat hinein. Als ich den Verwundeten versehen mußte, sagte er: „Herr Kaplan, der Babel hat mich bis auf's Herz gehauen." Der verwundete Soldat, welcher vor Schmerzen mit den Zähnen knirschte, sagte kein böses Wort gegen seinen Mörder. Bei diesem Trauerspiel kam auch eine humoristische Scene vor. Ein halb angetrunkener Kamerad des Soldaten kam auch aus der untern Wirthsstube herauf, um seinen verwundeten Kameraden zu trösten. Er redete denselben nicht an, sondern ging nur in der Kammer auf und ab, indem er fortwährend sagte: „Jörg, mußt das gar nicht in Anschlag nehmen; das mußt du gar nicht in Anschlag nehmen, Jörg." Nachdem er mehrere Gänge auf und ab gemacht hatte, verschwand er wieder. Unterdessen kam der Chirurg und nähte dem armen Menschen den Bauch zu. Während der Alte das Pflaster strich, machte er noch im Anblick dieser Todesnoth in der Kammer Späße mit der Wirthsmagd. In der Nacht zerriß das Genähte, das Gedärm drang wieder hervor, und der arme Soldat starb. Ich ging fort, als es Nacht geworden war; ich mußte durch einen langen Hohlweg gehen, wo es total finster war. Ein Bursche begleitete mich deßwegen mit einer Laterne den Berg hinunter. Auf dem Wege sagte er mit allem Ernst zu mir: „Herr Kaplan, nicht wahr, wir dürfen jetzt den Babel todtschießen? er hat schon den Dietrich mit der Axt durchgespalten, und es ist ihm nichts geschehen; man muß ihn doch einmal wegschaffen." — Doch dießmal ist der

Babel auf 20 Jahr in den Schatten des Zuchthauses gesetzt worden, aber vor dem Absitzen gestorben.

Einmal hielt ich eine Predigt über Feindesliebe und Versöhnlichkeit. Es ist möglich, daß der junge Herr Vicar gemeint hat, seine Predigt sei nicht übel gewesen. Denselben Nachmittag ging der Euchari mit seinem erwachsenen Buben auf das Feld des Waldhüters, das mit jungem Hanf angepflanzt war. Der Euchari und sein Bube machten sich nun die Sonntagsfreude, auf dem Hanfacker auf und ab zu stampfen, um die Anpflanzung ganz zu ruiniren. Dieß wurde beobachtet und dem Waldhüter hinterbracht. Derselbe nahm sofort seinen Dragonersäbel, eilte auf das Feld und traf den Euchari an seiner edeln Beschäftigung. Ohne weitere Zwischenrede haute er ihm zwei Finger ab und noch eine tiefe Wunde in die Schulter, so daß der Euchari lange im Spital behandelt werden mußte. Nach einiger Zeit wurde ich wieder plötzlich in ein Versehen gerufen; es war derselbe Waldhüter, der so auf den Kopf gehauen war, daß er zwar noch lebend, aber ohne alle Besinnung dalag.

Einmal hatte ich in der Christenlehre gesagt: „Ihr jungen Leute dürft euch nicht über ein leichtfertiges Leben damit trösten, daß ältere Bursche, als ihr seid, eben es noch schlimmer machen; ihr müßt wohl bedenken, daß die drei Orte Lauf, Neusatz und Bühlerthal als die schlimmsten im ganzen Amtsbezirk bekannt sind.“ Ueber diese Aeußerung des Kaplans entstand viel Murren im Ort, als wäre derselbe an seiner Ehre angegriffen. Der mir wohlwollende und rechtschaffene Bürgermeister machte mir selbst Vorwürfe darüber. — Nach einiger Zeit bekam ich eine Brustkrankheit, so daß ich mehrere Wochen das Zimmer hüten mußte. Allmählich dauerte mir die Sache zu lang, und ich sagte zu meinem alten gehorsamen Principal: „Es wird doch gut sein, wenn Sie heute Christenlehr halten, da die jungen Leute schon lange keine gehabt haben.“ Der Pfarrer verkündigte ohne Widerrede die Christen-

lehre und hielt sie auch ab. Aber das junge Volk benahm sich vor dem alten Herrn ganz unbotmäßig und ärgerlich; manche gingen gerade vor den Augen des Pfarrers zu den Bänken und zur Thüre hinaus. Die älteren Personen waren über dieses freche Benehmen der Jugend so empört, daß es mir hinterbracht wurde. Da ich am nächsten Sonntag noch nicht ausgehen konnte, sagte ich wieder meinem Principal, ohne einen Grund beizufügen, er solle heute keine Christenlehre halten. Als ich endlich selbst wieder den Unterricht halten konnte, fing ich damit an: Ich habe vor einiger Zeit gesagt: die drei Orte Lauf, Neusatz und Bühlerthal gelten als die schlimmsten im Amtsbezirk. Darüber habe man sich im Ort aufgehalten und die Aeußerung als eine Beschimpfung der Gemeinde angesehen. Ich wolle ihnen jetzt etwas zu dem Gesagten beifügen, nämlich unter den drei genannten Orten sei gerade Neusatz der schlimmste, denn in Lauf oder im Bühlerthal würde man mit einem alten ehrwürdigen Pfarrer nicht umgegangen sein, wie kürzlich die Neusatzer Jugend es gethan hat. — Daraufhin kam mir auch nicht die geringste Aeußerung des Unmuthes zu Ohren; die Gemeinde schien es zu fühlen, daß der Vicar nicht zu viel gesagt habe.

Es war überhaupt eine Verwilderung selbst in die Kirche eingedrungen, die ziemlich unerhört ist. Ich sah einen Meßdiener, welcher nach dem letzten Einschenken gewohnheitsmäßig den Rest des Weines im Meßkännchen am Altar aussoff, ohne im Geringsten es vor den Anwesenden in der Kirche zu verbergen. Ein Bursche bekam auf der Vorbühne mit einem andern Streit und zog das Messer gegen ihn; die Buben in der Kirche rauften und traten einander, als wären sie auf der Viehweide.

Manchmal kamen in Folge der Culturzustände in dieser Gemeinde romantisch gefärbte Fälle vor. An Sonntagen geschah es bisweilen, daß mir im Zimmer der Koffer aufgebrochen und ein Thaler genommen wurde. Dasselbe ge-

schah auch der verjährten Köchin des Hauses. Es war nicht zu ergründen, wie dieses komme, da kein Mensch im Haus war, von Seite dessen ein Diebstahl möglich gewesen wäre. Einmal kamen der Pfarrer und ich in unser Castell zurück; das Pfarrhaus ist nämlich, wie schon bemerkt, ehemaliges Winterschloß der Ritter von Windeck. Da fanden wir die alte Schwester des Pfarrers, welche zu Hause geblieben war, um zu kochen, vor der Thüre des Hauses, die sie von außen zugeschlossen hatte, und sie sagte zu uns, jetzt sei der Dieb gefangen. Die zwei ledernen, fast haarlosen Hunde, nämlich der Jupiter und die Juno, hatten niemals eine Witterung von einem Dieb angezeigt — dafür hatte die Katze ihn ausgefunden. Dieselbe stand nämlich an der Stiege und schaute verwundert hinauf, so daß auch die Alte in der Küche sich verwunderte und zur Stiege ging, um auch hinaufzusehen. Da erblickte sie einen Kerl mit einem Schlapphut, welcher bei ihrem Anblick rasch die Treppe wieder hinaufsprang. Die taube Person überließ ihre Kocherei dem Feuer, zog den Schlüssel des Hausthores und verschloß von außen dasselbe. Wir wollten uns von ihr nicht an Verstand übertreffen lassen und blieben deßhalb zunächst vor dem verschlossenen Hause stehen, sandten zu dem Bürgermeister und einigen Nachbarsmännern. Dann erst wurde das Haus aufgeschlossen und von oben bis unten durchsucht — aber vergebens; das Wildpret war nicht aufzuspüren. Als ich Nachts bei Licht auf meinem Zimmer saß, klopfte es plötzlich an meine Thüre. Es kam ein Mann mit einer Laterne herein und sagte, er wolle mir eine Anzeige machen, wodurch man vielleicht dem Schelm auf die Spur komme. Die Mutter des W. sei bemerkt worden, wie sie nach dem Amte am Bach Mannskleider gewaschen habe, und der W. sei am Nachmittag im Wirthshaus gewesen. Diejenigen, welche an seinem Tische saßen, hätten ihm vorgeworfen, er stinke ganz gewaltig. Nun aber war an dem alten Schloß ein eigener Anbau für die Ab-

tritte angebracht, der eine Oeffnung unten in dem Burggraben hatte. Es war daher denkbar, daß der Dieb wie ein Kaminfeger vom obern Stockwerk durch diesen Kanal sich herabgelassen habe und in's Freie gekommen sei. Ich ersuchte den Mann, er möge die Anzeige sogleich auch dem Bürgermeister machen. Dieser ließ den W. im Wirthshaus abfassen, in das hochgebaute Schulhaus bringen und im dritten Stockwerk bewachen, damit er nicht mit seiner Frau Mutter Vorbereitung zum Verhör treffen und Verabredung machen könne. Da die Wächter miteinander sich unterhielten, stürzte sich W. plötzlich zum Fenster hinaus, wurde aber wie ein herabgefallener Frosch ganz unverletzt am Boden gefunden. Im Amtsgefängniß mußte er zwar lange in Untersuchungshaft sitzen, wurde jedoch wegen Mangels genügender Beweise wieder entlassen. Nach einiger Zeit bekam er Händel mit anderen Burschen und wurde in zu Neusatz nicht ungewöhnlicher Art mit einem Messer bis auf die Lunge gestochen, und ich kam in die eigenthümliche Lage, ihm die heiligen Sacramente spenden zu müssen. Einmal, da ich den armen Sünder besuchte, wollte er auch seinen Kameraden, welche ihn besuchten, von seiner Sinnesänderung etwas beibringen. Sein wohlgemeinter Zuspruch bestand, wie einst die Troststrede an den Jörg, in den paar Worten: „Nehmet einen Augenspiegel an mir.“ — Ich will der Aehnlichkeit wegen und als Charakterisirung der damaligen Lebensart auch eine eigenthümliche Bußrede anführen. Ich besuchte einen schwer kranken alten Mann, der schon mit den heiligen Sacramenten vorher versehen war. Sein Weib, ein kleines buckliges Geschöpf, brachte ihm Suppe in einem Teller. Der Mann wollte nicht essen. Da blieb sie dennoch stehen und sprach in meiner Gegenwart, um den Kranken zum Essen aufzumuntern: „Iß nur, du wirst doch bald nichts Anderes sehen, als wüste Kaiben“ (Teufel).

5. Beispiele von Tugenden.

Ungeachtet der Verwahrlosung, in welcher diese Gemeinde brach gelegen war, sprießten da und dort schöne Eigenschaften und edle Thaten gleichsam uncultivirt. Ich will auch davon einige Beispiele anführen. Ein Mann der Gemeinde war in Untersuchung, ob er nicht dabei gewesen sei, als Jäger und Wilderer aufeinander stießen und einer erschossen wurde. Es handelte sich darum, daß der Mann beweisen könne, zur Zeit dieses Vorfalles zu Haus gewesen zu sein. Das einzige Kind, ein Mädchen von ungefähr 12 oder 13 Jahren, wurde von den Eltern aufgefordert, bei Gericht zu bezeugen, daß der Vater damals zu Haus gewesen sei. Das Mädchen erklärte mit aller Bestimmtheit: „Das thue ich nicht, ich darf nicht lügen" — und blieb standhaft bei diesem Vorsatz, ungeachtet der Vater ein böser wilder Mann war und das Kind wehrlos mit den Eltern in einem Häuschen wohnte, welches ganz abgelegen in einem Bergthal lag. Dasselbe Mädchen begehrte zur Zeit, als ihm wegen der bevorstehenden Erstcommunion ein Kleid angeschafft werden sollte, daß ihm nur ein geringes Kleid gekauft werde, denn man dürfe nicht hoffärtig gekleidet zu dem Heiland kommen.

Einmal ging ich in die Filialschule auf dem Berg. Auf dem Wege kehrte ich in einem Haus an, wo die Frau schon längere Zeit krank lag. Die Leute waren auch sonst nicht in guten Verhältnissen und hatten einige kleine Kinder. Als ich fortgehen wollte, fragte mich der Mann, ob ich nicht oben am Berg den kranken Maurer-Michel besuchen werde; ich bejahte dieses. Da gab mir der Mann zwölf Kreuzer und sagte: Der arme alte Maurer sei gewöhnt, zu schnupfen; in seinem elenden Zustand verdiene er aber gar nichts mehr, ich möchte ihm daher die zwölf Kreuzer geben, damit er sich Schnupftabak anschaffen könne.

Darin liegt wohl mehr edle Nächstenliebe, als wenn reiche

Leute bei ihrem Almosen vorerst fragen, ob denn der Arme auch schon am Verhungern sei, und dann erst etwas geben.

Manchmal kamen Nachbarsleute, die selbst arm waren, zu einem Kranken und brachten ihm einen gekauften Schoppen Wein, „damit er nicht verschwache“. Deßgleichen war in der Gemeinde ein alter Mann, welcher jedesmal mit seiner Frau inbrünstig betete, wenn die unfriedsamen Nachbarn miteinander Streithändel hatten, daß Gott ihnen den Frieden geben möge.

Einmal sollte in der Bergschule ein Mädchen, Elisabeth, zur Strafe sogenannte Tatzen bekommen, d. h. Schläge mit einem Röhrlein auf die Hand. Da stand ihre sonst ganz schüchterne Schwester auf und sagte, ganz roth im Gesicht, man möge ihr die Schläge statt der Elisabeth geben. Der Lehrer nahm den Antrag an und gab wirklich der Stellvertreterin die Strafe. Solches gefiel den andern Kindern so sehr, daß es in der Schule gleichsam Mode wurde, daß ein Kind für das andere die Strafe zu übernehmen begehrte.

Eine Näherin, ein kränkliches, schwächliches Wesen, verwendete ihren ganzen Lohn, soweit sie dessen nicht bedurfte, lediglich zur Unterstützung an Arme.

6. Etwas über die Pastorationsthätigkeit.

Ich hätte wohl unter solchem Volke mit der Gnade Gottes viel wirken können; ich hatte auch eine solche Frische des Thätigkeitstriebes, daß ich mich sonst schon geäußert hatte, ich möchte am liebsten in eine recht verdorbene Gemeinde kommen. Zugleich war ich als Vicar in der eigenthümlich günstigen Lage, daß ich ganz unbeschränkt in der Gemeinde hantiren konnte; denn der Bürgermeister stand mir in Allem bei, und mein Principal war mir gleichsam gehorsam, als wäre er mein Vicar. Dazu kam noch, daß ich sehr regsam war, fast auf alles Vergnügen verzichtete, so daß ich bisweilen ein ganzes Vierteljahr lang nicht nach Bühl ging, um meinen Bruder und seine Familie zu besuchen. Im Ort selbst hatte

ich Niemand, mit welchem ich irgend einen Verkehr zur Unterhaltung hatte. Mein Leben war einigermaßen genußlos und streng. — Dennoch weiß ich nicht, ob es Gott gefallen hat; und jedenfalls habe ich weniger gewirkt, als unter den gegebenen Umständen möglich gewesen wäre, und zwar aus dem Grund, weil mir die kirchliche Durchbildung in der Intelligenz und in der Gesinnung sehr gefehlt hat. Meine vornehmste Autorität in meinen geistlichen Studien war eben Hirscher und seine Schriften. Ich meinte, richtiger fromm und gottesgelehrt werde es wohl nichts geben. — Ob und wie viel ich überhaupt in Neusatz genützt habe zum Heil der Seelen, das weiß ich nicht — der Allwissende allein weiß es und möge mir barmherzig sein bezüglich des unermeßlichen Ungenügens und allen Schadens, den meine Unwissenheit und mein Ungeschick angerichtet hat.

Die spätern Nachfolger in meiner Pastoration zu Neusatz haben mehr geleistet und die Gemeinde zu einer mehr als gewöhnlichen Christlichkeit gebracht. Der eine hat durch seinen überschwänglichen Eifer und seine Aufopferung es dahin gebracht, eine Art von Kloster zu errichten, worin zugleich Waisenkinder verpflegt und erzogen werden. Der andere Nachfolger ließ gleich beim Beginn seiner Pastoration eine Mission durch Redemptoristen in der Gemeinde abhalten, deren Wirkung sehr mächtig und nachhaltig war. Bei der Predigt über die Hölle geriethen die Leute in so lautes Weinen und Heulen, daß man den Prediger kaum mehr verstehen konnte. Alle Bekanntschaften im Ort hörten auf, und Jahre lang kamen keine unehelichen Kinder in der Gemeinde mehr vor.

Gerade bei dem letzterwähnten Punkte kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, welche Verantwortung die Majoritäten solcher Landesvertretungen auf sich geladen haben, die gesetzliche Bestimmungen erließen, wonach die Ordensleute keine Missionen, selbst nicht einmal Exercitien für die Priester im Lande halten dürfen. Sie gleichen dem Hunde in der

Fabel, welcher auf dem Heu liegt und grimmig dem hungrigen Rinde verwehrt, davon zu fressen.

7. Erkrankung und Genesung.

Jetzt kommt wieder die eigene Person zum Vorschein. Ich wurde schon in Rothenfels einmal ernstlich brustkrank. Alle Mittel wollten nicht anschlagen. Ich ging manchmal siech im Garten auf und ab und machte mir recht ernstliche Gedanken, wie es gehen werde, wenn ich sterbe. Große Angst hatte ich nicht; es war aber doch ein eigenes Denken und Fühlen, auf solche Art innerlich am eigenen Grab graben. Ich wollte damals das Pfarrhaus nicht länger belästigen und deßhalb nach Bühl zurückkehren. Mein Principal aber wollte es nicht dulden, theils aus einer ihm natürlichen Noblesse, theils (vielleicht wenigstens) aus dem Grunde, weil durch meine Person der Friede im Hause bisher nicht gestört worden war. Der fast ganz blinde Mann ließ sich einmal in das Filial fahren, um daselbst zu predigen. In Neusatz aber repetirte sich der bösartige Husten drei Frühjahre; das vierte Mal wurde es so schlimm, daß ich nicht nur am Leib, sondern auch an der Seele ganz herabkam. Ich mußte nicht nur wochenlang das Zimmer hüten, sondern kam geistig in solches Elend, daß ich nichts Ernstliches mehr lesen konnte. Mein alter Pfarrer war ein ächter Elsäßer Patriot und ließ jedes Jahr die Kalender aufkaufen, welche im Elsaß erschienen. Ich wußte in der Erschlaffung meines Geistes nichts Besseres zu lesen, als diese Kalender von verschiedenen Jahren. Manchmal saß ich halb liegend, halb wachend und schlafend mit einem Kalender in der Hand da; ich las ohne Appetit aus Langweile, schlief ein, und der Traum mühte sich schwerfällig, eine Kalendergeschichte zu construiren. Das Aufwachen war katzenjämmerlich an Leib und Seele. Der Auswurf bei meinem Husten schien immer häufiger und bösartiger zu werden. Nicht nur Angehörige hielten mich für verloren,

sondern der Arzt selbst sagte, es sei die Schwindsucht. Da kam ein altes Weiblein Namens Serene zu mir und sagte, sie könne mir ganz sicher helfen, und bat mich recht dringend, anzunehmen, was sie mir bringen werde. Ich griff zwar nicht mit Vertrauen nach dem Angebot; dachte aber, die Bühler Medizinen hätten bisher nichts genützt, die Arzneikunst des alten Weibes werde mir auch nicht mehr schaden. Die viererlei Species, z. B. Sauerklee und Pimpernell, mußten zur Hälfte eingekocht werden; ich sollte dann Morgens und Abends ein kleines Gläschen voll davon trinken, sonst könne ich machen was ich wolle. Als ich Abends den Kräutersaft getrunken hatte, war schon den andern Morgen der Auswurf geringer; und von da an war ganz entschieden eine Wendung eingetreten, so daß die ansteigende Besserung nicht mehr unterbrochen wurde. Der Arzt sagte zwar, ich werde das Uebel in den nächsten Jahren wieder bekommen; aber seine Behauptung bestätigte sich keineswegs, während sich die Versicherung des alten Weibleins glorreich bewährt hatte.

Wenn ich mich richtig erinnere, so griff in diese Krankheitsperiode die Krankheit und das Sterben einer andern Persönlichkeit ein. Ich wurde nämlich eine Stunde weit auf einen Berg gerufen, um einem auszehrenden Mädchen die heiligen Sacramente zu bringen. Es war kaltes Wetter; der Gang aufwärts und die warme Krankenstube hatten mich erwärmt; hernach ging es abwärts, und so zog ich mir eine Erkältung zu, welche meine Krankheit erzeugte oder wenigstens verschlimmerte. Das Mädchen war anfänglich zum Sterben keineswegs geneigt. Nach längerm Kranksein wurde sie hierin so umgestimmt, daß sie sagte, das Sterben sei ihr jetzt lieber als das Gesundwerden. Gerade auf ihren Sterbtag fiel die unerwartete Besserung meines Krankheitszustandes. Ich kann nicht behaupten, aber es ist mir denkbar, daß auch hier eingetroffen sei, was schon oft beim Tod frommer Personen beobachtet worden ist, nämlich, daß dieselben durch ihre Für-

bitte auffallende Hülfe oder Gnade Verwandten oder Freunden erworben haben. — Das Mädchen hieß Franziska Busch.

8. Erholungen.

Der mühsamste Tag war mir regelmäßig der Sonntag. Zuerst mußte ich beichthören, sodann ein oder zwei Mal predigen, d. h. außer im Amte auch in der Frühmesse; um 1 Uhr die mühsame Christenlehre halten, wo Anfangs die Unwissenheit so wundersam war, daß mir eine erwachsene Person zur Antwort gab: „Gott ist allmächtig, weil sie allwissig ist,“ nachdem ich vorher gezeigt hatte, warum man Gott allmächtig nenne. Nach der Christenlehre ging ich in die Sonntagsschule, worin damals junge Leute von der Schulentlassung an noch zwei bis drei Jahre lang fortgebildet werden sollten. Der Zustand dieser Schüler und Schülerinnen, wie ich ihn vorfand, läßt sich einfach damit bezeichnen, daß ich eine eigene Abtheilung bilden mußte, welche mit dem Buchstabiren und Lesen des Gottbüchleins beschäftigt wurde, und daß drei Schülerinnen in der Hoffnung sich befanden.

Wenn ich nach den Sonntagsmühen endlich über meine Zeit verfügen konnte, ging ich, wenn es die Witterung zuließ, in die einsame Natur, entweder in den Wald oder auf eine Berghöhe. Gewöhnlich nahm ich mit mir Iphigenia von Göthe oder Uhlands Gedichte und badete und kühlte gleichsam die aufgeregte Seele in diesen reinen, krystallenen Geistesergüssen. Dieses einsame Gehen in Berg und Wald war fast das Einzige, was mir an Erholung oder Vergnügen in Neusatz zu Theil wurde; selbst das gute Klavier, welches ich mir in Rothenfels aus Stuttgart hatte kommen lassen, verkaufte ich wieder, nicht aus Mangel an Geld, sondern weil mir selbst diese Unterhaltung gleichgültig geworden war.

Nach größern Fristen unterbrach bisweilen meine einförmige Tagesordnung eine Zusammenkunft mit Geistlichen aus dem Kapitel, entweder wegen einer Conferenz oder aus

Veranlassung eines geistlichen Namenstags. Auch hier lernte ich aus Erfahrung, daß der Tag nach einem solchen Gastmahle angenehmer ist, wenn man es gemieden, als wenn man es mitgemacht hat. Ich fühlte und fühle noch bei keinem Anlaß größere Langeweile, als wenn ich meine Zeit bei einer zur Unterhaltung versammelten Menge zubringen muß; wie ich denn überhaupt sagen kann, daß ich die angenehmsten Stunden meines Lebens in der Einsamkeit gefunden habe. Ich habe mir deßhalb bisweilen bei kleinen Fußreisen in spätern Jahren ausbedungen, daß mein Gefährte, wenn ich solchen hatte, bis zum nächsten Ort entweder eine größere Strecke vorausgehe oder mich vorausgehen lasse. Selbst wenn ich einen Begleiter habe, der kein Wort spricht, oder eine Person ohne zu reden auf meinem Zimmer ist, fühle ich ganz deutlich, daß die innerliche Gedankenentwicklung einigermaßen gestört ist. Dieß mag daher kommen, daß die Gedanken einer anwesenden Person beinahe wie das laute Reden störend auf meine Denkorgane einwirken, wie auch auf die Seele einer somnambulen Person das Denken und Wollen des Magnetiseurs eine gewisse Herrschaft ausübt.

Mein im Revier der Pfarrgemeinde eingehegtes Leben wurde bisweilen auch unterbrochen durch einen Besuch, welchen ich in der Familie meines ältesten Bruders machte. Ich hatte nur eine Stunde weit dahin zu gehen; dennoch konnten zwei bis drei Monate vergehen, bis ich wieder einmal dahin ging, und zwar aus einer Art Geiz mit der Zeit. Bei einem solchen Besuche that ich eine Aeußerung, die auffallend genau ein bevorstehendes ungeahntes Ereigniß bezeichnete, das, während ich es auf mich bezog, sehr ernst an der Person in Erfüllung ging, der ich die Worte zur Antwort gab.

9. Versetzungspläne. Pfarrconcurs.

Während dieser Zeit bekam ich von dem damaligen Oberstudienrath Zell aus Karlsruhe die Anfrage, ob ich nicht als

Lehrer an das Lyceum zu Rastatt gehen wolle. Ich gab zur Antwort: da mir als Geistlichem die unmittelbare Thätigkeit für die Religion das Wichtigste sei, so wolle ich eine solche Stelle nur unter der Bedingung annehmen, daß mir der Religionsunterricht in allen Klassen der ganzen Anstalt zugetheilt werde. Da mir zurückgeschrieben wurde, daß diese Einrichtung nicht getroffen werden könne, so blieb ich auf meinem Platze und wurde wieder sowohl in Karlsruhe als in Freiburg bei meinen zuständigen Behörden als obscurer Dorfvicar vergessen und sitzen gelassen.

Nachdem ich etwa sechs Jahre in Neusatz zugebracht hatte, wandelte mich bisweilen recht stark das Gefühl an, ich sei wie eine Pflanze, der es noth thut, versetzt zu werden, um wieder neuen Trieb zu bekommen. Eine gewisse Müdigkeit und Ueberdruß machte mir meine bisherige Thätigkeit allmählich lästig. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, selbst um Versetzung anzuhalten. Ich meinte, wie auch noch jetzt, daß der Geistliche am sichersten an demjenigen Platze wirke, den er nicht selbst begehrt hat, sondern der ihm durch die Fürsehung Gottes zugewiesen wurde.

Damals wurde in unserer Diöcese der Pfarrconcurs eingeführt. Ich benützte möglichst meine Zeit, um mich darauf vorzubereiten, ohne meine sonstige Thätigkeit in Schule und Kirche zu vernachlässigen. Damals gab es noch keine Eisenbahn nach Freiburg. Der Pfarrconcurs war ausgeschrieben auf den Tag nach Mariä Himmelfahrt. Ich hatte nun die Wahl, entweder den Tag vor dem Fest mit der Post abzureisen, oder am Abend des Festes selbst, in welchem Falle ich die ganze darauffolgende Nacht hindurch fahren mußte, um dann in der Frühe des andern Tages mich zur Prüfung zu stellen. Ich wählte das Letztere, um an dem höchsten Festtage der Mutter Gottes durch Beichthören und Predigen in der Gemeinde noch thätig zu sein. Der Pfarrconcurs wurde schriftlich und mündlich von den Professoren der Theo-

logie abgenommen, und zwar mit einer gewissen Strenge. Es hatten sich mehr als vierzig Geistliche zu diesem Examen eingefunden. Als mich bei dem mündlichen Examen die Reihe traf, ging ich in dem Gange vor dem Examinationszimmer auf und ab und betete mit Vertrauen den englischen Gruß. Unter den Examinatoren waren auch Hirscher und Staudenmaier, welche ich vorher nie gesehen hatte, wohl aber durch ihre Schriften kannte. Als ich schon geraume Zeit nach Haus zurückgekehrt war und von dem Resultate der Prüfung noch nichts wußte, erfuhr ich einmal durch einen andern Geistlichen zu meiner Verwunderung, daß von Allen, welche den Pfarrconcurs mitgemacht hatten, ich der Einzige sei, welcher die höchste Note „vorzüglich" bekommen habe. Diese Nachricht bestätigte sich dann wirklich. Einestheils schrieb ich diesen Erfolg bei der Prüfung der Fürbitte der seligsten Jungfrau zu, zumal da ich vielleicht das schlechteste Gedächtniß unter allen Examinanden hatte. Anderseits war derselbe insofern von großer Bedeutung für meine Zukunft, indem diese Note Veranlassung wurde, daß ich später eine Stellung in Freiburg bekam, die der Uebergang wurde zu meiner jetzigen Professur.

10. Abgang nach Bruchsal. Rückblick.

Einige Zeit nachher bekam ich vom Oberstudienrath Zell abermals einen Antrag, auf eine lateinische Lehrerstelle zu gehen, nämlich an das Gymnasium zu Bruchsal. Da er ausdrücklich bemerkte, daß hier meine früher gestellte Bedingung angenommen werde, nämlich daß mir allein der Religionsunterricht an der ganzen Anstalt zugetheilt werde, so entschloß ich mich, diese Stelle anzunehmen. Zwischen meiner Abschiedspredigt und meinem wirklichen Abzug verflossen einige Wochen. Mein Pfarrer schien sich gerade nicht darüber zu alteriren, daß er seinen herrscherischen Vicar verlieren solle, gab mir jedoch ein übermäßig gutes Zeugniß.

Bei dem religiöseren Theile der Pfarrangehörigen zeigte sich viel Leid. Andere mögen es nicht ungern erfahren haben, daß der geistliche Aufseher ihnen nicht mehr zudringlich sein werde. In der oben bezeichneten Zwischenzeit regten sich bisweilen unwillkürlich und ohne Reflexion die Worte aus der Präfation an Apostelfesten: „ut gregem tuum pastor aeterne non deseras“ — in meinem Innern, so daß ich nachträglich dadurch beunruhigt wurde, ob ich nicht hätte bleiben sollen. Diese Worte hatten eine Lebendigkeit in meinem Innern, daß sie mir fast wie laut gesprochen vorkamen. Dennoch mögen sie, wie der Traum oder die darin gehörten Worte, ein Spiel, gleichsam ein Wellengekräusel der eigenen Seele gewesen sein, indem jene Worte der Präfation sich geistig reimten mit meinem damaligen Vorhaben.

Noch will ich ein anderes Vorkommniß in der letzten Zeit meines Aufenthaltes zu Neusatz erwähnen, das ebenfalls für mein späteres Leben sehr wichtig wurde und durch einen Muttergottestag bezeichnet war. Im Jahr 1840 erblickte beim Aufwachen meine Seele in sich eine eigenthümliche Forderung, fast wie mit Worten geschrieben. Es war am Tag von Mariä Empfängniß; der Inhalt war ganz präcis: ich solle einen Kalender für das Volk schreiben. Mit dem Gedanken war auch der Antrieb und Wille dazu gegeben. Ich fing an, ohne allen Plan und ohne zu wissen, was daran sich knüpfen sollte, die Geschichte zu schreiben vom hl. Philipp Neri und dem Jüngling, welche meinen ersten Kalender „Mixtur gegen die Todesangst“ einleitet. Daran knüpften sich andere Gedanken über den Tod und das Verhältniß der Sünde und der Tugend zu demselben. Ich war selbst in meinen Vicarsjahren ungewöhnlich viel mit Gedanken an den Tod beschäftigt, oder, um es genauer zu sagen, sie fielen mir vorzugsweise häufig ein, ohne mich gerade zu verdüstern. Ich sagte damals bisweilen: mein nahezu achtzigjähriger Principal werde schwerlich so oft an den Tod denken, als

sein junger Vicar. Deßhalb war es mir nicht schwer, in meinem ersten Kalender so manchfache Variationen mit Todesgedanken aufzuführen. — Doch kam ich mit diesem Kalender während meines Aufenthaltes in Neusatz nicht zu Ende. — Wie sich dieser Kalender weiter entwickelt und was er für eine Geschichte durchgemacht hat, davon wird später die Rede sein.

Meine Abschiedspredigt hielt ich viel früher, als ich abziehen konnte, indem ich mich in dieser Beziehung verrechnet hatte. Ich wandelte in Neusatz noch einige Wochen umher mit lebendigem Leibe, während die Seele schon ausgewandert war. Ich zog endlich ab, ohne besonderes Leid um Ort und Zeit meiner Neusatzer Lebensperiode. Sie war gleichsam eine siebenundsiebenzigmonatliche Buß- und Fastenzeit, d. h. leer von Lebensgenuß und voll von Arbeit und Mühe. Im Haus hatte ich nicht die geringste Ansprache; gewöhnlich wurde nichts geredet den ganzen Tag, als wären wir alle taub und stumm. Außer der Berufsarbeit in der Kirche, in der Schule, bei den Kranken hatte ich auch im Orte keinen menschlichen Verkehr, welcher mir angenehme Unterhaltung verschaffen konnte. Nur in der bessern Jahreszeit war ein Spaziergang, ein auswärtiger Besuch u. dgl. eine dünne Unterbrechung des einsamen Lebens und Treibens zu Neusatz. Ich schaute dabei wenig oder gar nicht in die Zukunft, höchstens kam mir, und zwar nur ganz selten, die arme Hoffnung, daß ich einmal eine kleine Pfarrei bekommen werde. Doch war ich bei dieser freudenlosen Lebensart nicht unzufrieden und habe deßhalb auch niemals um Versetzung angehalten. Ich kann es nur der Gnade Gottes zuschreiben, welche mir die Armuth und Mühseligkeit meiner dortigen Stellung erträglich machte.

Zwei Dinge sind es, welche ich mir in meiner damaligen Lebensart vorwerfen könnte. Ich habe zu viele Zeit als Priester mit dem Schulwesen mich beschäftigt, um die ver-

wahrloste Schule in bessern Stand zu bringen, so daß sie auch vor dem eifrigen Schulvisitator Welte bestehen könne. Dieser Thätigkeitstrieb mag allerdings den Kindern zu gut gekommen sein, war aber, den Religionsunterricht abgerechnet, eben weltlich im Beweggrund und im Erfolg. Sodann habe ich zu Haus, statt meine theologische Verwahrlosung durch theologische Studien aufzubessern, mich viel mehr mit naturwissenschaftlichen Schriften abgegeben. Deßgleichen las ich auch gern im Livius und andern römischen Schriftstellern. Die im Kapitel circulirenden Zeitschriften, welche mein Principal bekam, rührte ich fast niemals an, sowie ich auch seine bändereiche Bibliothek wenig benützte. Hingegen diente mir damals als Unterhaltungslectüre die Augsburger Allgemeine Zeitung. Zu jener Zeit hatte sie eine vorzügliche Haltung; sie brachte unbefangen die Berichte der kirchlichen und politischen Richtungen verschiedener Art und regte dadurch den Leser an, selbst zu denken und zu urtheilen. Sie war dadurch ganz eigentlich bildend, während dieselbe Zeitung in der gegenwärtigen Zeit herabgesunken ist zu einem alt- und neuprotestantischen Parteiblatt, und Niemand sich ernstlich als Redacteur davon nennen mag.

Sechster Abschnitt.

Bruchsal.

1. Thätigkeit und Lebensweise.

Wie eine schon welk gewordene Frucht vom Baum abfallt, so fiel ich abgedorrt von der Kirchengemeinde Neusatz ab, um in Bruchsal eine neue Lebensperiode zu beginnen. Die dort vorräthigen Collegen zu schildern, halte ich nicht für geziemend, da ich nur mein eigenes Leben beschreiben will. Die Arbeit war ganz anderer Art, als in Neusatz. Dort wurde ich in frischer Bergnatur umhergetrieben zur Schule und zu Kranken, während meine Thätigkeit zu Bruch-

al den ganzen Tag in die Schulstuben eingesperrt war. Außer dem Religionsunterricht hatte ich in vier Sprachen, im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen und Französischen, die Anfangsgründe zu geben — das langweiligste Geschäft, welches man sich nur denken konnte. Doch mag die Fürsehung Gottes mir solches als eine Vorbereitung für meine spätere Bestimmung zubeschieden haben, indem ich durch das Lehren besonders der alten Sprachen mich wieder mehr einübte. Ich hatte wochentlich gegen dreißig Lehrstunden und erst noch jeden Sonn- und Feiertag zu predigen. Dafür hatte ich nach achtjähriger seelsorgerlicher Thätigkeit einen Lohn von fünfhundert Gulden. Bisweilen half ich auch in andern Kirchen mit Predigen oder Beichthören aus. Meine Religiosität wurde in dieser Zeit angeregt von innen und außen; insbesondere waren meine einsamen Spaziergänge oft eine süße und schöne Erholung, indem meine Gedanken leicht und wohlig zu Gott sich erhoben. Im Anfang meiner Schrift: „Witterungen der Seele" sind derartige Stimmungen geschildert, Jahrgang 1842 und 1843.

2. Ein Besuch. Erste literarische Arbeit.

Meine Tage in Bruchsal gingen ohne erhebliche Vorkommnisse vorüber; deßhalb will ich alsbald zu zwei Ereignissen übergehen, welche sich tiefer in meinen Lebensgang eingravirten. Doch will ich eine Kleinigkeit noch vorausschicken. Ich besuchte einmal, während ich einige Wochen Ferien hatte, einen Pfarrverweser, welcher vieljähriger Studien- und Hausgenosse von mir gewesen war. Sein Aufenthalt war in einem Dorf am sogenannten Hagenschieß, einer Gegend hinter Pforzheim, die sich gegen das Württemberger Gebiet hineinzieht. Daselbst erfuhr ich, wie in dieser Gegend Geister, Hexen und Zauberei ganz als selbstverständliche Dinge in Geltung stehen. Es wurden mir in glaubwürdiger Weise Thatsachen mitgetheilt, daß ich zur Ueberzeugung kam und

noch überzeugt bin, die eigentliche Zauberei, d. h. Wirkungen durch unnatürliche dämonische Mittel, sei in manchen Gegenden durch practische Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag noch im Gebrauch. Ich ging auch mit meinem Gastgeber zu Pfarrer Blumenhard in Möttlingen, um von ihm persönlich ein kürzlich vorgefallenes Ereigniß zu erfahren, wobei Geisterspuck und Besessenheit in greller Weise sich gezeigt hatte. Der Pastor nahm uns sehr freundlich auf und erzählte als nächster Augen- und Ohrenzeuge die Geschichte, so daß wir beide nicht im Geringsten an der Aufrichtigkeit der Mittheilung zweifeln konnten.

Anderseits herrscht besonders in den württembergischen Orten der Pietismus mit großer Macht. Ich kam in die kleine Stadt Calw, wo der Geschichtsschreiber Gfrörer zu Haus ist. Es war gerade Jahrmarkt, der sehr stark besucht war. Dabei fiel mir auf, wie das Volk daselbst allgemein so lautlos und sachte umherwandelte, daß man sich für ganz einsam halten konnte, wenn man die Augen geschlossen hätte. Auch fiel mir auf, wie in dem altwürttembergischen Gebiete die Leute ganz auffallend unschön sind. Solches bemerkte ich ganz besonders an einem Jahrmarkt im Wildbad. Noch manches Andere schien mir merkwürdig, so daß ich nach meiner Rückkehr nach Bruchsal die Anwandlung bekam, etwas niederzuschreiben und an die Süddeutsche Zeitung, welche damals von einem Geistlichen in Freiburg Namens Häberlin redigirt wurde, zu übersenden. Der Bericht erschien mit der Ueberschrift: „Umschau im Hagenschieß", und war das Allererste, was meine Feder zum Druck gefertigt hat. Seltsamerweise mußte dieser harmlose Aufsatz wesentlich eingreifen in mein späteres Geschick.

3. Der erste Kalender und seine Aufnahme.

Im Verlauf meiner Bruchsaler Lebensmonate wurde mein erster Kalender fertig geschrieben. Ein geistlicher Freund

aus der Nachbarschaft von Bruchsal reiste nach Freiburg, um den Pfarrconcurs dort zu machen. Ich übergab ihm mein Manuscript mit dem Auftrage, er möge dasselbe der Verlagshandlung von Herder anbieten. Es hatte den Titel: „Kalender für Zeit und Ewigkeit, für das gemeine Volk und nebenher für geistliche und weltliche Herrenleute, von einem badischen Jesuit.“ Allein der Geistliche wurde von dem damaligen Regens des Seminars beredet, daß das Schriftstück in Villingen bei F. in Verlag gegeben würde. Die Sache wurde bald in's Reine gebracht und dabei ausbedungen, daß mein Name verschwiegen bleibe.

Der Kalender erschien ohne Bilder, auf schlechtem Papier und zu einem für die damaligen Verhältnisse sehr hohen Preis. Nach einiger Zeit kam ein böser Brief von dem Verleger: er werde so viel des Kalenders wegen angefochten; Jemand habe einen solchen verbrannt und ihm die Asche geschickt; selbst von Geistlichen habe er zu gewärtigen, daß sie ihm die Kundschaft entziehen, und er müsse entweder meinen Namen nennen, um sich zu salviren, oder den Kalender auf meine Kosten zurückziehen. Man kann sich denken, daß der kleine lateinische Schullehrer von dieser Nachricht beunruhigt und vielleicht selbst bei seinem Decliniren und Conjugiren zerstreut worden sein mag. Ich faßte nun den Entschluß, an Hirscher meinen Kalender zu senden und die schlimme Aufnahme desselben zu berichten. Er schrieb mir zurück, der Kalender habe ihn des gewandten Geistes wegen gefreut, aber Manches darin sei trivial; er rathe, daß ich ihn zurückziehe und ausgereinigt nochmals herausgebe. Sogleich schrieb ich an den Verleger, er solle auf meine Kosten den Kalender zurückziehen. Ich bekam längere Zeit darauf keine Antwort; auf einmal kam eine ganz fröhliche Friedensbotschaft, indem der Verleger, ohne ein Wort vom Zurückziehen des Kalenders mehr zu sagen, mich aufforderte, alsbald eine zweite Auflage herzurichten. Weil ich die unerträglichsten

Anstößigkeiten nicht mehr aufnahm, so gab ich demselben auf dem Titelblatt die Empfehlung: „Geschlachter“.

Das Publikum wußte zunächst nicht, wer den Kalender verfaßt habe; aber einige badische Blätter fielen darüber her, wie die Sperber über ein verlaufenes Hühnlein, und schimpften ganz gewaltig. In einer dieser Recensionen rügte der Autor (wahrscheinlich ein Schullehrer), daß der Kalendermacher neue Gleichnisse bringe; man habe genug an denen in der heiligen Schrift.

Dieser Empfang meines ersten Kalenders war gleichsam ein Vorspiel von dem, was auch meinen späteren Schriften großentheils begegnen sollte; es ist nämlich kein Mensch so viel von den badischen liberalen Blättern und auch einigen Broschürchen gelästert und gegen keinen ist mehr gehetzt worden, als gegen mich und meine Erzeugnisse.

Vorläufig bemerkt, halte ich auch diese Anfechtungen für eine Wohlthat Gottes, theils um aufsteigende Eitelkeit abzulöschen, theils um der Arbeit auch das Verdienst einigen Leidens beizufügen. Die Verbreitung meines Kalenders auf protestantischem Gebiete wurde durch einen eigenthümlichen Umstand gefördert; nämlich nahe bei Villingen, wo er gedruckt wurde, befindet sich die Herrnhuteranstalt Königsfeld. Die Vorstände derselben schienen viel Wohlgefallen daran zu haben und verschafften wahrscheinlich ähnliche Gunst demselben in entfernteren Kreisen, wo Herrnhuterrichtung vorhanden ist. — So lange ich jedoch in Bruchsal lebte, wurde ich als Verfassers des Kalenders nicht bekannt.

4. Anfeindungen. Berufung und Reise nach Freiburg.

Ein für meine Person und ihre zukünftige Stellung sehr wichtiges Ereigniß trat ein, als ich ungefähr ein Jahr in Bruchsal meine einförmige und langweilige Lehrthätigkeit ausgeübt hatte. Ich wurde bei dem Oberstudienrath (genauer gesagt, bei dem protestantischen Theil desselben) denuncirt,

als sei ich übertrieben orthodox. Ein Mitglied äußerte sich bei dem Director eines Gymnasiums gelegentlich einer Schulvisitation: „Der Stolz glaubt sogar, daß es Teufel gibt.“ Und als derselbe Visitator in meiner Klasse die Prüfung abhielt, gab er den Schülern raffinirt schwere und seltene Fragen, wahrscheinlich um sagen zu können, meine Schüler hätten die Prüfung nicht gut bestanden. Nun wurde in Karlsruhe abgewartet, bis der gutkatholische Oberstudienrath Zell abwesend war, um in einer Sitzung, wo der protestantische Prälat präsidirte, meine Absetzung zu beschließen. Meine Person wurde dem erzbischöflichen Ordinariate zur Verfügung gestellt und begehrt, dasselbe möge für das Gymnasium in Bruchsal einen andern Geistlichen als Religionslehrer auswählen.

Der Generalvicar damaliger Zeit beabsichtigte, die Sache ganz einfach und mechanisch damit zu erledigen, daß er den Vicar von einem abgelegenen Dorfe (Marlen) an meine Stelle nach Bruchsal zu versetzen gedachte, und mich an dessen Stelle als Vicar, ungeachtet ich ungefähr schon neun Jahre Priester war und bei dem Pfarrconcurs von etwa fünfundvierzig Concurrenten allein die Note: „Vorzüglich“ erhalten hatte. Der gute Mann, welcher später ein ganz besonderes Wohlwollen gegen mich zeigte, dachte gar nicht daran, daß ein derartiger Stellentausch eine Mißhandlung meiner Person sei.

Da mußte der Fürsehung Gottes gleichsam ein Strohhalm dazu dienen, meine Lebensbahn in eine ganz andere Richtung zu bringen. Dieser Strohhalm bestand in dem kleinen Artikel „Umschau im Hagenschieß“, welchen ich als erstes Product für die Presse an den Redacteur der Süddeutschen Zeitung eingesandt hatte. Dieser erfuhr meine beantragte Versetzung und den katholikenfeindlichen Grund. Er ging zu dem Generalvicar und öffnete ihm die Augen darüber und wie ungebührlich es wäre, wenn man mich gleichsam wie ein

untaugliches Subject wieder zu einem Dorfvicar degradirte. Dem Generalvicar schien die Sache einzuleuchten, und meine Abberufung wurde verschoben.

Unterdessen wurde das Convict oder das Collegium theologicum errichtet, wo die Vorstände aus einem Director und zwei Repetitoren bestehen sollten. Nun mußte auch hier wieder eine scheinbare Kleinigkeit in das Räderwerk meines Schicksales eingreifen; nämlich der Umstand, daß mich die Angst und die Noth mit meinem ersten Kalender dazu trieb, dem Domkapitular Hirscher zu schreiben und ihn um Rath zu fragen. Auf einmal bekam ich einen Brief von ihm mit der Anfrage, ob ich nicht geneigt sei, die Stelle des ersten Repetitors zu übernehmen. Von allen vernünftig denkbaren Dingen hätte mir nichts lieber sein können, als dieser Vorschlag. Es wurde in Rücksicht auf die Herrichtung der neuen Anstalt bestimmt, daß ich im Februar in Freiburg anlangen sollte. Der erwartete Abgang zu meinem neuen Berufsort und -Zeit weckte in mir folgende Stimmungen und veranlaßte deren Ablagerung in meinem Tagbuch:

„Wie ist ein abendliches Gefühl über mich hereingesunken! wie wenn die Seele erbleicht wäre und blaß geworden, so blicke ich mich selber an mit einer Art liebender Wehmuth. Wohl habe ich hier nichts Liebes zu verlieren — und doch ist es eine Art Sterben, daß jetzt alle bisherigen Verhältnisse sich auflösen. Liebt doch auch der Bettler das Leben und trennt sich im Tod nicht gern davon, so arm es auch war. Ich hoffe ein wenigstens dem Geistesleben nach besseres Befinden und Thun dort droben — aber wer weiß, ob ich mich nicht bitter täusche und ich dort oben erst anfange, Bruchsal zu lieben und mich sehnen nach dem alten Leben, das ich hier gelebt? Das steht nun in des Ewigen Hand, das Maß der Mühen, Verdrießlichkeiten und Sorgen, das mir dort beschieden ist. Was wäre es wohl, was ich mir besonders ernst und stark vornehmen sollte auf jenes neue entscheidende Leben?

Vor Allem Pflichttreue, daß ich das sei und leiste, wozu man mich berufen hat — also ernste, gewissenhafte Vorbereitung für meine Stunden; und eher nichts Anderes thun, als bis dieser Genüge gethan ist, dann vieles und andringendes Beten — gehörige Schätzung und Verwendung der Zeit — Zurückhaltung in meinen Aeußerungen."

Allerdings nahm in Freiburg eine ganz andere Lebensperiode ihren Anfang. Die letztvergangene Zeit seit meiner Priesterweihe war die Vorbereitung für meinen langjährigen Beruf, in welchem ich mich jetzt noch befinde. Die Zeit am Gymnasium bereitete mich vor für das Lehramt überhaupt; und die Zeit in Rothenfels und Neusatz bereitete mich vor für die Pastoraltheologie.

Die Fahrt nach Freiburg geschah im Postwagen, so daß ich auch die ganze Nacht hindurch fahren mußte und dabei viel mit wachen Augen und wachem Sinn träumte. Ich habe den Grundgedanken, womit ich mich bei dieser Nachtfahrt beschäftigte, zum Abschluß einer neuen Auflage der „Mixtur gegen die Todesangst" verwendet.

Siebenter Abschnitt.

Freiburg.

1. Convict. Thätigkeit. Nachbarschaft.

Die Persönlichkeiten, denen ich im Collegium theologicum, wie man das Convict officiell nannte, beigesellt wurde, waren Director Haiz und Repetitor Wenzel Lumpp. Derselbe Grund, weßhalb ich in meinem Buche „Besuch bei Sem, Cham und Japhet" meine siebenzehn Reisegefährten nicht schilderte, hält mich auch ab, die Naturgeschichte meines Obmannes und Nebenmannes hier zu geben. Ich selbst bekam zum Gegenstand meiner Repetitionen gerade die Fächer, welche mir die erwünschtesten waren, nämlich Moral und Pastoral.

Von der letztern aber dispensirte mich der betreffende Professor, welcher seine Vorlesungen aus Reichenberger nicht repetirt haben wollte. Auf diese Weise saß ich im Convict als ein junger Pensionär, der nur zwei Stunden in der Woche Repetition zu halten und etwa jedesmal die dritte Woche einen sonntäglichen Vortrag an die Zöglinge des Convictes zu richten hatte. Auch Andere, welche gleichzeitig oder nach mir Repetitoren waren, hatten die überflüssigste Zeit zum Nichtsthun. Außer dem eigentlichen Müßiggang gab ich mich ab mit Kalenderschreiben, der Katechisation über Hirschers Katechismus und mit der Ausarbeitung einer practischen Exegese über die Pastoralbriefe, welche mir den Theologen gegenüber Gelegenheit geben sollte, die ausfallenden Repetitionen über Pastoral zu ersetzen.

2. Hirscher und andere Professoren.

In meiner sonstigen Lebensart kam ich mit Hirscher in genaueren Verkehr; solange er lebte, besuchte ich ihn jede Woche einmal am Abend. Meine für den Druck geschriebenen Arbeiten las ich ihm gewöhnlich vor, damit er seine Einwendungen und Zurechtweisungen daran knüpfen könne. Später theilte er mir auch von seinen Manuscripten mit, damit ich vor dem Druck derselben ihm angebe, was ich etwa daran auszusetzen habe. Insbesondere arbeitete er gleichsam gemeinschaftlich mit mir seinen zweiten Katechismus, nachdem man vielseitig den ersten zu groß und zu schwer verständlich für Volksschulen fand.

Ich war schon vorher, da ich noch nicht persönlich mit ihm in Umgang gekommen war, in der Art für seine Schriften eingenommen, daß sie mir höher standen als selbst die Kirchenväter, welche ich allerdings damals noch wenig kannte. Seine Richtung schien mir den wahrhaft geläuterten Katholicismus in sich zu schließen. Was darunter stand, z. B. Wessenbergs Schriften oder andere von josephinischem

Geiste, verachtete ich; hingegen solche, die orthodoxer waren, schienen mir übertrieben und bornirt. Als daher sein Katechismus und Anderes aus seiner Feder angegriffen wurde, kam ich in ärgere Entrüstung, als er selbst darüber gehabt haben mag. Er schrieb eine kleine Broschüre, um seinen Katechismus zu vertheidigen. Da dieselbe anonym erscheinen sollte, bat er mich, ein Vorwort dazu zu schreiben. In letzterm ließ ich die Stacheln meines Unwillens in der Art aus, daß mein Freund Schwörer sagte, dieß Vorwort sei wie voll scharfer Messerlein. Einige Zeit nachher, als Hirscher eine kleine Schrift über die nöthigen Reformen in der katholischen Kirche schrieb, welche in Rom auf den Index gesetzt wurde, verletzte ich selbst die Ehrerbietung gegen einen bischöflichen Würdenträger. Dieser hatte nämlich in seiner Diöcese einen Erlaß hinausgegeben, wodurch den Theologen aus Rücksicht auf Hirscher verboten wurde, Collegien an der Freiburger Universität zu besuchen. Ich schrieb dann an den Bischof, seine Rathgeber hätten ihn zu einem lieblosen Benehmen gebracht, indem er wissen könnte, daß keine Theologen aus seiner Diöcese in Freiburg studiren und daß Hirscher unterdessen sich dem Urtheile Roms unterworfen habe.

Anderseits ging ich aber doch nicht weiter in der Vorliebe für ihn, als meine Ueberzeugung zureichte. Ich ließ mich nicht in literarischen Kampf ein, um seine Schrift über die Reformen der Kirche zu vertheidigen, deßgleichen schrieb ich auch keine Besprechung über seine Erklärung der Episteln des Kirchenjahres und empfahl auch niemals in meinen Vorlesungen über Homiletik seine Erklärungen der sonntäglichen Evangelien. Der Stil an beiden Schriften schien mir keineswegs musterhaft.

Sonst kam ich auch noch mit einigen andern Professoren in näheren Verkehr, vorzugsweise mit Buß und Gfrörer, welche beide mir lebenslänglich eine besondere Zuneigung bewahrt haben. Ein eigentlicher Freund im vollendetsten Sinne

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

des Wortes war und blieb mir Hofrath Schwörer, einer der edelsten Männer, die ich je gekannt habe, und dessen Tod mir schwerer fiel, als der Tod meiner Eltern oder sonst irgend eines Menschen.

Ueberhaupt hatte ich es übermäßig gut in den Jahren meines Repetentenlebens. Ich studirte und arbeitete viel und vielerlei nach eigener Anwandlung. Anderseits aber machte ich auch oft mehrstündige Spaziergänge, und zwar in der Regel einsam. Dieselben waren mir ein so hohes Vergnügen, daß ich mir auf Erden kein größeres Wohlsein denken konnte, als diese Gänge in Waldungen und auf Berghöhen. Meine Phantasie schwebte dabei wohlig von der Natur zu Gott und von Gott zur Natur und zog die ganze Seele auf ihren Flügeln mit sich. Manches Bild, das ich in meinen Schriften wieder anbrachte, wurde bei solchem Gehen eingefangen und heimgebracht. Die Einsamkeit dabei war mir aber so unerläßlich, daß, wenn auch nur ein Mensch und zwar schweigend mit mir ging, ich dann nur ganz prosaische, ordinäre Gedanken bekam. Es ist mir bis auf den heutigen Tag noch ein Spaziergang nur dann eine geistige Erholung, wenn ich ganz einsam bin.

3. Der nicht einmal provisorische, aber factische Director. Uebergang zur Universität.

Einige Zeit ging in dieser Lebensart gleichmäßig vorüber. Nun wurde der zeitweilige Director des Collegiums zum Domcapitular gewählt; eine provisorische Direction wurde dessenungeachtet weder von der Karlsruher Regierung noch von dem Ordinariate ernannt; somit füllte ich von selbst die leere Stelle des Directors aus und regierte in eigener Machtvollkommenheit. Die Sache ging ihren Gang, vielleicht etwas weniger gelind als vorher. Selbst der damalige Portier sagte: „Unser Director ist ein gelehrter Herr, aber kein Mann der Freundlichkeit.“ Ich selbst war mehr geplagt; von irgend

einer Seite aber, welche ich wohl vermuthen konnte, suchte man mein Regiment in ein schiefes Licht zu stellen. Auf einmal kam vom Ordinariat an mich eine Mahnung bezüglich verschiedener Punkte. Meine Erwiderung war etwas schneidig und mit der Forderung begleitet, daß dieselbe nicht einem Referenten übergeben, sondern in der Ordinariatssitzung wörtlich vorgelesen werde. Dieß geschah auch; man ließ mich von nun an in Ruhe, und der Generalvicar sagte mir scherzend, er möchte nicht unter meine Feder fallen. Ich bemerke zu dieser Affaire, daß diese Unart, wie eine Beißzange eine Angelegenheit anzupacken, wo zwei weiche Finger auch zugereicht hätten, mir jahrelang angehaftet hat. Sailer, der auch viel angegriffen worden ist, wollte niemals mit Schärfe antworten, indem er sagte: „Ich will kein Dornbusch sein.“ Ich habe mich nicht selten als solcher gezeigt, wovon Spuren in meinen „Kleinigkeiten“ zu finden sind.

Meine Person wurde nach einiger Zeit auf eine sachte Weise aus dem Stuhl der Direction herausgehoben. Der damalige Professor der Pastoral begehrte seine Pensionirung, welche er auch erhielt. Hirscher gab sich alle Mühe, mich an seine Stelle zu bringen; allein zwei angesehene Professoren der Theologie widersetzten sich mit ebenso großem Eifer. Ich selbst gab mir keine besondere Mühe, diese Stelle zu erhalten. Der damalige Ministerpräsident las meine Kalender und wurde dadurch und durch Zureden seines alten Freundes Schwörer gegen das übrige Ministerium zum Entschluß gebracht, mir ohne Titel die Lehrstelle der Pastoral und Pädagogik zu übertragen. Alsbald wurde eine Einsprache dagegen von achtzehn Universitätsprofessoren an das Ministerium geschickt, wahrscheinlich mit der Bitte, die leuchtende Universität nicht mit einem Sonnenfleck zu trüben. Die Professoren der Theologie nebst einigen ultramontanen Professoren anderer Facultäten, Buß, Gfrörer, Schwörer, Wetzer, enthielten sich, an der Eingabe Theil zu nehmen. Schon vorher hatten

badische liberale Zeitungen gegen meine Ernennung eifrig gehetzt. Jene hitzigen Bemühungen scheiterten an der kühlen Festigkeit des Ministers.

4. Beginn der Vorlesungen. Anstellung als Professor ordinarius.

Ich konnte also ungehindert von außen meine Vorlesungen beginnen; dafür hatte ich aber ein desto größeres Hinderniß zu überwinden: nämlich ich mußte meine Vorlesungen erst ausarbeiten. Vorgearbeitet hatte ich noch nichts, denn ich hatte mich als Repetitor niemals um die Literatur in der Pastoral oder Pädagogik umgesehen, da ich gar nicht daran dachte, Professor an der Universität zu werden. Zugleich wollte ich nicht nach einem schon vorhandenen Lehrbuch meine Vorträge einrichten. Ich war deßhalb übermäßig angestrengt; manchmal ging ich in das Colleg und wußte nicht, ob meine Hefte für die ganze Vorlesstunde ausreichen würden. Es war aber eine höchst anstrengende Arbeit, Vielerlei zu lesen und das Gelesene wieder selbständig zu verarbeiten. Die Folge davon war, daß ich gegen Ende des Sommers in eine krankhafte Schwermuth verfiel, welche eigentlich keinen Gegenstand hatte, sondern nur auf dem Grenzgebiete zwischen Leib und Seele nagte. Manche Schilderungen dieser Zustände sind in dem entsprechenden Jahre der „Witterungen" zu finden.

Die Vorlesungen der Pädagogik schienen die Studirenden besonders anzuziehen; auch solche Theologen, welche schon früher die Vorlesungen über diesen Gegenstand gehört hatten, kamen zu mir; deßgleichen Studenten anderer Facultäten, — ich hatte achtzig Zuhörer. In einer Professoren-Versammlung sagte aus freien Stücken Stromeyer, der berühmte Chirurg und zu gleicher Zeit Protestant, es scheine, daß man sich geirrt habe in Bezug auf meine Person, und man müsse das begangene Unrecht wieder gut machen. Die Anwesenden schienen damit einverstanden zu sein. Die theologische Facultät,

so weit sie im Anfang gegnerisch sich gezeigt hatte, war nun auch zufrieden, mich als ihren Collegen aufzunehmen; nur wurde mir zugemuthet, ich solle eine Eingabe um meine definitive Anstellung an das Ministerium machen. Dieselbe wurde von der theologischen Facultät und von dem Senat befürwortet, und das Ministerium zögerte nicht, mich zum Professor ordinarius zu ernennen. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksales lag darin, daß ich nun auf der Lehrkanzel der Pastoral der festgesetzte Nachfolger des nämlichen Fachprofessors wurde, welcher mich als Studenten beim Examen über Pastoral durchfallen ließ, was meines Wissens noch keinem andern Theologen bei ihm widerfahren war.

5. Fehler.

Ich hatte also ein Amt erreicht und zu führen, welches zu den wichtigsten innerhalb der Theologie gehörte, insofern es unmittelbar mit dem practischen Christenthum, mit der Anwendung des Inhaltes der Theologie auf das Leben, zu thun hat. Ich beging dabei einen großen Fehler, der in dem von mir gebrauchten Ausdruck bezeichnet ist: Gott habe für mich studirt. Ich wollte damit sagen, Gott habe mir so viele Erfahrung in mein bisheriges Leben gestreut und habe mich mit so vieler Geistesgewandtheit begabt, daß ich nicht nothwendig habe, viel aus fremden Büchern für meine Vorträge zusammenzulesen. Außer der großen, angestrengten Arbeit, meine Vorleshefte zu gründen, gab ich mir, nachdem dieß geschehen, keine große Mühe, bei bewährten Schriftstellern das Beste zusammenzusuchen, um es bei den Zuhörern nützlich anzulegen. In einiger bei Professoren ohnedieß grassirender Geisteshoffart zog ich es vor, meine eigenen Ansichten und Einfälle im Colleg auszusäen, was um so tadelnswerther war, als ich selbst eine so armselige Theologie vor zehn Jahren als Mitgift bekommen hatte. Doch habe ich wissentlich nichts vorgebracht, was gegen ein kirchliches Dogma gewesen wäre,

und war scharf in der Kritik gegen Nichtsnutzigkeiten im Gebiet des geistlichen Amtes.

Meine clericale Richtung ging damals ganz parallel mit der von Hirscher. Ich las in der Regel auch nur an Sonntagen die heilige Messe, wie die übrigen theologischen Lehrer — nicht aus bloßem Nachahmungstrieb, als vielmehr in der Meinung, ich werde mich dadurch eher vor dem Leichtsinn bewahren, worein manche Geistliche bezüglich der Celebration gerathen. In dieser Besorgniß beichtete ich auch jeden Samstag. Im Allgemeinen aber hat mich das Professorenleben unfrommer und weltlicher gemacht.

6. Weitere Schriftstellerei. Legende.

Als ich mein Lehramt an der Universität antrat, hatte ich im Sinn, den Kalender für Zeit und Ewigkeit mit dem „Unendlichen Gruß" fortzusetzen. Allein Hirscher rieth mir dringend davon ab, indem meine Gegner auch dieß zum Hohn benützen würden, daß ein Universitätsprofessor sich mit Marienkalendern abgebe. Dazu kam noch, daß ich eben durch meine alle Zeit und Kräfte fordernde Aufgabe, Collegienhefte anzufertigen, gehindert war, nebenher noch einen rechtschaffenen Kalender zu verfassen.

Das Kalendermachen wurde also vorderhand auf die Seite gesetzt. Da aber die Mühen des ersten Jahres an der Universität überwunden waren, so regte sich eben doch auch wieder mein productives Talent und wollte einen neuen Spielraum. Es war wieder ein Marientag, da ich Nachmittags nach Kappel gehen und den Pfarrer besuchen wollte. Auf dem einsamen, fast zweistündigen Gang dahin flog mich plötzlich mit großer Lebhaftigkeit die Idee an, ich solle und könne eine Legende schreiben. Der Gedanke trieb alsbald Zweige; ich fand in diesem Unternehmen den richtigen Ersatz für den Kalender, wenn ich jedes Jahr einen Monat bearbeite und als eigenes Heft herausgebe; die Einrichtung solle in der

Art gemacht werden, daß in jedem Heiligenleben eine einzige christliche Wahrheit hervorzuheben sei, welche vorzugsweise in dem Leben des betreffenden Heiligen illustrirt erscheine. Wenn ich mich an jenen Gang erinnere und wie jener Plan gleich einem lebendigen Wesen die ganze Phantasie aufregte und in Beschlag nahm, und wie diese schwierige Arbeit in zwölf Jahren glücklich durchgeführt wurde, so muß ich ihn als einen von Oben kommenden Brief ansehen in gleicher Weise, wie in meinem letzten Neusatzer Jahre den Ruf, ich solle einen Kalender schreiben.

Ich machte mich bald an die Arbeit und hatte dabei den großen Vortheil, daß ich die Acta Sanctorum von den Bollandisten auf unserer Universitätsbibliothek, nebst andern größern Werken über das Leben der Heiligen, z. B. von Surius und Ribadeneira, vorfand. Da meine Leser mit wenigen Ausnahmen noch niemals die Acta Sanctorum gesehen haben werden, so bemerke ich, daß dieselben aus mehr als einem halben Hundert Foliobänden mit ganz kleinem Druck bestehen und manchmal für einen einzigen Tag dreißig und noch mehr Heilige darin besprochen werden. Ich mußte also das Leben von Tausenden von Heiligen durchsuchen, um für jeden Tag meiner Legende einen solchen ausfindig zu machen, der eine charakteristische Seite für eine christliche Wahrheit bot. Ein sehr gescheidter Pfarrer sagte mir, nachdem einige Monatshefte erschienen waren: die Sache gefalle ihm ganz gut; aber ich werde im Fortgang davon nicht bis an den Schluß im Stande sein, immer neue Anwendungen über das Leben der Heiligen zu machen. Pater Roh aber sagte zu mir, ich müsse von meinem anfänglichen Plan, jedes Jahr nur einen einzigen Monat zu bearbeiten, abgehen, sonst werde ich es nicht erleben, das Ganze zu vollenden. Beide Männer hatten unrichtig geurtheilt. Gottes Gnade hat mir über die Schwierigkeiten hinausgeholfen und meinem Leben genügende Jahre zugesetzt.

Ich füge hier zwei psychologische Erfahrungen bei, die ich während dieser zwölfjährigen Arbeit machte. Die eine ist in den Aufzeichnungen meiner Tagbücher unter dem 8. April 1852 enthalten: „Ich arbeitete heute am Leben der heiligen Katharina von Bologna; ihre Strenge machte mir bang, und ich sah mich in einer tiefen Verwerflichkeit, gleichsam keinen guten Faden an mir. Da ich später zur Betrachtung Christi zurückkehrte, fühlte ich, wie er, menschlicher in seinem Beispiele, nicht so schreckt oder ängstigt, als die Härte manches Heiligen."

Derartige Beängstigungen durch das jahrelange Lesen von ausgeführten Leben der manchfaltigsten Heiligen kamen mir recht oft. Man sollte vermuthen, ich werde schon durch diese Wirkung, wie auch durch die Vorbildlichkeit der Heiligen einen großen Gewinn für meine Seele gemacht haben; sie waren ja gleichsam mein jahrelanger Umgang in einem Grade, wie es selbst Geistlichen mit wenigen Ausnahmen nicht vergönnt ist. Dennoch bin ich eben doch nur ein ordinärer Christ und Priester geblieben. Es gibt Pflanzen, welche an der Oberfläche der Erde viel Blätterwerk und auch Blüthen haben, deren Wurzeln aber ziemlich dünn sind und nicht tief in die Erde gehen. Aehnlich komme ich mir selbst vor; ich habe Vieles zur Erbauung für Andere hervorgebracht, während die Erbauung in mich selber nicht tief eingedrungen ist.

Auch bei Abfassung der Legende regte sich wieder das Gewürm meiner Bedenklichkeiten, ob ich nicht zu viele Zeit durch die lange und zuweilen mühsame Arbeit meinem eigentlichen Beruf entzogen habe. Es ist überhaupt eine Gefahr für jeden Mann, der einen Beruf hat, wenn er schriftstellert; sehr leicht gerathet er dahin, daß ihm die Schriftstellerei zur Leidenschaft wird oder zur Buhlerin, der zu Liebe er die ihm angetraute rechtmäßige Frau, die Aufgabe seines Berufes, vernachlässigt. Es gilt dieses auch von andern Liebhabereien, z. B. von eifrigem Betrieb bei Gesang- und Musikvereinen. — Ich suchte mich zu-

weilen damit zu beruhigen, daß ich meine Zuhörer genug versorgt glaubte, weil sie noch im Seminar größtentheils sich mit demselben Gegenstand beschäftigen müßten, womit die Pastoraltheologie auf der Universität sie vorläufig bekannt macht.

7. Reisen. Wanderbüchlein. Spanisches.

Es trat auch alljährlich ein Umstand ein, welcher ungemein viele Zeit aufzehrte, ohne daß unmittelbar ein eigentlich nützlicher Zweck damit verfolgt wurde. Meine Reise nach dem ersten Schuljahr an der Universität war allerdings die geeignetste Arznei gegen die Folgen meiner übermäßigen Anstrengungen, welche selbst bis in die Seele eingedrungen waren und dieselbe trübselig gemacht hatten. Ich hatte auf Ansuchen die Beschreibung dieser Reise in das Chilianeum gegeben; der Verleger gab aber dann dieselbe als eine eigene Broschüre heraus mit dem Titel: „Wanderbüchlein“ [1]. Diese Reise ohne bestimmten Plan, bloß nach Anwandlungen, machte mich wieder ganz gesund und frisch; ich war an Leib und Seele ausgelüftet.

Mit der spanischen Reise 1850 verhielt es sich anders. Es wandelte mich mit großer Bestimmtheit der Gedanke und die Forderung an, nach Spanien zu reisen. Mein Freund Gfrörer sagte mir geradezu, es sei dieses eine Vermessenheit von mir, da ich nicht einmal die Sprache verstehe und ganz allein reisen wolle. Sinnliche Neigung dazu war in keiner Weise vorhanden, es wäre mir viel behaglicher gewesen, zu Haus zu bleiben. Allein ich fühlte mich in der Art wie von einer fremden Gewalt dazu getrieben, daß ich gar nicht widerstehen konnte.

Allerdings hatte ich eine Ahnung davon, weßhalb es mich

---

[1] Wird demnächst als Bestandtheil der Gesammelten Werke von A. Stolz neu erscheinen.

innerlich nöthigte, die Reise nach Spanien zu unternehmen. Meine Kalender waren schon vielfach in verschiedenen deutschen Ländern und in der Schweiz durchgedrungen; aber es war mehr das gemeine Volk, welches dadurch mit meiner Person bekannt geworden und meine Zusprüche mit Appetit aufgenommen hatte. Hingegen das eigentliche Herrenvolk, religiöse Persönlichkeiten ausgenommen, nahm wenig Notiz von mir und mag die Kalender nicht gelesen haben, zum Theil, weil sie nicht vornehm genug, zum Theil, weil sie religiös waren. Nun wollte ich auch diesen durch eine Schrift beikommen, welche das vornehme Volk zum Lesen reizen und dadurch bestimmen konnte, auch meine bisherigen Volksschriften zu lesen. Dazu sollte mir die Reise nach Spanien Stoff bieten, indem ich an dem Faden der Reisebeschreibung mich nach Behagen über Zuständlichkeiten und Ansichten der sogenannten vornehmern Klassen auslassen wollte, und zwar mit aller Rücksichtslosigkeit. Ich hatte mir schon im Voraus den Titel des ungeschriebenen Buches festgestellt: „Spanisches für die gebildete Welt."

Die Reise wurde gemacht, und das Buch geschrieben. — Die Erwartung von dem Erfolg erfüllte sich vollständig. Das Buch verbreitete sich schnell bei der gebildeten Welt, besonders auch in Norddeutschland bei den Protestanten; es hat bis jetzt sieben Auflagen bekommen. Eine eigenthümliche Erscheinung war es, daß manche Personen, welche gleichsam höher katholisch sein wollten, über das Buch sich entrüsteten, als über ein unpriesterliches und verdächtiges; ja ein katholischer Häuptling damaliger Zeit von vornehmem Stande erklärte, er lese es nicht, weil Blasphemieen darin seien, und begehrte von dem Ortspfarrer, er möchte ihm einige schönere (nicht blasphemische) Stellen herausschreiben. Andererseits wurde dasselbe Buch Veranlassung, daß ein Frauenzimmer in Berlin aus vornehmer Familie, deßgleichen eines in Magdeburg zur katholischen Kirche übertraten; beide starben noch jung, ungewöhnlich

getrost und glückselig in ihrem ergriffenen Glauben. Ueberhaupt hat das Spanische mir und meinen übrigen Schriften zahllose Häuser geöffnet, welche früher mir verschlossen waren.

Doch muß ich selbst gestehen, daß Einiges darin vorkommt, was ich jetzt nicht billige und nicht mehr schreiben würde. Hauptsächlich gehört hierher, was ich gegen die Seminarien in Frankreich geschrieben habe. Daß mein Vorurtheil hierin verkehrt gewesen, davon überzeugte mich besonders der Umstand, daß die kirchenfeindliche Majorität der badischen Kammer mit der damaligen kirchenfeindlichen Regierung den Beschluß machte, daß die Knabenconvicte in unserm Lande aufgehoben werden müßten. Denn sowohl die Regierung als jene Majorität hatten den richtigen Instinct für das, was der Kirche förderlich sei und deßhalb ausgetilgt werden müsse.

Ich lasse auch gelten, daß der Ton des Ganzen mehr weltlich als clerical gefärbt ist, zunächst weil ich damals zu wenig den Ernst meines Standes fühlte und die Laune eines Studenten mich bisweilen anwandelte. Doch würde wohl dieses ungeistliche Buch ohne weltliche Tracht schwerlich so viele Leser gefunden und zum Lesen anderer Schriften von mir gebracht haben, welche wirklich nützlich sein konnten.

8. Reise nach England.

Nach dieser Reise bildete sich in meinem Innern vollständig ein Zugvogel-Temperament. Sobald es gegen Ende des Sommercurses ging, so regte sich ein fast zwingender Instinct, fortzureisen, und zwar weit. In dem Jahr nach der spanischen Reise wollte ich in ein anderes romantisches Land wandern, nach Schweden; ich war vollständig gerichtet dazu. Allein da kamen Berichte, wie stark die Cholera dort ausgebrochen war. Nun wäre es doch ein unmäßiger Unsinn gewesen, dem aufgesperrten Rachen dieser Klapperschlange sich zu nähern, und zwar bloß, um eine Erholungsreise zu machen.

In jenem Jahre war gerade die erste Ausstellung in dem zum ersten Mal erbauten Glaspalast zu London. Also wollte ich nun zum Austausch nach England reisen. Dieß geschah ohne besondere Schwierigkeiten, aber auch ohne besondere Vorkommnisse, welche meinen Leib oder meine Seele alterirten. Was ich etwa darüber sagen könnte, ist zu wenig für eine Reisebeschreibung und zu viel für eine Lebensbeschreibung. Nur das will ich von London erwähnen, daß mir diese widernatürlich große Stadt viel lebhafter, aber auch viel unschöner und unfreundlicher vorgekommen ist, als Paris, in letzterer Beziehung sogar als das schroffste Gegentheil. Während mir die Geschmacklosigkeit nach verschiedenen Beziehungen in London auffiel, so sah ich außerhalb London Parks von solch schöner, edler Romantik, wie man sie wohl nirgends auf dem europäischen Continent findet. Sonst habe ich noch einige Bemerkungen über die Eindrücke dieser Reise im „wilden Honig", October 1851, gemacht.

Als ich aus England zurückfuhr, war die Seefahrt eine so ruhige, wie sie mir noch nie vorgekommen war. Es war schon Nacht geworden, als das Schiff bei Ostende dem Lande nahe kam. Da senkte sich mit einem Male ein Nebel über das Meer; der englische Capitän verlor die rechte Richtung; plötzlich hörte man ein gewaltiges Krachen, die Balken der Vorderseite des Schiffes waren zerquetscht und staken in den eingerammten Palissaden, welche den Hafen von Ostende umgeben. Der Capitän machte einige Stunden lang den Versuch, das Schiff loszubringen, allein vergebens. Die Nothglocke in Ostende wurde geläutet und es kamen Boote vom Lande, um die Reisenden vom Schiffe abzuholen. Es war mir dieses Begegniß ein merkwürdiger Beleg zu der Erfahrung, daß, wo nach menschlicher Voraussicht nicht die geringste Gefahr geahnt wird, dieselbe besonders gern eintritt. Das Meer und die Luft waren so ruhig, wie selten; die englischen Capitäne gelten als die geschicktesten; die Fahrt

von Dover nach Ostende ist die allerbekannteste — und gerade hier strandete das Schiff in einer Art, daß leicht das Ganze einen schrecklichen Ausgang hätte nehmen können.

Ich gerieth bei diesem nächtlichen Unfall gar nicht in Schrecken oder Angst, sondern fühlte mich ohne weitere Reflexion sicher, aber nicht aus Vertrauen auf Gott, sondern in gedankenlosem Dahinleben. Es war dieselbe Qualität von Leichtsinn, mit welchem wir Menschen ruhig unter den schrecklichsten Gefahren des Todes, des Gerichtes, des Fegfeuers und der Hölle dahinleben — eine fast thierische Gedankenlosigkeit. Daher wissen die Leute gar nicht, wie sehr sie sich selbst herabsetzen, wenn sie prahlerisch sich rühmen, keine Furcht zu kennen.

9. Polemik gegen Schenkel.

Auf meiner Rückreise aus England fand ich bei meinem Bruder in Bühl eine Broschüre von Professor Schenkel in Heidelberg mit dem Titel: „Fels oder Sand". Er wollte darin mich abfertigen, daß ich es gewagt, in meiner Schrift „Diamant oder Glas" das Abendmahl der Protestanten als Glas hinzustellen. Ich war nämlich einige Zeit früher aufgefordert worden, doch auch in meiner Art ein Schriftchen herauszugeben im Gegensatz zu den pietistischen Tractätchen, welche damals besonders eifrig von Basel aus in unserm Lande unter den Katholiken verbreitet wurden. Außer Professor Schenkel kamen noch vier andere Pastoren mit ihren Federn dem protestantischen Abendmahle zu Hülfe, indem sie meine kleine Schrift zu vertilgen suchten. Ich wollte mich nicht mit allen befassen, sondern suchte den Gegner heraus, welcher der äußern Stellung nach der vornehmste war, nämlich den Herrn Schenkel, Professor in Heidelberg. Ich schrieb gegen ihn die kleine Broschüre: „Klinge ohne Heft". Darauf wurde eine wesentlich größere Schrift von ihm verfaßt, welche mir vorkam wie eine Lumpensammlung von Beschuldigungen

und Vorurtheilen gegen die katholische Kirche. Es wurde sogar dafür gesorgt, daß dieselbe allen Abgeordneten der beiden Kammern in Karlsruhe gratis vertheilt wurde.

Ich fühlte wohl, wie mich die Fortsetzung dieser Polemik in solcher Art um meine Zeit bringen würde, so daß ich für andere Arbeiten wenig Muße mehr hätte. Ferner konnte ich ohnedieß erwarten, daß Schenkels Schrift bald vergessen werde, indem eben kein besonderes Geschick, die Leser anzuziehen, darin zu finden war. Schenkel hat bekanntlich nachher auch den Talar des gläubigen Protestantismus, in welchem er in „Fels oder Sand" auftrat, abgeworfen und ist jetzt ein ordinärer Rationalist geworden. Meine Schrift hingegen „Diamant oder Glas" wurde in das Englische übersetzt und hat erst dieses Jahr (1879) wieder eine neue Auflage bekommen. Der Fels des Herrn Schenkel hingegen hat sich in Wirklichkeit als ein Fels von Papier und Pappendeckel erwiesen und wird wohl kaum bei einem Antiquar mehr zu finden sein.

Ueber jene Thätigkeit für den Glauben an die Eucharistie finde ich in dem Tagbuche jener Zeit Folgendes: „13. November. Mit Dankgefühl sehe ich auf den gestrigen Tag zurück, wo ich meine katholische Antwort zu Ende schrieb. Ich kam, um fertig zu werden, nicht in die Messe, und ging deßhalb Abends, nach Abgabe des letzten Manuscriptes, in das Münster. Mein Beten war nur ein Versuch zu beten. Die Phantasie war zu aufgestört; aber ich glaube, daß Gott auch mein Kommen, Wollen und Knieen als Gebet und Dank angenommen hat. Aber was vor Allem ein Bedürfniß meines Geistes ist, dessentwegen ich Gott um Hülfe bitten muß, ist, daß Gott mein falsches Herz kehre, damit ich dieser Arbeit mich nicht freue meines Ruhmes wegen und mich selbst auf den Altar stelle, sondern damit Alles gereiche zur Verherrlichung Christi in der Eucharistie. Ich muß mich aber wundern, wie Gott mich liebloses, finsteres Geschöpf gewählt

haben mag, das Schönste und Tiefste seines Herzens und seiner That, das heilige Abendmahl, den Menschen zu verkünden. Aber von Jugend an wehte aus der Seele zuweilen süße Poesie und Freude im Andenken oder Anschauen des heiligen Abendmahles. Und so mag mir die Bestimmung schon vor der Geburt geworden sein, die Erkenntniß und Liebe zur Eucharistie zu verkünden; und Gott hat in seiner Langmuth, ungeachtet meiner Sünden, diese Bestimmung nicht zurückgenommen, sondern läßt sie jetzt in Erfüllung gehen."

10. Aeußere Lebensweise.

Nach der erwähnten englischen Reise finde ich in meinen Tagbüchern eine Stelle, die ich hier aus besonderer Absicht anführe: „23. November. Heute war unsere frühere Magd bei mir und sagte mir in naiver Aufrichtigkeit, wie sie das Heimweh nach mir fortwährend habe, jeden Morgen vorerst an mich denke und so den ganzen Tag. Nun aber ist es schon länger als ein Vierteljahr, daß sie von mir entfernt ist; ich habe niemals eine besondere Neigung gegen sie gezeigt oder gehabt — und dennoch bin ich so der Gegenstand ihres Denkens und Liebens geworden, daß ich sie heute an Gott wies, wie sie ihn vor Allem suchen und lieben müsse. Was ist aber der letzte Grund ihrer großen Zuneigung? Lediglich weil sie mich täglich sah und bediente und weil ich in keiner Weise herrisch gegen sie mich benahm. In Leuten des niedern Standes ist aber eine viel intensivere Gluth der Liebe, als bei andern Menschen, weil jene weniger selbstsüchtig sind, anspruchsloser und ärmer an Lebensfreuden, und in der Liebe und Aufopferung selbst einen Genuß finden."

Diese Stelle veranlaßt mich, von meiner äußerlichen Lebensweise zu erzählen. Sobald ich als Lehrer an der Universität angestellt wurde und das Convict verließ, erkannte ich, daß ein eigenes Hauswesen zu führen für mich und meine

Lage ganz unangemessen sei. Zunächst mußte ich eine Wohnung und Lebensverhältnisse suchen, die mich auch nicht im Geringsten in der Zeitverwendung zur Arbeit und möglichster Sammlung störten. Ich miethete daher zwei Zimmer, wobei ich insbesondere auch auf schöne Aussicht Rücksicht nahm; das Mittagessen ließ ich mir aus einem Kosthause auf das Zimmer bringen; Abends nahm ich keine warme Speise, sondern lebte von einer Flasche Bier und Butterbrod oder einer kalten Wurst. Ueberhaupt lebte ich bezüglich meiner leiblichen Bedürfnisse wie ein Student.

Ich fand, daß, was ich anfänglich für so nöthig hielt, um recht ungestört meine Arbeiten für meine Vorlesungen betreiben zu können, auch später für meine geistige Constitution das Angemessenste sei. Daher führte ich dieses Einsiedlerleben fort bis zu dem Jahr 1865, wo ich Wohnung nahm in dem Mutterhause der barmherzigen Schwestern und bis jetzt geblieben bin; davon wird jedoch erst später die Rede sein. Ich hatte durch diese Einrichtung meiner äußerlichen Lebensordnung den großen Vortheil, daß gar keine häuslichen Sorgen oder Geschäfte mich behelligten und Phantasie und Gemüth störten. Deßgleichen schleicht sich bei dem Manne, wenn er ein eigenes Hauswesen führt, sehr leicht Behaglichkeit und Weichlichkeit ein, wovon der weniger gefährdet ist, welcher nur die unerläßliche Bedienung und Pflege sich verschafft — abgesehen davon, daß der Geistliche in einer Stadt um mehr als die Hälfte weniger Aufwand bei solcher Lebensart zu machen braucht, als wenn er ein eigenes Hauswesen führen müßte. Die geringern Auslagen für die Versorgung des eigenen Leibes bringen eben den Vortheil, daß über viel mehr Einkommen verfügt werden kann zu bessern Zwecken als zur Leibesbehaglichkeit.

Ein anderer Umstand, welcher bei dieser Lebensweise nicht in allweg angenehm war, bestand darin, daß eben die weibliche Bedienung wechselte, wenn ich auch jahrelang bei den-

selben Hausleuten verblieb. Die Mägde, welche nacheinander meine Zimmer zu ordnen und das Essen zu bringen hatten, waren eben sehr verschiedener Art. Doch habe ich gleichsam instinctmäßig gefunden, daß die vortheilhafteste Methode in meinen Verhältnissen zu denselben darin bestand, daß ich, ohne unfreundlich gegen sie zu sein, in der Regel wenig mit ihnen redete, was nicht nothwendig war. Dadurch gewinnt man den Vortheil, daß solche Personen nicht die Ehrerbietung vor der priesterlichen Würde verlieren und anmaßlich werden oder auch sich rühmen, wie vertraulich sie mit einem geistlichen Herrn stehen.

Anderseits bleibt es auch bei knappem Verkehr mit einer Person, welche täglich die nothwendigen Dienste thut, sehr oft nicht aus, daß dieselbe zu dem Geistlichen eine Neigung faßt. Es ist dieses nicht immer eine ungebührliche geschlechtliche Liebe, sondern scheint mir in einer ähnlichen Anhänglichkeit zu bestehen, wie der Hund eine solche bekommt, wenn er eine Zeitlang mit seinem Herrn in Verkehr war. Ich kam einmal zu der Leiche eines eben verstorbenen Geistlichen und fand neben derselben dessen Haushälterin sitzen. Sie sagte zu mir in aller Gutmüthigkeit, nachdem sie ihm in seiner langen schweren Krankheit treu abgewartet hatte, sie vermöge sich selbst von der Leiche ihres Herrn kaum zu trennen. Beide Persönlichkeiten, sowohl der Verstorbene als auch die Ueberlebende, hatten durchaus einen religiös-sittlichen Charakter und konnte auch nicht von dem leisesten Verdacht eines ungeziemenden Verhältnisses oder ungebührlicher Vertraulichkeit die Rede sein.

In dieser Zeit fühlte ich selbst oft stark, wie meine Lage und Verhältnisse, weltlich betrachtet, ungewöhnlich angenehm gestaltet seien. Diese Helle über meine angenehme Stellung weckte zwar das Gefühl des Dankes, aber dann auch den Nebel düsterer Besorgniß. Ich finde in dem Tagbuche jener Zeit folgende Stelle:

„Ich war gestern Nachmittag in St. Ottilien. In der untern Kapelle schaute ich das schön geschmückte Bild der Heiligen und erwog, wie dieselbe hier schon verherrlicht worden, und wie erst ihre Seele in ewiger Freude und Schönheit jenseits blühe. Diese Heiligen haben aber größtentheils auf Erden ein Leben der Strenge, Niedrigkeit, voll Mühsalen geführt; und vielleicht ist gerade dieser Weg des Kreuzes der einzige Weg zur ewigen Herrlichkeit. Wenn ich nun mein eigenes Leben betrachte, so ist dieses gerade das Entgegengesetzte. Ich habe eine höchst angenehme Stellung, bin geehrt und von Vielen geliebt, verkehre manchfach mit der Welt, lege mir keine besonderen Entbehrungen auf. Mag ein solches Leben nicht geradezu den Kern der Seele verweichlichen, so daß er jenseits unbrauchbar gefunden wird, und nicht zur Seligkeit sich erschließen und gedeihen kann? — Ich meine, ich habe es zu gut. Ein Leben mit dieser Behaglichkeit und dem Angenehmen, wie ich es habe, kann doch nicht zu demselben Ziel führen, wie das strenge Arbeitsleben eines Missionärs. — Der Mensch scheint wie ein Diamant erst dadurch Werth und Glanz vor Gott zu bekommen, wenn er geschliffen wird durch herbe Leiden und Prüfungen. Manche Tugenden erzeugen sich nicht im Wohlergehen, z. B. Geduld, Vertrauen, Ehrlichkeit. — Ich fühle mich zuweilen selbst als ein verzogenes Kind Gottes. Gott geht so gut und nachsichtig mit mir um, daß mein Leichtsinn darin gedeiht; während ich allerdings bei meiner gespensterhaften Phantasie durch Sorgen und Leiden noch nutzloser mich selbst verzehren würde.

11. Reise nach Constantinopel. Exercitien.

In das Jahr 1852 fallt meine Reise nach Constantinopel. Ich habe sowohl in den neueren Auflagen des „Spanischen", als auch in dem „Besuche bei Sem, Cham

und Japhet" Mehreres aus meiner Reise eingeflochten. Da ohnedieß eine eigentliche Reisebeschreibung für den Zweck dieses Buches, meinen Lebensgang darzustellen, weniger geeignet ist, so will ich nur Einiges von der Rückreise erwähnen. Ich war erst von da an wieder einsam und konnte gleichsam mehr mit mir selbst reden. Ich fühlte mich, so weit ich mich erinnere, gar nicht ängstlich, ganz allein die weite Reise über Malta und Sicilien nach Haus zu machen, obschon ich außer etwas Französischem in keiner fremden Sprache mich verständlich machen konnte. Der Leichtsinn oder ein eigenes Vorgefühl, daß ich nichts zu besorgen habe, ließ keine Unruhe in mir aufkommen. Und wirklich lief nicht nur die ganze Reise sehr gut ab, sondern brachte mir auch Bekanntschaft und Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten. So z. B. wurde ich auf dem Schiffe im Hafen von Messina mit einem deutschen Professor der Physiologie bekannt, welcher mein Begleiter blieb bis auf den St. Gotthard.

Nach der Rückkehr schrieb ich als Gesammtrückblick folgende Worte in mein Tagbuch: „Gott sei gelobt, der mich so glücklich und unversehrt zurückgeführt hat! Meine Ahnung hiervon hat sich vollständig erfüllt. Darum, daß Gott auch andere Reisende gleichmäßig behütet, verliert seine Güte nichts, sondern zeigt sich nur in ihrer unermeßlichen Ausdehnung. Aber ich nehme hierbei auch an mir wahr, wie ich schon aus Vergeßlichkeit so undankbar bin, oder vielmehr aus Undankbarkeit so vergeßlich. Meine Besorgniß, daß ich krank werde an muthwillig herbeigezogenem Kopfleiden, wurde mir wieder genommen auf mein Gebet zur Jungfrau Maria; alsbald aber nahm ich das Geschenk und vergaß undankbar meiner Bitte und Erhörung." — —

Da meine Reisen in der Regel während der Herbstferien vorgenommen wurden, so begann nach denselben eben wieder die gewöhnlich sich wiederholende Thätigkeit an der Universität. Schon damals begann der Herbstnebel in mir aufzusteigen,

als sei das Leben eigentlich langweilig in dieser jährlich wiederkehrenden Einförmigkeit. Mein trübseliges Naturell meinte, es gehe jetzt schnell mit meiner Persönlichkeit decrescendo. Diesem Gefühle gab ich Ausdruck mit den Worten: „Es geht mir jetzt nicht gut. Das Leben hat mir zwar äußerlich noch gelassen, was ich bisher hatte; aber ich habe wenig Freude mehr daran; es kommt mir langweilig vor, immer Dasselbe wieder durchzumachen. Dieses Colleglesen, diese kleinen Vergnügen u. dgl. belästigt mich, und was das Schlimmste ist: ich finde einen ganzen Sumpf von moralischen Schwächen und Krankheiten in mir; ich komme in die Jahre, wo man eher schwächer und schlimmer wird. Wenn Gott nicht mit ungewöhnlicher Gnade in mein Leben eingreift, so verzehre ich noch die übrigen Tage, und meine Seele bleibt kalt und dumpf in ihrer Selbstsucht sitzen bis an das Ende."

In den ersten Jahren, nachdem ich aus dem Convict ausgewandert war und eine Privatwohnung bezogen hatte, verkehrte ich nicht viel mit Geistlichen, hatte auch vermöge meiner Stellung keine Verpflichtung zu kirchlichen Functionen. Zudem hatte ich Anfangs viel zu arbeiten, und so las ich längere Zeit nur an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe, wie es auch bei den übrigen Professoren der Theologie üblich war. Aus diesem Herabsinken in Lauigkeit und Weltsinn weckte mich Gottes Gnade äußerlich und innerlich, und brachte mich dahin, beim Beginn der Charwoche nach Issenheim in ein Collegium der Jesuiten zu reisen, um dort in Weltabgeschiedenheit Revision zu halten über mein bisheriges Leben und den Zustand meiner Seele, d. h. ich wollte eine Generalbeicht ablegen nach einer Vorbereitung von mehreren Tagen. Die ernsten Erwägungen, welche ich nach der Anleitung des berühmten Buches „Manresa" machte, konnten um so ungestörter wirken, da ich ganz allein in einem kleinen Hause neben dem Collegium wohnte, und zur Abwechslung in dem großen ab-

geschlossenen Garten daneben einsame Spaziergänge machte. Als ich in zweimaliger Beicht mein ganzes Leben einem Jesuitenpater aus dem Elsaß dargestellt hatte, überkam mich am Charsamstag und Ostertag eine unbeschreiblich selige Freude, gleichsam wie wenn meine Seele selbst von Todten auferweckt worden wäre. Ich weiß keine Zeit meines Lebens, wo ich mich glückseliger gefühlt habe, als damals in der klösterlichen Abgeschiedenheit. — Die nächste Folge dieser Erneuerung bestand darin, daß ich gewissenhafter kirchliche Vorschriften beobachtete, die mir früher zu lästig vorkamen. Ich glaube auch, daß ich von dieser Zeit an bisweilen auch an Werktagen die heilige Messe las. Der Pater hatte mich zwar ermahnt, es täglich zu thun; ich meinte und sagte aber, ich hätte nicht genug Zeit dazu. Früher hatte sich bei mir die Ansicht gebildet und festgesetzt, daß Gott in Rothenfels, Neusatz, Bruchsal und Freiburg mich aus weiser Güte jedesmal in die Lage gesetzt hatte, wo ich nicht genöthigt war, täglich zu celebriren. Ich fürchtete nämlich, durch tägliches Meßlesen leichtfertig und allmählich gewissenlos zu werden und bis zu unwürdigen Communionen zu gerathen — während vielleicht ohne klares Bewußtsein auch Trägheit bezüglich der Vorbereitung und das weltliche Trachten, die Woche hindurch ungebundener dahinleben zu können, mitgewirkt haben mag. Wohl aber getraute ich mir nicht leicht, an einem Sonntage die heilige Messe zu lesen, ohne vorher gebeichtet zu haben.

12. Gesellenverein.

Es war noch nicht lange, daß Kolping den ersten katholischen Gesellenverein in Deutschland gegründet hatte; da hatte sich eine Anzahl von jungen Handwerkern mit einander beredet, sie wollten auch hier in Freiburg einen ähnlichen Verein bilden. Sie versammelten sich in einem Wirthshaus-

saale, nachdem sie Hofrath Buß, den spätern Weihbischof Kübel und mich dazu eingeladen, um die Sache zu besprechen und zu organisiren. Professor Buß schlug mich als ersten Präses des Vereines vor und den Repetitor Kübel als zweiten. Es mag auf diese Weise vielleicht der Gesellenverein in Freiburg der nächste gewesen sein, welcher nach dem in Köln gegründeten errichtet wurde und bis auf den heutigen Tag standgehalten hat. Die Leitung dieser Gesellschaft junger Leute kostete mir viele Sorgen und Mühen. Die Widerwärtigkeiten dabei kamen hauptsächlich von der Zwietracht, welche bisweilen unter den Mitgliedern entstand, und später auch von der Polizei, welche nach ausgebrochenem Kirchenstreite den Gesellenverein mißtrauisch bewachte, so daß längere Zeit hindurch bei jeder Versammlung der Gesellschaft einige Polizeidiener unten das Lokal bewachen mußten, um zu beobachten, wer hinein und heraus gehe. Ich selbst hatte einen unermüdlichen Eifer, das Ganze zusammenzuhalten und zu fördern. Erst nach längeren Jahren übergab ich die Leitung desselben in andere Hände. Es mögen Manche über diese meine Thätigkeit ungünstig geurtheilt haben, z. B. als gezieme es sich nicht für einen Universitätsprofessor, mit derartigen jungen Leuten geringeren Standes in solchen Verkehr zu treten; ich solle meine Sorgfalt den Theologen zuwenden. Hirscher zeigte sich auch abhold, indem er sagte, die Gesellen sollen Abends um acht Uhr in das Bett liegen und nicht noch in Gesellschaft gehen 2c. Richtig an dergleichen Vorwürfen mag immerhin gewesen sein, daß ich weniger Neigung zeigte, mit den Theologen außer meinem Colleg sonst noch in genaueren Verkehr zu treten. Hingegen konnte mich Ehrgeiz bei der Leitung des Gesellenvereines nicht treiben. Es war in mir eine Aufforderung und Gefühl von Verpflichtung, was mich innerlich trieb, die angefangene Sache in einer Art fortzuführen, als wäre es eine Berufspflicht. Nach den vielfältigen dabei gemachten Erfahrungen, und nachdem ich, schon

lange abgetrennt von dem Gesellenverein, ihn unbefangener zu beurtheilen vermag, hat sich bei mir die Ansicht festgesetzt, die jungen Handwerker werden dadurch vom Besuch gemeiner Bierlocale abgehalten, folglich auch von dem Anhören unzüchtiger Reden und Lieder und Spott oder Lästerung gegen das Religiöse. Die Mitglieder des Vereines, wenn sie an Sonntagabenden beisammen sind, unterhalten sich heiter, hören auch manches Erbauliche; und schon der Umstand, daß ein Geistlicher die Vorstandsstelle dabei hat, erhaltet die jungen Leute in der Anhänglichkeit zur katholischen Kirche. Was das eigentliche Lehren und Fortbilden in besondern Unterrichtsstunden betrifft, so mag dieses ganz gut sein, wo es zu haben ist. Doch lege ich kein gar so großes Gewicht darauf, als wäre es die Hauptaufgabe des Gesellenvereines, neue Kenntnisse zu erwerben. Das Leben bildet am besten die jungen Handwerker, nicht aber das unaufhörliche theoretische Schulmeistern.

Nach einiger Zeit gab es auch eine confessionelle Ausschwitzung. Bisher hatte ich recht gern Protestanten in den Verein aufgenommen, selbst Bebel, der bekannte socialistische Redner, besuchte in seinen jüngeren Jahren einige Zeit den Gesellenverein. . . .

Noch einen Umstand will ich bezüglich der Gesellenvereine berühren. Da gewöhnlich jüngere Geistliche sich um die Sache annehmen, so werden sie genöthigt, an Sonntagen Abends in einem Wirthslokal sich einzufinden, und dadurch gerathen sie in die Gefahr, den Bierhausbesuch sich anzugewöhnen. Es liegt daher die Frage nahe, ob nicht die Einrichtung bei den Gesellenvereinen gemacht werden könnte, wie bei den Vincenzvereinen. Es besteht nämlich bei letzteren Vereinen die Regel, daß ein Laie an der Spitze steht; und obschon der Verein einige Tausend Conferenzen in sich schließt, stehen durch die gute Organisation alle mit einander in Verbindung. Nur ist es schwer, unter den Laien überall einen

Mann zu finden, welcher genug Tüchtigkeit und Autorität besitzt, um bei den so verschieden gearteten Gesellen Religiosität und gute Sitten zu befördern. Es möchte wohl sein, daß die in die Statuten der Gesellenvereine übergegangene Bestimmung, daß stets ein Geistlicher an der Spitze jedes Vereines stehe, auf den Umstand zurückzuführen ist, daß Kolping, der Anfänger und Stifter solcher Vereine, ein Geistlicher war.

Erinnerungen

an

Alban Stolz.

Von

Dr. Jakob Schmitt.

Erster Abschnitt.

Erste Bekanntschaft.

1. Signalement. Erster Eindruck.

Es war im November 1852, da ich als angehender Theologiestudent die Universität Freiburg bezog. Begreiflicher Weise war ich etwas neugierig, meine Professoren kennen zu lernen, namentlich auch Alban Stolz, über den ich schon als Gymnasiast Einiges gehört hatte, was mein Interesse rege machte. Einmal hatte nämlich ein Lehrer über den ersten Jahrgang seines Kalenders für Zeit und Ewigkeit sich sehr entrüstet ausgelassen, namentlich über dessen „ungebildete, rohe" Sprache, und zum Beweise dafür ein Gleichniß citirt, dessen Stolz sich darin bedient hatte. Dasselbe war freilich sehr derb (es wurde in den spätern Auflagen weggelassen), aber zugleich so treffend und packend, daß ich meine helle Freude daran hatte. Ein andermal hatte uns der Professor der Rhetorik als Thema eines Aufsatzes gegeben: Schilderung eines Gewitters. Er war mit unseren Arbeiten nicht zufrieden und las uns dann als Muster einer solchen Schilderung eine prachtvolle Beschreibung des Gewitters vor, ohne deren Verfasser zu nennen (der betreffende Professor war Namenkatholik, aber des Glaubens bar — so viel ich merken konnte, Pantheist). Bald darauf fand ich diese Beschreibung gedruckt in einer Sammlung von Musterbeispielen und zu meinem großen Erstaunen als Verfasser und Fundort angegeben: Alban Stolz in seinem Kalender für 1847.

Es ist also, wie gesagt, erklärlich, daß ich nach meiner Ankunft in Freiburg Stolz zu sehen begierig war. Die

Gelegenheit bot sich alsbald. Es wurde das zu Anfang des Semesters übliche Heiliggeistamt im Münster abgehalten, dem alle Professoren der theologischen Facultät beiwohnten, so daß man bei ihrem Ein- und Austritt sie in corpore besichtigen konnte. Auf meine vorläufige Erkundigung, woran ich denn unsern Alban erkennen könne, wurde mir die Auskunft: der kleinste unter allen Professoren, der zugleich den miserabelsten Cylinderhut trägt, ist Stolz. Als ich mein Erstaunen über das letztgenannte Erkennungszeichen äußerte, erzählte man mir noch Folgendes. Einst habe Jemand Stolz zugeredet, er solle doch einen neuen Hut kaufen; der, den er eben im Gebrauch habe, sei doch gar zu abgetragen. Darauf habe Stolz erwiedert: „Da hätt' ich lang zu thun, bis der neue so wäre, wie der jetzige ist." Als er dann endlich einen neuen kaufen mußte, habe er ihn gegen den Strich gebürstet, damit derselbe struppiger, unschöner, älter aussehen möge. — Viele Jahre später erzählte ich einmal Stolz das eben Berichtete und fragte ihn, ob die Sache wahr sei. Er lachte herzlich darüber, weigerte sich aber, meine Frage zu beantworten.

Manches Andere, was ich noch sah und hörte, flößte mir schon Achtung und Ehrfurcht vor Stolz ein, ehe ich noch seine Vorlesungen besuchte. So war es dort schon unter uns Studenten bekannt, daß er ungemein mäßig und einfach lebe und alles, was er erübrige, den Armen gebe. Wir wußten, daß er sein Frühstück (eine Tasse Kaffee) von seinen Hausleuten bezog. Das Mittagessen ließ er sich aus einem Kosthause holen, wenn ich recht berichtet war, aus dem gleichen, in dem ich mit mehreren Freunden den Mittagstisch hatte, und zwar accurat die nämliche Kost, die wir hatten — täglich für 13 Kreuzer (37 bis 38 Pfennig). Als Abendessen hatte er in der Regel einen Schoppen Bier oder ein Glas Wein und etwa ein Butterbrod, eine Wurst oder Etwas dergleichen.

Ferner imponirte mir seine ungewöhnliche Frömmigkeit.

Daß er ein Mann des Gebetes war, konnte man ihm bald anmerken. Ich besuchte, da wir Theologen — am Eintritt in das Convict staatlich gehindert — nur am Sonntag und einmal in der Woche an einem Werktag gemeinsamen Gottesdienst hatten, längere Zeit täglich die Zehnuhrmesse im Münster — regelmäßig sah ich Professor Stolz, wie er an seinem bestimmten Platz der heiligen Messe in ehrerbietigster und andächtigster Haltung beiwohnte. Auch hörte er jeden Sonn- und Feiertag die Predigt.

2. Schriften. Vorlesungen.

Um diese Zeit begann ich auch, die Schriften von Stolz zu lesen, insbesondere seine Kalender. Dieselben hatten nicht nur für meine Seele in religiös-ascetischer Hinsicht eine gute Wirkung, sondern machten auch nach anderen Richtungen auf mich einen tiefen Eindruck. Zunächst erinnere ich mich ganz gut, daß es mir dort zuerst klar wurde: es gibt auch eine Poesie in Prosa; und daß die Naturschilderungen und Gemälde der Seelenzustände, die prächtigen Bilder und Gleichnisse mein Gemüth mehr ergriffen, erfreuten und erwärmten, als viele andere hervorragende Geistesproducte, die ad hoc empfohlen wurden. Dann merkte ich heraus (und später wurde es mir immer klarer): Das ist einmal ein Schriftsteller, der originell ist, der aus dem Schatz seines Herzens schreibt, der die Sprache in seiner Gewalt hat, der nicht Sklave ist des Herkommens in der Schreibweise, sondern der neue Bahnen bricht und die Sprache zwingt, seinen Ideen dienstbar zu werden und sie so auszudrücken, wie sein origineller Genius sie concipirt hat.

Ferner imponirte mir die ungewöhnliche Kraft, Klarheit und Popularität, die in den Kalendern mir entgegentrat. Da waren keine abstracte Phrasen, keine allgemeine, unverständliche Sätze, keine matte und schwächliche Motive; da war Alles so klar dargestellt, so concret, so anschaulich, gleich-

sam in Bildern illustrirt, Alles so psychologisch ich möchte sagen berechnet, um den Willen an seinen angreifbarsten Punkten zu packen, bald auf die zarteste und lieblichste Weise durch die edelsten Gefühle ihm beizukommen, bald durch die Erweckung der stärksten Affecte gleichsam gewaltig auf ihn einzuhämmern, um ihn zu erschrecken, zu erweichen und fortzureißen — daß ich mir sagen mußte: So muß man (soweit es Jedem gegeben ist) zum Volke sprechen, wenn man von ihm verstanden werden und etwas bei ihm ausrichten will.

Das alles wurde mir noch klarer, als ich seine Vorlesungen hörte und seine Anweisungen studirte, wie man „den Armen das Evangelium verkünden" solle. Ich kann deßhalb wohl sagen: wenn es mir auch in etwa gelungen ist und gelingt, populär zu sprechen und zu schreiben, so danke ich's (nächst den Gaben, Fügungen und Gnaden Gottes) zum großen Theil den Anweisungen des sel. Stolz und besonders dem Studium seiner Schriften.

An seinen Vorlesungen gefiel mir einmal die originelle und geistreiche Weise, wie er Alles auffaßte und vorbrachte; sodann die tiefe Menschenkenntniß, die er bekundete; die Fälle aus dem practischen Leben, die er überall einzuflechten und wodurch er die Theorie zu illustriren wußte; der köstliche Humor, mit dem er seine Doctrin zu würzen verstand; besonders aber, daß er auch auf uns Studenten einzuwirken suchte, indem er mit Wärme und Begeisterung die Würde, Wichtigkeit und Schwierigkeit unseres Berufes uns vor Augen stellte und dabei nicht versäumte, Streiflichter fallen zu lassen auf die Nothwendigkeit, in intellectueller und moralischer Hinsicht uns tüchtig vorzubereiten und ein des künftigen Standes würdiges Leben zu führen.

Manche Mängel, die den Vorlesungen des sel. Stolz anhafteten und die sich zumeist darauf reduciren lassen, daß er zu wenig die positiven kirchlichen Lehrbestimmungen kannte und berücksichtigte, daß er die Schriften der großen kirchlichen

Theologen nicht gelesen, überhaupt eine recht gründliche positive Theologie nicht studirt hatte (was Stolz auch selbst später einsah und bekannte — ich werde darauf zurückkommen); daß er deßhalb Manches zu subjectiv construirte und, wie wir vom seligen Hirscher zu sagen pflegten, aus den Fingern saugte — diese Mängel merkte ich damals noch nicht. Auf einen Umstand, der damit zusammenhängt, wurde ich aber in ergötzlicher Weise aufmerksam gemacht. Wir bekamen als Aufgabe die schriftliche Ausarbeitung einer Katechese über den Unterschied von Todsünden und läßlichen Sünden. Bei Stellung dieser Aufgabe bemerkte nun Stolz: „Daß Sie mir aber nicht mit scholastischer Weisheit und scholastischen Distinctionen kommen — die kann ich nicht ausstehen.“ Ich hatte nun über das aufgegebene Thema durchaus keine klaren Begriffe. In der Volksschule und in den unteren Klassen des Gymnasiums hatte ich den Hirscher'schen Katechismus gelernt; in den oberen Klassen hatten wir ein Religionshandbuch, das von einem Priester verfaßt war, der nachher abfiel und heirathete. Auf der Universität hatte ich gehört und gelernt, was der selige Hirscher vortrug. Dieser hatte aber in seiner Moral gerade über den bezeichneten Punkt eine so ungenügende, verschwommene, ja irrthümliche Lehre gegeben (vgl. Hirschers Moral 5. Aufl. 2. Bd. § 365 S. 403 ff., und Kleutgen, Theologie der Vorzeit 2. Bd. 8. Abhdl.), daß ich einsah: damit ist für eine Katechese rein nichts zu machen. Wie sollte ich nun aber über ein Thema katechisiren, über das ich selbst nichts wußte? Und woher die richtige Kenntniß schöpfen? Da kam mir der Gedanke: Wenn Stolz uns vor den Scholastikern warnt, so muß doch bei ihnen etwas zu finden sein. Ich ging also auf die Universitätsbibliothek und holte mir die Summa vom hl. Thomas von Aquin. Dazu fiel mir noch ein ganz nach scholastischen Principien bearbeitetes Compendium in die Hände. Beide studirte ich nun, und nach ihnen bearbeitete ich meine Katechese. Natürlich sah ich der

Beurtheilung derselben durch Stolz mit etlichem Bangen entgegen, da ich ja schnurstracks gegen seine Anweisung gehandelt hatte. Aber sieh — das Urtheil lautete: die Katechese ist recht gut namentlich wegen der richtigen und klaren Behandlung der Frage. Stolz kannte eben die Scholastiker gar nicht — seine Abneigung gegen dieselben hatte er theils von Hirscher, theils war sie wohl, ich möchte fast sagen, eine instinctive. Es wird später noch davon die Rede sein.

3. Kritiken. Examina.

Daß übrigens nicht ich allein, sondern wohl alle Zuhörer der Kritik, die Stolz an unseren Arbeiten (Predigtaufsätzen und Katechesen) übte, mit einem gewissen Bangen entgegensahen, hatte noch einen anderen Grund. Stolz war nämlich nicht nur ziemlich streng in seiner Kritik, sondern er geißelte auch gewisse Schwächen und Fehler durch beißende und sarkastische Bemerkungen, die trafen und saßen und deßhalb auch, weil sie dem Gedächtniß sich einprägten, bleibende Wirkung hatten. Allerdings wurde der Getadelte nicht genannt, allein wir wußten in vielen Fällen herauszubringen, wessen Arbeit gerade unter dem Messer war. So waren die Kritikstunden recht unterhaltlich und interessant, aber öfters weniger angenehm für den, an welchem gerade Kritik geübt wurde.

Einst hatte ein guter Freund von mir eine Predigt eingeliefert, in der er recht weitschweifig und breitspurig seinen Gegenstand behandelte. Unter Anderem hatte er einen Passus, worin er den Heiland einführte, wie er die um seinetwillen leidende Seele tröstet, und zwar mit weitschweifigen Worten und Wiederholungen desselben Gedankens in anderer Form; dann schloß er: „So spricht der Herr!“ Stolz las nun den Passus vor und fügte kurz und trocken bei: „Nein, so spricht der Herr eben nicht.“ Nachdem das darob entstandene Gelächter sich gelegt, zeigte er dann, wie kurz, markig und

substantiös Jesus geredet, und welcher Fehler dagegen mein unglücklicher Freund sich schuldig gemacht.

Ein andermal hatte eine Arbeit das Motto „Krim" (damals — 1855 — wurde gerade in der Krim Krieg geführt). Stolz las nun das Motto und setzte bei: „Der Verfasser scheint mit seinen Gedanken allerdings mehr in der Krim als bei seiner Arbeit gewesen zu sein." Dann wurde die schuldbare Nachlässigkeit des talentvollen, aber etwas trägen und leichtsinnigen Studenten unbarmherzig gegeißelt.

Auch sonst war Stolz streng. Er drang auf genauen und unausgesetzten Besuch der Vorlesungen, und wer ohne entschuldigenden Grund eine Stunde versäumte, wurde mit einer geringeren Note bedacht. Stolz vergewisserte sich darüber beim Examen, indem er jeden Einzelnen auf sein Ehrenwort fragte, ob, wie oft und aus welchen Gründen er die Vorlesungen versäumt habe. Dabei ließ Stolz selten und nur, wo er gar nicht anders konnte, eine Stunde ausfallen, so daß wir nie reussirten, wenn wir einmal, z. B. wegen einer Festlichkeit oder eines Ausflugs, eine Stunde frei verlangten. (Ja, er ging später so weit — was entschieden ungeeignet war — sogar den Besuch der Vorlesungen zu verlangen von Seite der Theologen, die gerade im Convict die geistlichen Exercitien zur Vorbereitung auf die niederen Weihen mitmachten.)

Ich selbst hatte einmal Angst auszustehen in dieser Hinsicht. Kurz vor Weihnachten erhielt ich nämlich den Befehl, mich behufs der Conscription am 27. December vor dem Bezirksamt meiner Heimath zu stellen (etwa 50 Stunden von Freiburg entfernt). Entweder mußte ich nun am Weihnachtsabend spät in der Heimath ankommen, oder am zweiten Feiertage die weite Reise größtentheils auf der Eisenbahn machen — oder ich mußte eine Stunde von Stolz versäumen. Letzteres wollte ich aber nur mit dessen Erlaubniß thun und ging deßhalb zu ihm, dieselbe zu erbitten. Nach einem

scharfen Examen, ob kein anderer Ausweg zu finden sei, erhielt ich sie auch. Gleich nachher erfuhr ich, daß auch ein Nachtzug gehe, so daß ich ohne Versäumniß besagter Stunde hätte durchkommen können. Ich benützte nun den Nachtzug, um einen Tag früher nach Hause zu kommen, und fuhr in der grimmigen Decemberkälte in einem Wagen vierter Klasse, der keine Fenster hatte, sondern nur durch Vorhänge einigermaßen geschlossen war, die ganze Nacht hindurch. Man sieht also: mit meinem Verbrechen war gleich eine empfindliche Buße verbunden. Nichtsdestoweniger fürchtete ich noch eine weitere. Ich hatte nämlich lange Zeit Angst, Stolz werde mich noch nachträglich examiniren und so auf die Spur meines Verbrechens kommen — doch er erfuhr nichts davon oder dachte nicht daran — und so kam ich ungerupft durch.

Streng war Stolz auch in Abnahme der Prüfungen und zwar in doppelter Hinsicht: im Fragenstellen und in Ausstellung der Noten. In ersterer Beziehung war es unter den Studenten gang und gäbe, Stolz verlange wörtliches Auswendiglernen seines Heftes. Er gab allerdings selbst Anlaß zu dieser Voraussetzung, indem er manchmal einem Examinanden, dem die Antwort nicht einfiel, durch Vorsagen der Anfangsworte des betr. Passus nachzuhelfen suchte. So soll (erzählte man allgemein) einmal folgendes komische Intermezzo im Examen vorgekommen sein. Stolz prüfte gerade aus der Katechetik. In seinem Heft fingen nun mehrere Absätze mit den Worten an: „Je jünger das Kind &c.“ Da habe denn der Examinator drei Studenten aufgerufen und jedesmal gesagt: Fahren Sie fort: „Je jünger das Kind &c.“ Später befragte ich Stolz selbst über seine Forderungen im Examen. Er betheuerte mir (und ich kann es aus den Prüfungen, die ich selbst bei ihm ablegte, bestätigen), er verlange durchaus nicht wörtliches Memoriren; aber er verlange, daß sein Heft ganz genau studirt werde, da das Dictat selbst nur ein Auszug aus dem sei, was er geben wolle und mündlich gebe.

Darum dürfe kein Satz beim Studiren übergangen werden [1]. Doch auch so war er noch streng genug und zeitweise etwas pedantisch. So erinnere ich mich, daß er einen meiner Coäven etwas fragte, worüber er im Heft, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, neun Punkte angegeben hatte. Derselbe wußte aber nur vier derselben und nicht der Reihe nach. Nun rief Stolz mich auf und sagte: „Geben Sie die Punkte an, die der Herr N. ausgelassen hat." Ich durfte nun keinen der schon genannten Punkte mehr vorbringen, sondern mußte die dazwischen liegenden angeben — was gerade nicht leicht war, aber Dank meinem guten Gedächtnisse mir gelang. Stolz war aber anderseits mit Hersagen des Heftes auch nicht zufrieden, sondern überzeugte sich durch Zwischenfragen von dem Verständniß des Gelernten.

In der Ertheilung von Noten war Stolz insofern strenger als andere Professoren, als er sich nach der damals üblichen Notenscala nicht ohne Weiteres richtete. Die Noten waren für eminente Leistungen: ausgezeichnet oder ganz vorzüglich (wurde sehr selten gegeben); dann vorzüglich, sehr gut, gut, noch gut, genügend, ungenügend, gering. Manche Professoren machten noch Zwischenstufen, z. B. gut bis sehr gut, an vorzüglich 2c. Wer eine geringere Note als „gut" erhielt, war durchgefallen und mußte das Examen wiederholen. Stolz erklärte nun, er werde Keinem die Note „vorzüglich" oder „gut" geben, dessen Leistungen nicht in Wahrheit und nach der eigentlichen Bedeutung der Worte als vorzügliche, resp. gute bezeichnet werden könnten. Deßwegen habe er aber auch die Behörde verständigt, daß seine Noten anders zu beurtheilen seien als die der übrigen Docenten, und daß, wer bei ihm

---

[1] Ich glaube, nebenbei lag dieser Forderung noch etwas Anderes zu Grunde. Stolz hatte nämlich selbst ein sehr schlechtes Gedächtniß und konnte kaum anders examiniren, als mit Hilfe des Heftes, das er vor sich haben mußte.

eine geringere Note als „gut“ habe, deßwegen noch nicht ohne Weiteres durchgefallen sei.

4. Der theologische Verein.

Nach dem bisher Erzählten wird es begreiflich erscheinen, wenn ich sage: wir hatten Stolz sehr lieb, besuchten seine Vorlesungen fast am liebsten von allen, trugen gegen ihn eine große Hochachtung, einen Respect, der fast mit Scheu oder Furcht gemischt war [1]. In nähere Berührung mit ihm kam ich wenigstens nicht und ebenso wenig (meines Wissens) meine Coäven — ausgenommen der jetzige Redacteur des Freiburger katholischen Kirchenblattes, Herr Dr. Braun, der mit Stolz zugleich die Pilgerfahrt nach Jerusalem machte. Doch mußte ich einigemal als Deputirter zu ihm. Einmal als unser Curs beschloß, ihm als Zeichen unserer Verehrung und Liebe auf seinen Namenstag ein prächtiges Blumenbouquet auf den Katheder zu stellen; sodann im Namen des theologischen Vereines, um ihn einzuladen. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Wie schon früher bemerkt wurde, lebten wir Theologen gleich den übrigen Studenten in Privatwohnungen (da die Regierung die Eröffnung eines Convictes untersagt und durch Polizeimaßregeln gehindert hatte). Selbstverständlich brachte dieß manche Gefahren mit sich; und der unter diesen Umständen nicht zu vermeidende Wirthshausbesuch insbesondere mochte mehr als Einem recht bedenklich werden. Dem suchten wir Theologen selbst entgegenzuwirken und rich-

---

[1] Ein Beispiel komischer Furcht vor Stolz fand ich später. Er besuchte hie und da auf eine oder ein paar Stunden einen Pfarrer, der damals in der Nähe von Freiburg wohnte, dessen Schwester sonst sehr freundlich und gastfreundlich war, aber im Anfang dieser Besuche sich standhaft weigerte, das Zimmer zu betreten, so lange Stolz da war. Sie hatte nämlich, wie sie später gestand, Angst, Stolz werde sie „in den Kalender bringen“.

teten deßhalb die Statuten unseres theologischen Vereines darnach ein. Wir versammelten uns regelmäßig in jeder Woche einmal in einem geschlossenen Lokal zu geselliger Unterhaltung, wobei auch wissenschaftliche Arbeiten eingeliefert, vorgelesen und besprochen wurden. Damit an anderen Tagen die Mitglieder sozusagen unter Aufsicht stünden, war verordnet, daß Keiner bei Strafvermeidung nach acht Uhr Abends ein Wirthshaus besuche — wer ausgehen wollte, mußte sich im Vereinslokal einfinden. Auch wurde über Betragen und Sitten der Mitglieder gewacht, bei geringeren Fehlern Rügen ertheilt, bei gröberen Ausschluß verhängt. Der selige Alzog sprach sich später oft noch mit großer Freude aus über das rege kirchliche und wissenschaftliche Leben und Streben und die Zucht, die in dem Vereine geherrscht habe; und der hochselige Erzbischof Hermann von Vicari äußerte öffentlich den Wunsch, es möchten wo möglich alle Theologen dem Verein beitreten. Als sich nun neben diesem noch in Folge von Mißverständnissen und besonderen Umständen ein anderer Verein von Theologen bilden wollte, gelang es uns durch freundschaftliche Besprechungen, dieß zu verhindern und zu bewirken, daß ca. fünfzehn Theologen, die den neuen Verein hatten bilden wollen, dem unserigen in corpore sich anschlossen. Zur Feier dieser Verbrüderung hielten wir eine solenne Versammlung und beschlossen, alle Professoren der theologischen Facultät und außerdem noch die HH. Hofrath Buß und Professor Gfrörer einzuladen. Am meisten Bedenken machte uns, ob Stolz sich werde bewegen lassen, einer solchen Versammlung beizuwohnen. Doch er sagte bereitwillig zu, kam, war sehr heiter und blieb bis zum Schluß. Besonderes Interesse nahm er an dem sogen. Vereinsblatt, einer Art Zeitung, die, von einem Vereinsmitglied verfaßt, allwöchentlich bei den Versammlungen vorgelesen wurde, und namentlich an einem Artikel, der im sogen. Maccaroni-Latein eine der Form nach komische, aber beißende Strafpredigt enthielt über Unarten,

wie sie bei manchen Theologen vorzukommen pflegten. Wir waren über die fast unverhoffte Freude, die uns Stolz durch seine Theilnahme bereitet, so beglückt, daß wir zu ihm eine Deputation sandten, um ihm unsern Dank auszusprechen. Er antwortete sehr freundlich, daß er uns zu danken und daß es ihm wirklich sehr gut gefallen habe.

Damals ahnte ich nicht, daß ich mit Stolz in nähere Berührung kommen werde und daß gerade der Aufenthalt in fremdem Lande diese Verbindung anbahnen mußte.

Zweiter Abschnitt.

In Rom.

1. Ankunft. Pläne. Schwierigkeiten und Eigenheiten.

Im Herbst 1855 trat ich in das Priesterseminar zu St. Peter, um dort die nöthige practische Ausbildung mir zu erwerben und auf die heiligen Weihen mich vorzubereiten. Die Priesterweihe konnte ich nicht mit meinen Coäven am Schluß des Seminarscurses empfangen, da ich um 25 Monate zu jung war und Rom nicht mehr als für 20 Monate Dispens gewährte. Der hochselige Erzbischof Hermann ließ mir nun durch den nachmaligen Erzbisthumsverweser Kübel den Vorschlag machen, ich solle mich um ein Reisestipendium bewerben und in Rom meine theologischen Studien weiter fortsetzen. Daß ich diesen Vorschlag mit großer Freude annahm, ist leicht begreiflich; und so reiste ich als Diakon im September 1856 in die ewige Stadt. Von meinem Aufenthalt daselbst berühre ich hier nur so viel, als nöthig ist, resp. mir geeignet scheint, um Stolz' Anwesenheit in Rom zu erzählen und darzulegen, wie ich ihn dort genauer kennen lernte und welche Eindrücke er selbst von Rom empfing.

Ich war etwa ein halbes Jahr in Rom und gerade 14 Tage (7. März) zum Priester geweiht, als mir der selige Rector Flir (ich wohnte in dem deutschen Hospiz all' Anima) am Morgen des 23. März 1857 die Freudenbotschaft überbrachte: Gestern Abend ist Alban Stolz in Begleitung eines Theologiestudirenden angekommen und hat, da bei uns kein Platz war, im Gasthof Minerva übernachtet. Natürlich machte ich mich alsbald auf den Weg, meinen verehrten Lehrer zu begrüßen und ihm meine Dienste anzubieten. Als ich eintrat, begrüßte mich Stolz äußerst freundlich, sagte aber alsbald: „Ich bin eben noch am Beten des Breviers — warten Sie ein Viertelstündchen."

Das Viertelstündchen war natürlich gleich verplaudert, da der Theologe, welcher mit Stolz angekommen, einer meiner liebsten und intimsten Freunde war (Kiefer, jetzt Pfarrer in Windschläg bei Offenburg). Dann erklärte ich Stolz, ich müsse jetzt zwei Stunden Vorlesungen hören, darauf stehe ich zu seiner Verfügung. Stolz entgegnete nun, sein Gewissen verbiete ihm, so gern er sonst meiner Führung sich bedienen würde, irgendwie eine Begleitung oder sonst einen Dienst von mir anzunehmen, wodurch ich in meinen Studien gestört würde. Ich beruhigte ihn dadurch, daß ich erklärte: Vorlesungen würde ich keinenfalls versäumen, doch werden dieselben bald aufhören, da die Osterferien vor der Thüre seien; und was das Privatstudium angehe, so dürfe ich einige Zeit Vacanz machen, da in Folge von Ueberanstrengung im Studiren und in den zehntägigen, der Priesterweihe vorangehenden Exercitien sich solche Gesundheitsstörungen bei mir angemeldet haben, daß mein Lehrer, P. Schrader, mir es als Pflicht auferlegte, mich einige Wochen alles Privatstudiums zu enthalten und viele Bewegung zu machen.

Nun wurde zuerst ein Zimmer für Stolz und Kiefer in einem Privathause gemiethet. (Den Mittagstisch nahmen beide und ich manchmal mit ihnen in sogen. Trattorien oder

Speisewirthschaften — nicht zu verwechseln mit unseren Gasthöfen oder Wirthshäusern — oder in der Anima; Abends gingen wir öfters in ein Kaffeehaus, um statt eines Abendessens, das in der Fastenzeit ohnehin sehr schmal ausfallen mußte, eine Tasse Kaffee oder sogen. Mischio, Mischung von Chocolade und schwarzem Kaffee zu genießen.) Dann wurde ein Plan festgestellt, wie Stolz während seines auf vier Wochen berechneten Aufenthalts möglichst Vieles von dem sehen könne, was für ihn von Interesse war, insbesondere die bedeutendsten Kirchen, einige Katakomben und außer den vaticanischen Sammlungen und dem lateranensischen Museum die hervorragendsten Privat-Gemäldegalerieen. Stolz war merkwürdig gefügig und machte gar keine Schwierigkeiten — und wenn solche sich einstellten, so ließ er sich bald eines Bessern belehren, resp. von seiner Ansicht oder seinem Plane abbringen.

So wollte er Anfangs dem feierlichen Gottesdienste in der päpstlichen Kapelle während der Charwoche nicht beiwohnen, sondern hatte den Plan, die letzten Tage dieser heiligen Woche ganz still in abgelegenen Kirchen mitzumachen. Namentlich wollte er den Charfreitag in der Basilika des hl. Laurentius außerhalb der Stadt zubringen, da er dort, wie er meinte, am besten werde beten können. Ich entgegnete ihm: er sei jedenfalls nicht bloß deßwegen nach Rom gekommen, um seiner Privatandacht in dieser Zeit ausschließlich zu pflegen; er habe doch auch die Absicht, Anderen durch Schilderung des Gesehenen und der empfangenen Eindrücke zu nützen; zudem werden die Ceremonien der Feier, wenn sie auch augenblicklich weniger andächtig stimmen als ein paar stille Stunden in der Laurentiuskirche, doch für spätere Andacht wohl mehr Nahrung liefern. Darauf hin machte Stolz die gesammte Feierlichkeit mit.

Dabei war nun aber noch eine große Schwierigkeit zu überwinden, nämlich wie man ihn mit der gehörigen Kleidung

ausstaffiren könne. Denn zum Besuch der Feierlichkeiten in der Sixtinischen Kapelle war für Geistliche die strenge priesterliche Tracht vorgeschrieben; und Stolz wäre mit seinem relativ kurzen Röckchen und seinem unvermeidlichen Cylinderhut sicherlich vom thürstehenden Schweizer abgewiesen worden. Msgr. Decurtins, damaliger sogen. Schweizerkaplan, später Dompropst in Chur, der sich überhaupt für Stolz ungemein interessirte, besorgte dann die Sache und ließ in seiner der Sixtina nahe liegenden, im Vatican selbst befindlichen Wohnung die Umkleidung vornehmen. Es war freilich ein etwas komischer Anblick, als der kleine Professor in einer viel zu langen und weiten Sutane mit entsprechendem Priester- oder Doctormantel und mit einem Biret statt seines Cylinders bewaffnet die Vorhalle der Kapelle betrat — aber es ging doch.

Aehnlich wollte Stolz anfänglich keine Audienz beim Heiligen Vater nachsuchen, resp. annehmen, als man ihm eine solche zu verschaffen anbot. Als Grund gab er (und derselbe ist gewiß ächt Stolzisch) an: „Der Heiland sagt: was wir wollen, daß man uns thue, sollen wir auch den Andern thun. Nun wenn ich Papst wäre, würde ich sicher wünschen, daß man mich mit unnöthigen Audienzen verschonte und mich mehr in Ruhe ließe. Ergo." Ich machte ihm nun begreiflich, daß dieß einerseits hier nicht zutreffe, indem beim Papste höhere Motive in's Spiel kämen, als seine Ruhe; und daß man anderseits Stolz von gewisser Seite es übel auslegen werde, wenn er nicht einmal den Heiligen Vater aufgesucht und ihm seine Ehrfurcht bezeugt habe. Da ohnehin, wie er selbst behaupte, seine kirchliche Gesinnung schon angezweifelt worden sei, so könne er auf diese Art sogar in gewissem Sinne Aergerniß geben. Diese Gründe bestimmten ihn dann, die Audienz nachzusuchen resp. zu acceptiren [1]. Als er dann

---

[1] Die Darstellung in der übrigens sehr verdienstlichen und interessan-

von der Audienz zurückkam, war er sehr befriedigt und erfreut. Die Person des Heiligen Vaters hatte den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht. „Die Persönlichkeit des Papstes,“ schrieb er nachher, „scheint fast auf Jedermann einen besonders lieben, freundlichen Eindruck zu machen. Er ist gleichmäßig leiblich und geistig schön.“ Nur darin, sagte er, sei er etwas enttäuscht: Der Papst sei doch nicht so genau über unsere kirchlichen Verhältnisse in Baden unterrichtet, als er, Stolz, es gewünscht hätte. Es bedurfte natürlich nur der Erinnerung, ein wie verschwindend kleiner Bruchtheil Baden von dem ganzen Territorium ist, das der Aufsicht und Hirtensorge des Papstes untersteht, und wie dieser unmöglich von allen Ländern resp. Diöcesen alle Einzelheiten und Persönlichkeiten kennen könne, und wie die betreffenden Beamten der Curie (namentlich Cardinal Reisach), welche die Verhandlungen mit Baden leiteten, darüber hinlänglich orientirt seien und auch den Heiligen Vater gegebenen Falls noch genauer orientiren werden, um Stolz vollkommen zu beruhigen. Er schrieb selbst

---

ten Schrift von Hägele, Alban Stolz, 2. Aufl. S. 233 ist unrichtig und beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständniß, resp. einer Verwechslung. Als nämlich Stolz bei Cardinal Reisach Besuch machen wollte, machte ich ihn aufmerksam, das Ceremoniell erfordere, daß er beim Empfang dem Cardinal den Ring küsse und dabei ein Knie beuge. Stolz weigerte sich entschieden, dieß zu thun. Um langen Disput zu vermeiden, sagte ich ihm (wie ich auch gehört hatte), im Ring des Cardinals sei eine Kreuzpartikel und diese werde ja nach kirchlichem Ritus mit Genuflex verehrt. Allein auch das wies er wie eine Art Unehrlichkeit zurück. So viel ich mich erinnere, sagte ich dem Cardinal von Stolz' Weigerung, und er dispensirte ihn lachend von jedem Ceremoniell. — Unrichtig ist auch bei Hägele die Notiz, daß Stolz im Jahre 1852 in Rom war. In letzterem Jahre, und zwar in den Herbstferien, machte Stolz seine Reise nach Constantinopel und kam im Rückweg über Malta und Sicilien, aber nicht nach Rom. Diese Stadt besuchte er im Jahre 1857 zum ersten und auch zum letzten Male.

dann in sein Tagebuch: „Wenn man hier wohnt, bekommt man leicht auch einen so weiten Blick, daß Einem der badische Kirchenstreit eben doch etwas unbedeutend vorkommt, eben weil in Rom Baden nur als ein gar kleiner Theil der Kirche erscheint.“

Noch eine kleine Attaque hatte ich mit Stolz, als Msgr. Decurtins ihm die Erlaubniß erwirkt hatte, am Gründonnerstag aus der Hand des Papstes in dessen Hauskapelle die heilige Communion empfangen zu dürfen. Man meinte ihm eine große Freude zu machen; allein er entgegnete ganz kühl, daß er nicht im Sinne habe, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen. Es sei, meinte er, dabei zu fürchten, daß die Rücksicht auf den, welcher die heilige Communion austheile, die Andacht zu dem schwäche, der als himmlische Speise ausgetheilt werde [1]. Doch war es leicht, ihn darüber zu beruhigen und ihn zu bestimmen, daß er die angebotene Ehre annahm. Er schrieb dann nachträglich: „Ich erfuhr heute erst nach Empfang des heiligen Abendmahles, daß mir Msgr. Decurtins dieses erwirkt hatte, daß ich es aus der Hand des Papstes empfing. Er sagte mir, es habe ihn sehr gefreut, daß dieses mir zu Theil wurde, da ich als Schriftsteller für das heilige Abendmahl tapfer mich bemüht habe.“

---

[1] Aehnlich hielt sich einmal Stolz darüber auf, daß die Fremden in den Kirchen, wo die Leiber großer Heiligen verehrt werden, nachdem sie das heilige Sacrament durch eine verhältnißmäßig kurze Anbetung begrüßt, viel länger vor den Reliquien der Heiligen beten. Doch konnte ich ihm entgegenhalten: Abgesehen davon, daß ja auch das Gebet zu den Heiligen letztlich auf Christus geht und daß die Heiligen eben gebeten werden, Mithelfer beim Gebet zu Christus zu sein, so müsse man bedenken, daß die Fremden das Allerheiligste auch in ihrer Heimathkirche haben, nicht aber die Reliquien der Heiligen; daß sie deßhalb die Zeit ausnützen wollen, die sie in deren Nähe zubringen können. Dadurch war dann Stolz beruhigt und befriedigt.

2. Aufnahme. Verkehr mit verschiedenen Persönlichkeiten.

Ueberhaupt wurde Stolz mit vieler Auszeichnung in Rom behandelt, namentlich vom Heiligen Vater, von Cardinal Reisach; dann von anderen Kirchenfürsten, Gelehrten, Künstlern ꝛc. Im deutschen Colleg interessirten sich die Vorsteher wie die Alumnen sehr für ihn und wurde er zur Tafel gezogen, als dort eine Festlichkeit gehalten wurde, der u. A. die Cardinäle Reisach und Haulik und der Fürsterzbischof von Salzburg beiwohnten. Auch Staatsrath Brunner, der damals in Rom Namens der badischen Regierung die Verhandlungen über Abschluß eines Concordates leitete, schätzte Stolz sehr und lud ihn öfters zu sich ein. Einmal war ich mit Professor Stolz auch zu Tisch bei ihm geladen. Brunner stellte Rheinwein auf, den er extra nach Rom hatte kommen lassen, und nachher Champagner. Stolz bat, beim Rheinwein bleiben zu dürfen, der ihm zehnmal lieber sei, als der französische Schaumwein. Als nun Brunner sehr höflich und freundlich, aber zugleich energisch und fast zudringlich fortwährend zum Trinken aufforderte, wies ihn Stolz zuletzt ebenso energisch zurück und sagte ihm geradezu, solches Zureden und Drängen sei unrecht.

Zu gleicher Zeit mit Stolz weilte auch ein norddeutscher Baron in Rom, welcher ihn hoch schätzte und für einen Plan gewinnen wollte, zu dessen Effectuirung er, wie es mir schien, nach Rom gekommen war, der aber weder bei Stolz noch bei den dabei interessirten Persönlichkeiten Anklang fand. Da der Baron unsern Professor nun öfters aufsuchte und immer wieder auf seinen Plan zurückkam, bemerkte ich bald, wie dieß Stolz lästig wurde. Eines Abends nun hatten wir verabredet, in Stolz' Zimmer ein Quid pro quo eines Abendessens (es war eben Fastenzeit) einzunehmen. Aus was dasselbe bestand, wird der Leser schwerlich errathen. Ein Stück Brod, getrocknete Feigen und für Jeden eine

Flasche Bier. Wir waren sehr vergnügt, nachdem wir den ganzen Nachmittag mit Besichtigung von Kirchen zugebracht und müde geworden waren; besonders Stolz war in bester Laune, die auch anhielt, trotzdem der Diener, der uns das Bier brachte, beim Eintritt in's Zimmer stolperte, eine Flasche zu Boden fallen ließ und zerbrach. Wie wir nun im heitersten Gespräch begriffen waren, klopfte es — der erwähnte Baron trat ein und setzte sich ohne Weiteres zu uns. Stolz verstummte nun vollständig und machte ein Gesicht so lieblich, wie wenn er Spinnen gegessen hätte. Kiefer und ich schwiegen natürlich auch, und so schwätzte der Baron allein. Endlich merkte er doch, daß er keine Antwort bekam, und sagte dann: „Es scheint, Herr Professor, daß meine Gegenwart Ihnen heute nicht sehr angenehm ist." Darauf entgegnete Stolz ganz trocken, aber energisch: „Nein." Daß der Baron sich nun empfahl, ist selbstverständlich. Als ich dann zu Stolz sagte, er hätte doch dem armen Baron die Antwort etwas schonender geben können, antwortete er: „Das wäre gegen die Wahrhaftigkeit gewesen; er hat mich gefragt, und ich mußte ihm die Wahrheit sagen."

Dieser Baron erinnert mich an einen anderen, der zu gleicher Zeit in Rom weilte und dessen „Pech" Stolz vielen Spaß bereitete. Er war ein verabschiedeter Offizier, mittellos und wurde aus Barmherzigkeit einige Zeit in der Anima beherbergt. Als gerade von der Gewandtheit, welche die Italiener im Stehlen entwickelten (kurz vorher war einem Bischofe, der Beicht hörte, das Pectorale während dieser Function gestohlen worden) die Rede war, schimpfte er weidlich und sagte: ihm solle einmal ein solcher Italiener kommen; er lasse sich nicht überlisten. Gleich nachher war eine Festlichkeit in der Anima (wenn ich mich recht erinnere, bekamen die Cardinäle Geissel und Haulik den Cardinalshut); er bot sich an, zur Erhöhung der Feierlichkeit als Ehrenposten vor dem Thore Schildwache zu stehen. Das homerische Gelächter

kann man sich denken, als er Abends in höchster Entrüstung meldete, ihm sei, während er auf dem Posten war, sein Säbel gestohlen worden.

Eine Persönlichkeit, deren Verkehr mit Stolz uns vielen Spaß machte, war die eines geistlichen Herrn N., der kurz nach Stolz ankam und mit ihm dann zurückreiste. Er war ein Rheinländer, kindlich und gutmüthig, aber etwas preußisch angehaucht. Gerade was Stolz verachtete, darauf sah N. sehr. Er wollte alle Merkwürdigkeiten sehen, die in seinem Bädecker verzeichnet waren oder von denen er sonst gehört hatte, viele Besuche machen, um jeden Preis Audienz bekommen ꝛc. Mit was er in Rom sich am wenigsten befreunden konnte, war das strenge Fasten. Wenn wir nun Abends in's Kaffeehaus gingen und unseren Mischio bestellten, so versäumte der Herr N. nie, mit Stentorstimme zu ordiniren: „Un mischio con due pani!“ (eine Portion Mischung von Chocolade und Kaffee mit zwei Broden) bis endlich das Lächeln der Italiener ihn aufmerksam machte. Wenn man nun bei Tisch beisammen saß und Stolz gerade (wie in Rom fast immer) recht guter Laune war, so wußte letzterer den guten N., der viel sprach und sich dann häufig mit Stolz in ein Wortgefecht einließ, mit so feiner Ironie „aufzuziehen“, daß die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung gerieth (der selige Rector Flir schüttelte sich förmlich vor Lachen) und der Aufgezogene doch nicht verletzt wurde.

Zur Zeit, da Stolz in Rom weilte, war in der Anima ein sogenannter Eremit, der die Reinigung der Kirche und Sacristei zu besorgen hatte und den Priestern bei der heiligen Messe ministriren mußte. Derselbe (ein Westphale) war ein äußerst eifriger und frommer Mensch, aber sehr beschränkten Geistes. Er lebte schrecklich streng (z. B. die ganze Fastenzeit hindurch genoß er nur Wasser und Brod, schlief auf einem Brett). Stolz hatte nun große Freude an folgendem Vorgang: Einst kam der Eremit zum Ministriren ohne

Schuhe und Sandalen, mit bloßen Füßen. Ich machte ihn nun aufmerksam, daß dieß nicht nur schädlich für ihn sein könne, im Winter auf dem kalten Marmorboden stundenlang barfuß zu stehen und zu knieen, sondern auch ungeziemend sei. Darauf entgegnete er: die Mutter Gottes sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, barfuß zu ministriren. Ich wollte ihm diese Einbildung ausreden — aber gegen die Dummheit ꝛc. ꝛc. (das Sprüchwort ist ja bekannt). Nun sagte ich es Rector Flir. Dieser ließ den Eremiten kommen und sagte ihm: „Wenn Euch die Mutter Gottes nochmal erscheint, so meldet ihr, ich habe Euch gesagt, in dieser Kirche habe ich anzuordnen, und Ihr werdet fortgejagt, falls Ihr nochmals barfuß am Altar erscheint.“ Das half denn gründlich, und der gute Eremit hatte auch meines Wissens weiter keine „Erscheinungen“ mehr.

Das erinnert mich an eine ähnliche Geschichte, die vorher vorgekommen war, und die Stolz gleichfalls sehr gaudirte. Msgr. Decurtins, von dem ich oben schon berichtete, ein grundehrlicher, aber etwas derber Mann, erzählte Folgendes: Vor einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht, eine Frauensperson habe die Wundmale, erfreue sich übernatürlicher Erleuchtungen, sage den Besuchern deren Sünden ꝛc. ꝛc. Da wollte ich denn auch einmal nachsehen, was an der Sache sei, und ging zu ihr. Sie sagte mir nun: ich sei ein zu nachlässiger Priester, habe auch schon mein Brevier zerstreut gebetet, sei schon mit zerrissenen Strümpfen an den Altar getreten. „Da dachte ich denn (fügte der Erzähler wörtlich bei), du dummes Mensch, wenn du nichts Besseres weißt — da hab' ich andere Brocken.“ In der That wurde bald darauf vom Generalvicariat eine Untersuchung eingeleitet; die vermeintliche Stigmatisirte wurde durch einen schlichten Klosterbruder als Betrügerin entlarvt und erhielt eine gehörige Strafe.

Hie und da trafen wir einen deutschen Studenten, der die niederen Weihen empfangen hatte, zu den höheren aber nicht

zugelassen wurde, weil seine Begabung und seine theologischen Kenntnisse zu gering waren. Nichtsdestoweniger wußte er sich ein air de quoi zu geben und zu schwadroniren, was recht ergötzlich anzuhören war. Einmal wurde er gefragt: „Wie kommt denn das, daß die katholischen Bischöfe nicht heirathen, während der hl. Paulus doch schreibt: Der Bischof sei eines Weibes Mann?" Nach etwelchem ernstlichem Besinnen entgegnete er: „Der Heilige Vater hat sie dispensirt." In Rom ließ man ihn, wie gesagt, zu den höheren Weihen nicht zu, obgleich dort manche die Priesterweihe erhielten, die nur einen abgekürzten Curs der Theologie studirt hatten, die aber auch nie zur Seelsorge zugelassen wurden, sondern nur zum Lesen der heiligen Messe, zum Chordienst und dergleichen. Ein auswärtiger Bischof meinte dann, man sei in Rom zu streng, nahm den obenerwähnten Studenten mit in seine Diöcese und ertheilte ihm die höheren Weihen. Er soll sich aber dessen später keineswegs gerühmt haben.

3. Ausflug nach Frascati und Albano.

Ehe ich nun erwähne, welche Eindrücke Stolz im Einzelnen in Rom empfangen, resp. wie er sich darüber geäußert hat, möchte ich noch kurz einen Ausflug berichten, den wir gemeinsam von Rom aus unternahmen. Wir fuhren sehr früh mit der Bahn von Rom ab nach Frascati. Bis dorthin hatten wir abscheuliches Regenwetter; dann hellte sich der Himmel auf, und es gab einen wunderschönen Frühlingstag. Es war der Osterdienstag, 14. April. Wir ignorirten das „classische" Tusculum und gingen zu Fuß nach Grotta ferrata, einem sehr alten, prächtig gelegenen, von griechischen Basilianermönchen bewohntes Kloster, wo wir kurze Rast hielten und die dort befindlichen berühmten Fresken von Domenichino besichtigten. Dann ging es weiter über Marino und Castell Gandolfo nach Albano. Der Weg war prachtvoll. Stolz

schrieb darüber in sein Tagbuch: „Der Weg von Marino nach Albano ist so anmuthig, als man nur irgend einen in der Welt finden kann. Ueberhaupt will mir vorkommen, daß italienisches Gebirg physisch und psychisch äußerst liebliche Atmosphäre habe. Abgesehen von der Schönheit der Gebirgsformen und der Vegetation, gibt es nirgends eine solche Romantik der Gebäude und Ruinen, wie in dem italienischen Gebirg. Aber auch die Campagna hat einen eigenthümlichen Reiz durch ihre Melancholie und ihr Schweigen. Ich sah sie bei unserer Herreise unter dem Regenhimmel, gestern bei nahem Sonnenuntergang.“ Sehr gefiel ihm auch die ungeheuere Brücke, welche die Hügel von Ariccia und Albano verbindet. Sie ist in drei ungeheueren Stockwerken zu je achtzehn, zwölf, neun Bogen aus großen Quadern aufgeführt, 1000 Fuß lang und 194 Fuß hoch.

Von Albano ging es nach Genzano. Dann sagten wir Stolz, daß wir noch an den See von Nemi gehen. Er wollte nicht mit. „Aber,“ bemerkten wir, „es ist eine wunderschöne Gegend.“ — „Ich habe schon viele schöne Gegenden gesehen.“ — „Je nun, wenn Sie nicht mit wollen, so gehen wir eben allein.“ — „Ich werde hier warten, bis Sie zurückkommen.“ — „Wir kommen aber nicht hierher (nach Genzano) zurück, sondern machen einen andern Weg nach Albano. Wollen Sie also nicht mit uns, so müssen Sie eben von hier den Weg nach Albano zurückmachen, den wir hergekommen sind.“ Das wollte denn Stolz doch nicht, schon deßwegen, weil er seinem Ortsgedächtniß und seiner Pfadfinderkunst gar nicht traute. (Sagte er mir doch einmal in Rom, als ich ihn Abends in seine Wohnung begleitete: „Es ist doch merkwürdig, eine Kuh findet ihren Stall gleich — ich finde jetzt nach drei Wochen meine Wohnung noch nicht — resp. den Weg von der Anima nach dieser Wohnung, den wir doch täglich machen.“) So fügte er sich denn und ging mit — und er bereute es nicht. Denn der Anblick der Gegend war

herrlich, so daß er selbst gestand, er habe kaum je ein schöneres Landschaftsbild gesehen.

Nach Albano zurückgekehrt, machten wir in einer Trattorie Mittag. Stolz war ganz rosiger Laune, und da ihm der Weg Appetit gemacht hatte, schmeckte ihm das Essen ausgezeichnet. Das wollte er denn auch dem Wirth kundgeben, nahm seine anderthalb italienischen Worte, die er verstand, zusammen und sagte: „Ben contento“ (ich bin sehr zufrieden). Zum Glück hatte ihn der Wirth nicht verstanden und wir bedeuteten ihm, er möge seine Zufriedenheitsäußerung aufschieben, bis die Rechnung bezahlt sei, sonst könnte jene eine nicht unbeträchtliche Mehrforderung zur Folge haben.

Gegen Abend mietheten wir einen Vetturino (Lohnkutscher), um nach Rom zurückzufahren. Der Handel war abgeschlossen, wir waren bereits in die Kutsche gestiegen — aber es ging nicht fort. Auf wiederholtes Mahnen, er solle abfahren, antwortete der Vetturino: „Subito, presto!“ (sogleich!) — aber er fuhr nicht, sondern lief ein paar Schritte die Straße entlang, wie wenn er auf Jemand wartete. Wir merkten bald, daß er darauf paßte, ob er nicht einen „blinden Passagier“ bekomme, den er auf dem Kutschenbock mitnehmen und durch den er einen kleinen Extraprofit machen könnte. Als unsere Mahnungen nichts fruchteten, sagte Stolz lächelnd: „Lassen Sie mich einmal machen — ich will ihn schon fortbringen.“ Sachte stieg er aus dem Wagen, schwang sich auf den Bock, nahm die Zügel und die Peitsche, gab den Pferden einen Hieb — und fort ging's. Nun war's aber lustig zu sehen, wie der Kutscher hintendrein rannte, und wie er uns dann ganz prompt ohne allen Aufenthalt unserem Ziele zuführte.

4. Kirchen und Heiligthümer der ewigen Stadt.

Als Stolz in Rom anlangte, ging es ihm wie vielen Fremden, die zum ersten Male die heilige Stadt betreten: der Eindruck war kein gewaltiger. Namentlich kam ihm die

Peterskirche Anfangs gar nicht so groß und gigantisch vor. Es ist eben da Alles großartig und die Verhältnisse und Proportionen des Ganzen dem Einzelnen entsprechend, so daß, da kein Maßstab für die kolossalen Dimensionen sich unmittelbar darbietet, Alles Einem gewöhnlich vorkommt. Ich mußte ihn erst auf die Größe der sogenannten Kleinigkeiten aufmerksam machen, damit er einen Begriff von den riesigen Verhältnissen des Ganzen bekomme. So haben die Engelsfiguren, welche nahe beim Eingang die beiden Weihwasserbecken halten und Einem wie kleine Knäblein vorkommen, mehr als Mannesgröße. Der Altar über der Confession des hl. Petrus (mit dem kolossalen auf vier ehernen Säulen ruhenden Baldachin), der wie ein Altar von anständiger Größe erscheint, ist höher als der höchste Palast in Rom. Die Schreibfeder, welche das Mosaikbild des Evangelisten Johannes (in der Kuppel) in der Hand hält, ist so groß als ein Mann von stattlicher Körperlänge 2c. 2c. Aus diesen Einzelheiten gewann dann das Auge den Maßstab, um die Größe des Ganzen zu ermessen. Stolz schrieb nachher in sein Tagbuch: „Ich brachte einen ganzen Tag hier zu, wo ich sagen konnte, Rom mache ganz eigentlich keinen Eindruck auf mich. Es war mir anfänglich, wie wenn ich in einem ganz gewöhnlichen, unbedeutenden Ort mich befände. Diese tiefen, schmalen Gassen wirkten ähnlich auf mich, wie wenn eine kleine Feldmaus in einer hohen Furche umherlauft und nicht drüber hinaussieht. Seit ich aber in St. Peter war, ging mir eine Dämmerung von der Herrlichkeit Roms auf. Ich fühlte durch all diese hohe Kirchenpracht und all diese prächtigen Heiligen, welche hier verehrt werden: sie sind eine Ausfaltung, eine sinnliche Erscheinung des Leibes Christi. Rom ist die Hauptstadt des neuen Testamentes, wie Jerusalem die Hauptstadt des alten Testamentes ist.“

Was die übrigen Kirchen und Heiligthümer angeht, so besuchten wir alle irgendwie, namentlich durch ihr ehrwür-

diges Alter, oder durch die in ihnen aufbewahrten Reliquien und Heiligthümer, oder durch ihre Bauart und Kunstschätze hervorragenden. Wir machten auch zusammen eine Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen, über die Stolz bemerkte, sie habe ihn sehr erbaut und ihm große Freude bereitet. Von mehreren Kirchen wurde Stolz ganz besonders angesprochen. Eine große Vorliebe hatte er für die schon erwähnte Kirche des hl. Laurentius außerhalb der Stadtmauern, bei der zugleich der Gottesacker sich befindet. „Als ich in der Sixtinischen Kapelle während der Charwoche alle die Schaupersonen um mich hatte, welche nur Andacht zu dem Sicht- und Hörbaren zeigten, wandelte es mich wie Heimweh an nach der Kirche des heiligen Lorenz. Ich dachte und fühlte, wie innig ich dort in jener Einsamkeit beten und betrachten könnte, während ich unter dem weltlichen und kirchlichen Glanz der Sixtina nur geblendet bin!"

Ueber die Heiligthümer, die in der Basilika des heiligen Laurentius aufbewahrt sind, hatte sich Stolz folgende Aufzeichnungen gemacht: „Die heiligen Laurentius, Stephanus und Justin der Martyrer sind hier beigesetzt. Kapuziner hüten die Heiligthümer dort. Einer zeigte uns die Steinplatte, auf welche der gebrannte Leib des hl. Lorenz gelegt worden. Eigenthümliche Flecken daran werden für Spuren der Haut und des Blutes angesehen. In einer Kapsel zeigte er uns Steine, an welchen Blutspuren sein sollen von der Steinigung des hl. Stephanus; in einem Behältniß geronnenes Blut des hl. Lorenz, und die Kanne, womit er den heiligen Romanus am Weg (d. h. während des Ganges zur Marterstätte) getauft haben soll. Es fiel mir ein, wie die That zwar kurz nur ist, aber doch gewaltig und schwer — und doch, wer mag es ergründen, wie leicht oder schwer der Geist es errungen hat! Im letzten tiefsten Grund hat Christus innerlich die Martyrer getragen. Er allein ist der Martyrer ganz aus sich und hat allein einen ganzen Kelch getrunken.

Ich sah hernach eine Abbildung in Basrelief vom Antlitz Christi auf dem Schweißtuch der Veronika. Sie wird ebenfalls in der Sacristei dort gezeigt. Der Ausdruck davon ist erschreckend lebendig; man meint fast, den heftigen Athem eines Menschen zu hören, der in Todesschrecken, mit einer Last beladen, schon schwer verwundet einen Berg hinaufgehetzt wird. Ich dachte: ein einziger Odemzug, ein einziger Pulsschlag, aus diesem Leiden herausgenommen, genügte wohl auch für meine arme Seele." Ich erinnere mich, daß Stolz dort den Wunsch aussprach, es möchte eine Lithographie nach diesem Bilde angefertigt und verbreitet werden.

Bei einem spätern Besuch, wo wir zugleich den Gottesacker besichtigten, schrieb Stolz: „An beiden Kirchhöfen hörte ich lieblich die Frühlingsvögel singen, und der Tod und das Grab kamen mir tröstlich, fast anmuthig vor. Es war mir eine Ahnung, wie man so getrost schlafen könne im Schooße unserer Mutter, der Kirche."

Weiter gefielen ihm von den Kirchen noch besonders: St. Paul (er nannte sie „einen edel und prachtvoll aufgeführten Bau, eine Kirche, so schön und edel, als man nur eine sehen mag, wie man kaum eine einzige der neueren Kirchen in Europa finden wird"), Maria Maggiore, St. Clemens, St. Agnes (vor der Porta Pia), die Kirche beim Profeßhaus der Jesuiten (al Gesù), St. Ignazio (wo er sowohl über dem Leib des hl. Aloysius, als auch in dessen Sterbezimmer die heilige Messe las), St. Andreas auf dem Quirinal mit dem Zimmer des hl. Stanislaus.

Bezüglich der Kirche von St. Sebastian findet sich folgende Aufzeichnung: „In der Kirche liegt unter dem Altar, wo die Gebeine des hl. Sebastian eingethan sind, seine Marmorstatue mit den Pfeilen, wie mir vorkam, von ungewöhnlicher Schönheit. Dieser Heilige war mir auch sonst schon besonders lieb; denn sein Leben und Charakter hat etwas eigenthümlich Reizendes. Wie glücklich sind doch diese Heiligen!

Außer der Seligkeit im Himmel finden sie mit jeder neuen Generation auf Erden immer wieder neue Verehrer und Liebhaber und, wenn diese es recht machen, einst neue Freunde im Himmel."

Ueber das Karthäuserkloster bei der Kirche Maria von den Engeln schreibt Stolz: „Im Karthäuserkloster auf dem Quirinal ist ein Garten, von Säulengängen umschlossen und nur vom Himmel überwölbt. Die wenigen Mönche, welche selten sich hier blicken lassen, sind weiß gekleidet.. Die lautlose, weiße Gestalt, wie sie in dem von weißen, hohen Mauern umgebenen Garten geht und nur den Himmel im Zenith sieht, wirkt ganz geisterhaft, ist eine stumme Predigt von der Ewigkeit."

„In dem Kapuzinerkloster ging ich in die Todtengemächer, die aber über der Erde sind. Hier sind die wunderlichsten Verzierungen aus lauter Menschenresten gemacht, z. B. selbst die Lanze und die Sense des Todes. In Lagern oder Nischen von Todtengebeinen stehen und liegen ganze und zwar mit Kutten bekleidete Leichname. Dazu kam der Contrast, daß unaufhörlich an der Thüre und den Gittern die lauten französischen Soldaten vorübergingen, denen ein Theil des Klosters eingeräumt ist. Wenn man aber insbesondere die eitle Herrenwelt, die auf dem Monte Pincio umherspaziert, hierher setzen würde, wie müßten sie sich schämen ihrer Hoffart! So aber laufen sie bewußtlos diesem Zustand des Todes und der tiefsten Erniedrigung entgegen. Sie gehen und fahren spazieren — in die Gruft."

Einen ganz besondern Eindruck machte auf Stolz das Colosseum. Ich mußte ihn öfters dahin geleiten, und er blieb allein und in Betrachtungen versunken, während wir Andere umhergehend das große Bauwerk anstaunten. Er schrieb darüber: „Das Colosseum ist einer der schönsten Triumphplätze des Christenthums. Da, wo zum Schauspiele der Heiden die Christen den wilden Thieren vorgeworfen wurden,

ist nun zum frommen Schauspiel der Christen der Kreuzweg aufgestellt und jeden Freitag im ganzen Jahr wird dort eine Predigt gehalten.“ Ferner: „Auf dem Colosseum thront in wunderbarer Majestät und melancholischer Schönheit die Vergänglichkeit. Ich möchte sagen: hier ist die Idee der Alles verzehrenden Zeit über den concreten Gegenstand herausgestiegen und selber sichtbar geworden. Die heidnische Pracht liegt in Ruinen, ein Papst läßt sie vor gänzlichem Verfall schützen. Am Boden, einst roth von Martyrerblut, grünt friedlich das Gras — drin steht das Kreuz und die Stationen — die Abendglocke tönt herüber, und der Frühlingsvogel singt in der einsamen, von Gesträuch geschmückten Nische. Es gibt wohl kein Buch und keine Rede, welche so mächtig die Nichtigkeit menschlicher Größe predigt, als dieses Colosseum. Seine Martyrer thronen in Gottes Colosseum als fröhliche Zuschauer; ihre Blutstätte schmückt das Siegeszeichen. Aber wo ist nun das grausame Volk, das mit wilder Lust das blutige Schauspiel ansah (zuweilen 180 000 Köpfe), und seine Kaiser?“

5. Katakomben.

Mit großem Interesse und tiefer Bewegung besuchte Stolz die Katakomben. Wir waren zusammen in denen von St. Agnes, St. Pankratius, St. Sebastian ꝛc., in die ersteren geleitet von dem vor de Rossi berühmtesten Katakombenkenner, dem Jesuiten Marchi. Ob es auch während Stolz' Anwesenheit geschah, daß Cardinal Reisach uns die Katakomben von St. Callisto zeigte, erinnere ich mich nicht mehr genau. (Der Cardinal war ein trefflicher Kenner des unterirdischen Roms und so bewandert, daß er ohne Gefahr, sich zu verirren, selbst den Führer machte. Mit großer Lebhaftigkeit erklärte er die Monumente, namentlich die Bildwerke. Er erzählte dabei, daß er einst einen protestantischen [regierenden] deutschen Fürsten in die Katakomben von St. Callisto geleitete und

dabei die bildlichen Darstellungen, namentlich jene, die auf die Eucharistie sich beziehen, erklärte. Der Fürst betrachtete und hörte Alles sehr aufmerksam. Auf einmal wandte er sich rasch zum Cardinal und sagte: „Aber da haben ja die Katholiken Recht." Lächelnd antwortete Reisach: „Hoheit, ich bin auch dieser Ansicht." [1]) So viel ist gewiß, daß der leutselige Kirchenfürst mit Stolz öfter verkehrte und ihm über die Katakomben Manches mittheilte. So schreibt z. B. Stolz: „Ich war heute wieder bei dem trefflichen Cardinal Reisach. Er gab mir höchst interessante Erläuterungen über die alten christlichen Denkmäler. Auf einem alten Sarkophag ist Adam und Eva neben dem Baum mit der Schlange abgebildet. Bei ihnen steht Christus und gibt dem Adam Fruchtähren, der Eva ein Lamm. Die nähere Bedeutung ist: Adam soll den Boden mit Getreide anpflanzen; Eva soll Wolle spinnen, um die Blöße, die durch die Sünde sich fühlbar gemacht hat, zu bedecken. Der tiefere Sinn ist: Der Mann bekommt das Priesterthum, welches das Brod consecrirt; aus dem Weib kommt das Lamm Gottes, aus welchem Jeder das Hochzeitkleid gewinnen soll [2]. — Petrus wird als Moses dargestellt, welcher an den Felsen schlägt, so daß Wasser hervorspringt. Christus ist der Fels, das Wasser ist das Wort und die Gnade. Durch das Priesterthum der Kirche, welches in Petrus personificirt ist, wird Wort und Gnade aus Christus zum Fluß gebracht."

Ueber diese letztere Darstellung, die zugleich ein Argument für den Primat des Petrus, der nach Prudentius der „Führer des neuen Israel" ist, bietet (wie denn überhaupt der Primat Petri in den altchristlichen bildlichen Darstellungen auf manch-

---

[1] Ein protestantischer deutscher Gelehrter sagte beim Anblick dieser Bilder: „Ich bin ganz erstaunt, daß der katholische Aberglaube bis in die ersten christlichen Jahrhunderte hinaufreicht."

[2] Vgl. Stolz, Unendl. Gruß S. 68 ff.

fache Weise hervorgehoben wird[1]), erzählte uns P. Marchi eine interessante Anekdote. Ein protestantischer Engländer, dem er dieses Gemälde zeigte, wollte durchaus nicht glauben, daß darunter Petrus verstanden sei, und wußte auf alle deßfallsigen Gründe des gelehrten Jesuiten Ausflüchte. Endlich sagte P. Marchi: „Wenn ich Ihnen beweise, daß diese Darstellung dem Petrus gilt, werden Sie dann darin ein Argument für den Primat finden?" — „Dann," antwortete der Engländer, „kann ich dieß nicht läugnen." — „Gut, so kommen Sie morgen zu mir." Andern Tags führte Marchi den Engländer in das Kircher'sche Museum und zeigte ihm eines jener Gläser, wie sie in den Katakomben sich fanden, in welche Goldfiguren eingeschliffen sind. „Finden Sie hier," fragte er, „nicht die ganz gleiche Darstellung, über die wir gestern gestritten haben?" — „Gewiß." — „Nun wohl, das ist Petrus." „Nein, es ist Moses." — Darauf nahm P. Marchi den Finger, womit er eine Stelle des Glases bedeckt hielt, weg und zeigte dem verblüfften Engländer die eingeschliffene Inschrift: Petrus. — Der Engländer wurde später katholisch.

In den Katakomben von St. Agnes zeigte uns P. Marchi unter Anderem die sogenannte Kapelle der Engländer. Es waren nämlich zweiundzwanzig protestantische Engländer durch den Besuch der Katakomben und die Besichtigung und Erwägung ihrer Monumente nachdenklich und zweifelhaft geworden bezüglich ihrer Confession. Sie forschten weiter, beteten — und wurden katholisch. Sehnlich wünschten sie nun, daß sie ihre erste heilige Communion dort empfangen

---

[1] So übergibt z. B. Christus dem Petrus seinen Stab oder Scepter, oder auch das Gesetz des neuen Bundes — ähnlich, wie die Kaiser den Statthaltern die Gesetzes- oder Instructionsrolle zu übergeben pflegten; ihm läßt er bei der Himmelfahrt sein Pallium zurück. Die Kirche wird öfter dargestellt unter dem Bilde eines Schiffes, auf welchem die übrigen Apostel arbeiten, während Petrus allein das Schiff lenkt ꝛc.

dürften, wo der erste Anstoß zu ihrer Conversion ihnen geworden war. Der Papst bewilligte in der That, daß dort die heilige Messe gefeiert und den Neophyten die heilige Communion durfte gereicht werden — und seither heißt dieser Ort: Kapelle der Engländer.

Ueberhaupt (so erzählten P. Marchi, Cardinal Reisach und Andere) haben die Katakomben, resp. die in ihnen vorgefundenen Gemälde, Inschriften ꝛc., schon ungemein vielen Protestanten Anstoß gegeben zur Rückkehr in die katholische Kirche. (Nicht lange vor Stolz' Anwesenheit war der Prediger der Anglicaner in Rom durch sein Studium der Katakomben zur Bekehrung gelangt.) In der That finden sich in ihnen so viele Dogmen der katholischen Kirche so sinnreich und zugleich so klar bezeugt, daß es nur guten Willens und Losmachens von ererbten oder eingesogenen Vorurtheilen bedarf, um einzusehen, daß die heutige katholische Lehre die gleiche ist, die in den ersten Jahrhunderten schon von der Kirche festgehalten wurde. „Sie (die Gemälde in den Katakomben) sind," schreibt Stolz, „meistens ästhetisch nicht besonders schön, aber höchst merkwürdig. In ihnen ist eine ganze christliche Dogmatik in Symbolen ausgebildet." Einige der merkwürdigsten bildlichen Darstellungen, die theils in den Katakomben, theils in den Museen des Lateran, Vatican ꝛc. gezeigt werden und die auch Stolz in seinem Tagbuch sich besonders notirte, mögen hier kurz erwähnt werden.

Um gegenüber den Montanisten und Novatianern den katholischen Glauben auszusprechen, daß (im Bußsacramente) alle, auch die schwersten Sünden verziehen werden können, ist Christus als der gute Hirt dargestellt, wie er nicht nur ein Schäflein, sondern einen Bock auf den Schultern trägt, und wie er einen Bock zur Rechten hat, ein Schäflein zu seiner Linken. Der Bock ist Sinnbild des Sünders und wegen seiner Geilheit insbesondere des Unzüchtigen, des Ehebrechers; und so wird ausgedrückt, daß Christus bereit ist,

durch seine Kirche auch solchen Sündern zu verzeihen. Oefter wird das Bußsacrament dargestellt durch die Heilung des Gichtbrüchigen, der Auferweckung des Lazarus, durch Jonas, der aus dem Bauche des Fisches befreit wird (letzteres Bild wird auch als Symbol der Auferstehung gebraucht).

Bezüglich der Gnade und der guten Werke fällt zunächst ein Bild in die Augen, auf dem der Heiland den Christen Blumen reicht (Gnaden), die sie in Früchte (gute Werke) verwandeln; sodann eines, wo der gute Hirte mit dem Milcheimer dargestellt ist, indem er die Früchte seiner Gnade bei den Schäflein einsammelt. Auf einem anderen Bilde ist dargestellt, wie ein Apostel predigt. Einige Schäflein hören aufmerksam zu; andere grasen ruhig weiter, ohne sich um die Predigt zu kümmern; eines springt davon. Hier ist die Nothwendigkeit der Mitwirkung mit der Gnade und die Möglichkeit, ihr zu widerstehen, ausgedrückt. Daß aber auch diese Mitwirkung Folge der Gnade Gottes ist, wird dadurch angezeigt, daß auf jene Schäflein, die zuhören, Regen vom Himmel fällt.

Die Verehrung und Intercession der Heiligen, namentlich der Mutter Gottes, ist mehrfach symbolisirt. Eines der merkwürdigsten Bilder dieser Art zeigt, wie Maria betet mit ausgespannten Armen, Petrus und Paulus aber stützen ihre Arme (ähnlich wie die Arme Mosis gestützt wurden, als er Israel den Sieg über Amalek erflehte).

Die schönsten und sinnreichsten Bilder finden sich über die Eucharistie. Dieselbe ist dargestellt in der Art, daß ein lebendiger, im Wasser schwimmender Fisch auf seinem Rücken ein Gefäß mit Brod und Wein trägt. Bekannt ist, daß im Alterthum der Fisch als Sinnbild Christi galt[1]. Was wird

[1] Die einzelnen Buchstaben des griechischen Wortes ἰχθύς (Fisch) sind die Anfangsbuchstaben folgender Worte: Ἰησοῦς Χριστὸς, Θεοῦ Υἱὸς, Σωτήρ (Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland).

also hier gelehrt? Was bei der Eucharistie erscheint (außerhalb des Wassers dargestellt), ist Brod und Wein; was verborgen ist (im Wasser dargestellt), ist der lebendige Christus. Dieser trägt gleichsam (substat) das äußerlich Erscheinende, (die Gestalten von) Brod und Wein. Beide, Christus und die Brods- und Weinsgestalten, gehören zusammen, bilden das heilige Sacrament. Der Opfercharakter und die Anbetung der Eucharistie ist nicht nur darin angedeutet, daß die dargestellten Brode runde, flache sind (placentae), Opferbrode, und daß sie öfters mit dem Kreuz oder dem Monogramm Christi (⳨ oder ☧) bezeichnet erscheinen, sondern sie werden zugleich mit dem Fisch abgebildet auf einem Dreifuß (bei Opfern gebräuchlich), wobei ein Priester die Hände über Brod und Fisch ausstreckt (ähnlich wie jetzt noch der Priester es in der heiligen Messe beim Hanc igitur thut und wie die alttestamentlichen Priester die Hände dem Opferthier auflegten) und eine weibliche Figur (die Kirche) anbetet. In der Nähe sind dann sieben Körbe, mit den heiligen Broden gefüllt, abgebildet — was auf die wunderbare Brodvermehrung anspielt und die heilige Communion sinnbildet, in der, wie der hl. Thomas sagt:

Sumit unus, sumunt mille,
Quantum isti, tantum ille,
Nec sumtus consumitur.

(Einer kommt und Tausend kommen,
Doch hat Keiner mehr genommen,
Er (Christus) bleibt immer unverzehrt.)

So haben wir denn sub uno die reale Gegenwart und die Anbetung Christi im heiligen Sacramente, das eucharistische Opfer und die heilige Communion symbolisch dargestellt. Auch das bemerkte sich Stolz ausdrücklich, daß öfters das heilige Sacrament nur unter einer (der Brods-) Gestalt dargestellt ist.

6. Kirchliche Feierlichkeiten.

Daß die kirchlichen Feierlichkeiten, trotzdem sie durch ihre majestätische Erhabenheit und Pracht auf Stolz einen großen Eindruck machten, ihm insofern nicht ganz zusagten, als er dabei nicht ungestört seiner Privatandacht pflegen konnte, wurde bereits hervorgehoben. Großartig und ergreifend fand er die Ertheilung des Segens, den der Papst am Ostersonntag von der Loggia der Peterskirche aus urbi et orbi ertheilte. Auf dem ungeheuren St.-Petersplatz waren, wie man uns sagte, zehntausend Mann Militär aufgestellt, die aber unter der übrigen den Platz füllenden Menge fast verschwanden. Es sollen über hunderttausend Menschen der Feier beigewohnt haben. Das war ein Getöse, ein Summen, wie in einem Bienenschwarm. Als aber Pius IX. erschien und mit seiner prächtigen, sonoren Stimme die Worte des Segens anstimmte, da sank Alles auf die Kniee, und es wurde so still, daß man nichts hörte, als die Worte des Heiligen Vaters. Kaum waren diese beendet, so erhob sich ein mächtiger Jubelruf, in den die Kanonen der Engelsburg donnernd einstimmten. Es war ein ergreifender, unvergeßlicher Augenblick.

Was Stolz bei einzelnen Feierlichkeiten noch besonders störte und was er mißbilligend hervorhob, war die Unandacht, das Schwätzen mancher Zuschauer. „Am Ostersonntag schwätzten drei Italiener in meiner Nähe so laut und anhaltend mit einander während des Hochamtes, wie es wohl Niemand unter allen Fremden gethan haben mag[1]. Sie thaten es

---

[1] Dazu möchte ich ein großes Fragezeichen machen. Ich habe wenigstens öfter das Gegentheil beobachtet. Eine hochadelige Dame erzählte mir, sie habe bei einer schwach besuchten Feierlichkeit in der Sixtina eine Engländerin beobachtet, die sich damit unterhielt, auf den unbesetzten Bänken umherzugehen. Sie habe sich dann nicht enthalten können, dieselbe am Fuße zu packen und herabzuziehen. Ich erinnere mich auch, daß man den päpstlichen Behörden den Vorwurf machte, sie trieben die Rücksicht und Schonung zu weit, indem sie protestan-

nicht aus Verachtung gegen den Gottesdienst, sondern sichtlich aus Gewohnheit. Es machte einen sehr unangenehmen Eindruck. Es fiel mir ein, daß, was im Petersdom hier vorgehe, täglich auch in mir sich ereigne zur Zeit, wo mein Inneres vorzugsweise ein Tempel sein soll, nämlich, daß weltliche Gedanken und Zerstreuungen die Andacht stören und überschreiten, und daß solches so häßlich vor Gott sein werde, als mir das äußerliche Abbild in St. Peter war."

„Das Miserere in der Sixtinischen Kapelle kam mir vor wie ein Mittelding von menschlichen Gesangesweisen und von Nachtigallengesang. Zuweilen waren einzelne Stimmen fast sichtbar. Wie Funken liefen die Discantstimmen umher. Man konnte glauben, jede Stimme gehe nach ihrem eigenen Kopf, sei eine selbständige Person, frage nichts nach den anderen und treffe nur zuweilen und vorübergehend harmonisch mit ihnen zusammen. Sollte ich es mit unseren deutschen Gesängen, namentlich den Canons vergleichen, so wäre jenes Miserere wie etwas Narkotisches gegen eine Schleimsuppe. Gegen Ende wurde der Gesang heftig, nicht sowohl flehend, als vielmehr wild um Hilfe rufend — aber nicht wehleidig, nicht aus leiblicher Noth jammernd, sondern so, wie wenn Geister am Rand der Hölle ihr grimmiges Entsetzen ausschreien. Es wirkte ganz aufregend und unmittelbar auf die Nerven."

„Bei der Fußwaschung küßt der Papst den dreizehn Fremden[1] die nackten Füße. Folglich geschieht ihm beim Fußkuß nichts Anderes, als was er selbst den Anderen thut."

---

tischen und ungläubigen Fremden ihr unartiges Benehmen in den Kirchen und bei den Feierlichkeiten ungerügt hingehen ließen. Einmal konnte der damalige Commandant der französischen Besatzung in Rom sich nicht zurückhalten, einen englischen Protestanten an der Schulter zu packen und zu einer anständigen Haltung zu zwingen. Dieser wollte auffahren; als er aber den General (ich meine, er hieß Guyon) erkannte, duckte er sich.

[1] Am Gründonnerstag nimmt der Heilige Vater an dreizehn fremden

„Die Pracht, welche gegenwärtig der Papst und die Cardinäle zeigen, in ihrem grellen Gegensatz zu der Armuth, worin der Heiland und seine Apostel in der Welt auftraten, hat schon Vielen Anstoß gegeben und gilt den Protestanten als Beweis des Abfalls der katholischen Kirche von dem Christenthum. Allein im letzten Grunde hängt die Armuth im Geiste keineswegs von dem Mehr oder Weniger ab, was der Mensch besitzt, vielmehr von dem innerlichen Losgelöstsein. Ueberhaupt ist das äußerliche Gleichlaufen eine Bornirtheit. Dann aber mag es gerade zum Triumph Christi gehören über den Fürsten dieser Welt, daß selbst der Reichthum und die Schönheit, welche letzterer allein früher im Besitz hatte, nun der Kirche dessen dient, der arm geworden ist, um uns reich zu machen. Es ist diese äußerliche Pracht des Kirchenoberhauptes ein fortwährendes Symbol dessen, was Christus erst in der anderen Welt denen schenken wird, die sich an ihn halten. Daß aber die Kirche geistig reich, im Geiste arm und zugleich liberal ist, zeigt der Umstand, daß der ärmste Bettelorden und der Papst mit seinem Cardinalcollegium einander ehren und mit einander gehen."

„Heute begegnete uns der Papst. Allenthalben knieten die Leute nieder, und er ermüdete nicht, unaufhörlich den Segen zu geben. Der Anblick war sinnlich und moralisch schön, wie der Landesregent seinen Unterthanen den Segen ertheilt. Hier wird der Regent wahrhaft ein Landesvater."

„Der Papst und die Cardinäle sind streng eingeschnürt an das Herkommen. Deßhalb sind ihre Aussprüche und Anordnungen keine willkürlichen Menschensatzungen, sondern der Ausspruch des Alterthums oder der ständigen Seele unserer Kirche."

Pilgern die Fußwaschung vor, bedient sie dann bei Tisch, worauf sie noch mit einem Blumenstrauß, einigen Denkmünzen und Eßwaaren beschenkt werden.

7. Das römische Volk und die Bettler.

Was das römische Volk und die öffentlichen Verhältnisse in Rom angeht, so empfing Stolz davon im Ganzen einen sehr günstigen Eindruck. Es herrschte ein christlicher Geist und viele Religiosität unter den Bewohnern, die Kirchen waren fleißig besucht. Das Volk war mäßig und Trunkenheit kam unter den Einwohnern Roms kaum je vor — sah man einmal einen Betrunkenen, so konnte man sicher sein: es war ein Fremder. Auch mit der Sittlichkeit im engeren Sinn stand es verhältnißmäßig sehr gut — von dem Laster, wie es sich in anderen Großstädten breit machen soll, war nichts zu bemerken. Man erzählte mir z. B., daß Tänze, wie sie bei uns üblich sind, in Rom gar nicht vorkommen. Die Mädchen tanzten allerdings — aber unter sich, nicht mit Mannspersonen. Freilich war in Folge der Revolution und der Occupation Roms durch fremde Truppen schon eine Verschlimmerung eingetreten, doch war der Zustand, wie bemerkt, ein verhältnißmäßig noch sehr guter. Stolz bemerkt darüber in seinem Tagbuch: „Der treffliche Cardinal R. (Reisach) erzählte mir, wie er vor zwanzig Jahren bei einer Mission im nahen Gebirg gegen sechshundert Personen Beicht gehört habe; unter diesen hätten sich nur zwei gegen das sechste Gebot verfehlt. Manche habe er nur mit Bedenken losgesprochen, indem es an Materie fehlte. Auch in der Stadt sei viel christlicher Geist; erst die Revolution und die Franzosen hätten eine Verschlimmerung herbeigeführt, besonders bei dem weiblichen Geschlecht.“

„Gestern sagte mir P. Bernhard (ein deutscher Kapuziner, der zugleich Maler war), daß der Mittelstand in Rom sehr gut und fromm sei. Die verschiedenen Bettelorden in Rom seien mehrere hundert Mann stark und doch bekommen sie stets ihre Bedürfnisse genügend geschenkt.“

„Unser gewöhnliches Kaffeehaus gehört zu den elegantesten

und besuchtesten. Ueber dem Schenktisch hängt aber ein Madonnenbild und brennen Abends einige Lichter. . . . Es ist hier verboten, in der Fastenzeit Morgens und Abends Milch zu genießen. Nun ist es erbaulich und auffallend, daß selbst das Herrenvolk in den Kaffeehäusern sich ganz allgemein an dieses Verbot hält. . . Die Metzgerläden sind seit gestern (Ende der Fastenzeit) prächtig illuminirt und geziert. Goldfischchen in Glasvasen, Blumen, Spiegelkünste und dergleichen sind zwischen den zierlich geordneten Schinken und Würsten angebracht. Ueberall aber hängt in der Mitte dieser Fleischherrlichkeiten das Madonnabild, mit Lichtern und anderen Verzierungen geehrt."

Die Unreinlichkeit, die besonders in manchen Gäßchen Roms zu bemerken war, gefiel Stolz freilich nicht; aber daran hatte er seine Freude, daß die Polizei nicht in Alles ihre Nase hineinsteckte und hineinregierte. Auch das gefiel ihm, daß der Großhandel, der Capitalismus, die Großindustrie nicht so blühte, wie in unseren Fabrikstädten, und doch mehr Wohlstand herrschte und viel weniger Elend zu bemerken war. „Rom würde seinen ächten und rechtmäßigen Charakter verlieren, wenn die Industrie dort glänzend sich entwickeln würde... In Rom ist der Luxus in Handwerk und Kaufläden kaum so weit getrieben, als bei uns in geringen Städten. Solches paßt zu dem Charakter Roms als einer antiken Stadt und als der kirchlichen Metropole der Welt, daß alles, was den Leib betrifft, nur in einer gewissen Vernachlässigung und Zurückstellung betrieben wird, wie ein ächter Künstler oder eifriger Christ in der Regel auch eher das Hauswesen einfach hält, als mit großem Modeluxus. . . Rom ist in mancher Beziehung besser besorgt, als viele unserer Culturstaaten. . . . Wenn der Italiener vielfach weniger arbeitet als bei uns, so ist er insofern dazu gleichsam berechtigt, als er auch weniger ißt und trinkt."

„Die Bettler sind hier nicht besonders zudringlich. So

oft man von ihnen angegangen wird und nicht aufmerksam sich zeigt, gleichsam wie wenn man sie nicht bemerkte, lassen sie ganz bald wieder von Einem ab [1]. Uebrigens ist ihre Anzahl in Betracht der Größe der Stadt und des Umstandes, daß das Betteln erlaubt ist, nicht einmal besonders groß."

Stolz ergötzte sich an der Naivetät, mit der sie ihre Almosenforderung begründeten. In der Nähe von der Anima saß an der Straße eine bleiche, krank aussehende Wittwe, die mit Stricken oder Nähen sich beschäftigte und daneben bettelte. Ihr stereotyper Spruch war: „Date qualche cosa alla povera vedova con due figli" (schenket etwas der armen Wittwe mit zwei Kindern) — wie wenn sie die einzige Wittwe mit zwei Kindern wäre, die auf der Welt existirte. Eine alte blinde Frau hatte sich eine Zeitlang beim Eingangsthor der Anima stationirt und klapperte nun den ganzen Tag, sobald sie Jemanden kommen oder vorbeigehen hörte, mit einer Blechbüchse, in der eine oder einige Kupfermünzen sein mochten. Dabei sagte sie: „Questa è la vera carità, di dare qualche cosa alla povera cieca" (dieß ist die wahre Liebe, der armen Blinden etwas zu geben). Oft motivirte sie ihre Forderung mit der Liebe zu den Seelen im Fegfeuer, und am Pfingstsamstag hörte ich von ihr die Begründung: „Oggi è Sabbato di Maria santissima e domani viene

[1] Damit spielt Stolz an auf die unglaubliche Zähigkeit und Hartnäckigkeit, mit der manchmal Bettler an andern Orten Italiens den Fremden verfolgen, bis sie ein Geldstück herausgepreßt haben. In Tolentino lief ein etwa 16jähriger Junge (dem ich erklärt hatte, er bekomme nichts, da er gesund sei und arbeiten könne und solle) unserem Reisewagen wohl eine halbe Stunde weit nach, bis ein Reisegefährte, mitleidiger (?) als ich, ihm ein Geldstück zuwarf. In einer andern Stadt malträtirte ein Junge uns längere Zeit, nachdem ich ihm erklärt hatte, daß ich jungen Faulenzern grundsätzlich nichts gebe. Endlich sagte ich ihm: „Schämst du dich nicht, die Leute so zu plagen?" Ganz ruhig antwortete er: „Geben Sie mir etwas, dann plage ich Sie nicht mehr."

lo Spirito santo" (heute ist Samstag, der lieben Mutter Gottes geweiht, und morgen kommt der heilige Geist).

Etwas stark nach Unverschämtheit roch ein Vorfall, über den wir beide jedoch lachen mußten. Eine Dame ging durch eine Straße Roms, als sie von einer Bettlerin, die ziemlich weit davon auf ihrem Bettelposten saß, angerufen und durch Winken und Gesticuliren aufgefordert wurde, zu ihr zu kommen. Die Dame wunderte sich, was die Bettlerin wolle, dachte, sie habe vielleicht etwas verloren, und ging deßhalb zu derselben hin. Allein deren ganzes Anliegen bestand darin, daß sie die Hand ausstreckte mit der Bitte: „Date qualche cosa!"

8. Volksbelustigungen. Feuerwerk. Oratorium.

Von den öffentlichen Vergnügungen, die dem römischen Volke geboten wurden, machte Stolz meines Wissens zwei mit. Das erste war die Beleuchtung der Peterskirche und die sogen. Girandola (ein Feuerwerk). Abends beim ersten Ave-Maria-Läuten erstrahlte der alte ehrwürdige St.-Petersdom in glänzendem Lichtgewande. Unzählige Lampen waren in der Art angebracht, daß die Umrisse, Säulen, Statuen, Kuppel, Kreuz 2c. des kolossalen Gebäudes wie mit funkelnden Lichtschnüren eingefaßt erschienen, welche die ganze Zeichnung der Kirche in feurigen Linien hervortreten ließen. Es war ein wunderbar herrlicher Anblick. Mit dem ersten Schlag des zweiten Abendläutens (eine Stunde nach dem ersten — man betet dabei für die armen Seelen) gingen mit einem Male alle die Lichter in Flammen über, so daß die Peterskirche in ihren Umrissen wie von riesigen Flammenlinien gebildet erschien.

Die Girandola wurde auf dem Monte Pincio veranstaltet. Zuerst erdröhnten Schläge gleich Kanonenschüssen, Raketen und Schwärmer zeigten den Beginn des Feuerwerkes an. Dann erblickte man einen feuerspeienden Berg, der Flammenströme und Garben von Feuerkörpern auswarf, die gleich

feurigen Schlangen in der Luft zischend hin- und herfuhren. Leuchtkugeln in den prachtvollsten Farben, in wunderherrlichem Glanze glühend, zierten wie goldene, rothe zc. Sterne eine kurze Zeit den Nachthimmel, um dann mit einem leisen Geräusch zu zerplatzen und zu verschwinden. Manche lösten beim Zerplatzen sich in Dutzende einzelner farbiger Feuerkügelein auf. Sodann erblickte man die Façade einer Kirche, ähnlich der des Mailänder Domes, in grünem, die Fenster in rothem Licht, Alles bis in's Einzelnste prächtig ausgeführt und im brillantesten Lichte strahlend; das Kreuz auf der höchsten Spitze funkelte wie ein ungeheurer Edelstein. Hierauf sah man feurige Ströme, die einen Wasserfall darstellen sollten. Feuerräder wurden sichtbar mit verschiedenfarbigen Schweifen, die mit immer wachsender Schnelligkeit sich drehten. Die vorhin erwähnte Kirche erschien nun wieder, aber ganz in rother Gluth, der Zugang zu ihr war mit feurigen Cypressen bepflanzt. Nachdem dann noch einmal eine prächtige Raketengarbe aufgestiegen war, wurde zum Schluß die Piazza del Popolo bengalisch beleuchtet, wobei Feuerkörper gleich Drachen die Luft durchzischten, nach bestimmten Orten (z. B. dem Obelisk) sich bewegend und dort sich festsetzend bis sie zerplatzten oder erloschen. Stolz gefiel das Feuerwerk ungemein, und er sagte, er habe ein solches in London gesehen gelegentlich einer großen Festlichkeit, die zu Ehren der Königin veranstaltet wurde; allein das römische sei ohne Vergleich schöner, noch nie habe er ein prächtigeres gesehen.

Fast wäre übrigens die Festfreude recht unliebsam gestört worden. Während nämlich das Feuerwerk im besten Gang war, erscholl auf einmal ein Lärm, und man hörte den gellenden Ruf: „Fliehet, fliehet!“ Ein panischer Schrecken drohte sich der Zuschauer zu bemächtigen und hätte bei der ungeheuren Menschenmenge großes Unheil anrichten können [1].

---

[1] Schon früher hatte ich einem solchen Feuerwerke beigewohnt,

Da erhob die kolossale Figur des Msgr. Decurtins die mächtigen Fäuste und die gewaltige Stimme und rief, daß es weit über den Platz dröhnte: „Non c' è niente, state fermi!“ (es ist nichts, bleibet fest stehen!) und der Tumult legte sich alsbald. Ich hatte bei Beginn des Lärmens Stolz bei der Hand gefaßt, um ihn nöthigenfalls in der rechten Richtung fortziehen zu können — und empfand dabei, daß die Hand doch merklich zitterte.

Eine zweite Erholung, die dem römischen Volke geboten wurde, besuchte Stolz gleichfalls. Es wurde nämlich damals (mit Ausnahme der heißen Sommermonate) alle Sonn- und Feiertage Abends in dem Oratorium des hl. Philipp Neri eine musikalische Aufführung veranstaltet, um den Leuten ein unschädliches oder vielmehr nützliches Vergnügen zu bieten und sie von dem Besuche gefährlicher Locale oder Lustbarkeiten ferne zu halten. Wenn ich mich recht erinnere, wurde mit einem Gebete begonnen; dann folgte eine Reihe musikalischer Productionen (sowohl Gesang als Instrumentalmusik); dazwischen hinein ein kurzer religiöser Vortrag; und zum Schluß wurde gemeinsam eine Litanei gebetet. Stolz fand viel Vergnügen an diesen Productionen und besuchte sie gerne, wie er denn auch sonst für den hl. Philipp Neri eine besondere Verehrung und für sein Institut eine gewisse Vorliebe hatte.

9. Künstler und Kunstwerke.

Einige Worte muß ich doch noch beifügen über die Besuche, die Stolz den deutschen Künstlern und den Kunst-

---

wobei sich ein ähnlicher Lärm und der gleiche Ruf erhob. Ich war ganz verblüfft und floh dem Obelisk zu, trat dabei auf meinen langen Priestermantel und stürzte zu Boden. Zum Glück nahm der Strom der anderen Flüchtenden eine entgegengesetzte Richtung, sonst wäre ich zertreten worden. Wir konnten nicht erfahren, ob dieser Lärm von Revolutionären ausging, oder von Dieben, die in der Verwirrung ihr edles Handwerk ausüben wollten, oder ob er ein bloßes muthwilliges Bubenstück war.

werken Roms machte, und über die Urtheile, die er sich bildete, soweit dieselben mir bekannt wurden, resp. erinnerlich sind.

Ueber die Künstler im Allgemeinen schrieb Stolz: „Gestern sagte mir P. Bernhard“ (selbst ein Maler), „daß sich insbesondere die deutschen Künstler durch Frömmigkeit auszeichnen, so daß die Römer selbst sich daran erbauen . . . Die deutschen Künstler“ (aber nicht alle) „bilden hier gleichsam eine fromme Gesellschaft, die jeden Sonntag in die deutsche Predigt geht.“

Von den Künstlern besuchte Stolz besonders den berühmten Maler P. Cornelius und den Bildhauer Achtermann. Ob er auch bei Overbeck war, weiß ich nicht mehr — ich habe letzteren mehrmals besucht, aber so viel ich weiß nie in Begleitung von Stolz. An dem biedern und warm katholischen Cornelius fand Stolz großes Gefallen und unterhielt sich lange mit ihm, namentlich auch über die Conversionen unter den Protestanten und die diesen Bekehrungen entgegenstehenden Hindernisse. In seinem Tagebuch findet sich über Cornelius nur die Bemerkung: „Cornelius sagte mir, daß erst Berlin durch den Gegensatz ihn zum entschiedenen Katholiken gemacht habe. Es sei für ihn eine wohlthätig wirkende Feindin geworden, wie Juno dem Herkules.“

Bei Achtermann waren wir öfters und lange. Er war einer jener seltenen Künstler, bei denen der Glaube sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist und ihr ganzes Denken, Sinnen, Schaffen und Handeln beherrscht, in denen kein Künstlerhochmuth aufkommt, sondern die in ihrer zarten und tiefen Frömmigkeit die Kindesdemuth sich bewahrt haben, und die betend studiren und arbeiten. Darum webte und schwebte über und in seinen Werken ein überirdisches Element. Man fühlte den Geist heraus, der die Ideen zu diesen Werken concipirt und sie in Marmor verkörpert hatte. Mir war es wenigstens jedesmal, so oft ich sein Atelier besuchte, wie

wenn ich an einem heiligen Ort, in einer Kirche wäre: ich hätte niederknieen und beten mögen [1].

Achtermann erzählte uns in aller Einfalt seine Jugendgeschichte, wie er Bauernknecht war; wie er dazu kam, die künstlerische Laufbahn zu ergreifen; mit welcher Noth er lange zu kämpfen hatte; wie er von protestantischen Proselytenmachern zum Abfall vom Katholicismus versucht wurde rc. Da dieß gelegentlich des jüngst erfolgten Hinscheidens Achtermanns in den Zeitungen des Näheren geschildert wurde, übergehe ich es hier.

Als Stolz Achtermanns Atelier besuchte, war gerade sein größtes Werk, die Kreuzabnahme, die jetzt den Dom in Münster ziert, zur Besichtigung ausgestellt, ehe es an seinen Bestimmungsort versendet wurde. Die kolossale Gruppe ist aus einem einzigen Marmorblock gemeißelt. Achtermann erzählte uns dort, welche Mühen und Aengsten er schon durchmachen mußte, noch ehe er die Arbeit an dem Marmorblock beginnen konnte. Derselbe wog 1800 Centner, und kostete schon der Ankauf in Carrara, wenn ich mich recht erinnere, tausend Scudi (zwischen 4000 und 5000 Mark). Das Geld, sagte Achtermann, wäre verloren gewesen, wenn beim Behauen auch nur eine einzige schwarze Ader in dem blendend weißen Stein zu Tage getreten wäre — was man ja nicht zum Voraus wissen konnte. Zu Schiffe wurde der Koloß nach Rom gebracht. Als er aber dort ausgeladen wurde und vierzig

---

[1] Eines Tages hatten wir (mehrere Priester), zugleich mit einer durch Adel der Geburt und des Herzens gleich ausgezeichneten Dame Achtermanns Atelier besucht und später war dieser Künstler und seine Werke der Gegenstand unseres Gespräches. Da warf Einer von uns die Frage auf, ob Achtermann verheirathet sei. Die ebenerwähnte Dame verneinte es ganz bestimmt. Da man sie nun fragte, ob sie Achtermann kenne, und sie dieß verneinte, war natürlich die weitere Frage, woher sie wisse, daß Achtermann unverehelicht sei. Darauf entgegnete sie: „Solche gottinnige Werke schafft kein Verehelichter.“

Mann ihn an armsdicken Tauen in die Höhe wanden, da brachen plötzlich einige Stricke, und es war die größte Gefahr, daß der Block von der Höhe hinabstürzte, das Schiff zertrümmerte und sonstiges Unheil anrichtete. Achtermann wurde leichenblaß — der Befehlshaber des Schiffes aber rief mit mächtiger Stimme: „Seid ihr keine Christen?" — und fing an, die Lauretanische Litanei laut zu beten, in die Alle einstimmten. Da drehte sich der Block einer Mauerlücke zu und fand darin einen theilweisen Stützpunkt. Unterdessen wurden frische Taue angebracht, und die Ausladung gelang vollständig. Der Schiffsherr sagte dann zu Achtermann, er habe die Erfahrung gemacht, daß ihn die Mutter Gottes, wenn er sie in der Noth anrief, noch nie verlassen habe.

Damit waren aber die Molesten noch nicht zu Ende. Der Magistrat von Rom machte Schwierigkeiten, den Block durch die Straßen transportiren zu lassen, da derselbe das Pflaster erheblich schädigen könne, und es bedurfte, meine ich, eines höheren Befehls, um den Transport bewerkstelligen zu können. Endlich langte der Marmorblock vor Achtermanns Atelier an — konnte aber nicht hineingebracht werden wegen seiner riesigen Dimensionen. Es mußte eine Wand ausgebrochen werden, um ihn hineinzuschaffen.

Was die Gruppe angeht, die Achtermann aus diesem Blocke gestaltete, so machte sie auf Stolz einen sehr günstigen Eindruck und sprach er sich äußerst erfreut und erbaut darüber aus. In seinem Tagebuch findet sich aber nur folgende kurze Bemerkung: „Achtermanns Kreuzabnahme hat meine Erwartung übertroffen. Es ist ein auffallender Unterschied zwischen dem Gypsmodell und der Marmorausführung, wenn auch die Formen ganz gleich sind. Thorwaldsen pflegte zu sagen: in Thon komme das Bild zum Leben, in Gyps werde es todt — in Marmor steht es wieder zum Leben auf."

Ich hatte mir nach dem Besuche in Achtermanns Atelier

folgende Aufzeichnung gemacht: „Es ist ein tiefchristlicher und gemüthvoller Geist in Achtermanns Werken und die dogmatisch begründeten Ideen (z. B. der Gottheit Christi, der erhabenen Würde und unverletzten Jungfräulichkeit der Gottesmutter) sind ungemein schön und charakteristisch ausgeprägt. Bezeichnend war, was der Künstler zu uns sagte, als wir einen von ihm modellirten Christuskopf betrachteten: ‚Der taugt nichts; es ist ein schöner Menschenkopf — das ist wahr — aber das Göttliche fehlt.‘

„In der Kreuzabnahme ist der Moment aufgefaßt, wo Joseph von Arimathäa und Johannes den Leichnam Jesu vom Kreuz losgemacht und so weit herabgesenkt haben, daß ihn Maria erreichen kann, die dann das Haupt erfaßt und ihre Wange daran lehnt. Magdalena benützt diesen Augenblick, um das aus den Fußwunden des Erlösers sickernde Blut aufzutrocknen. Die Gestalt und namentlich der Gesichtsausdruck der einzelnen Personen ist durchgängig zart und edel aufgefaßt und dargestellt. Jesu Antlitz namentlich zeigt zwar noch den namenlosen Schmerz, der sein Herz durchwühlte, aber wie nachhallend; gleichsam wie wenn eine Glocke geläutet wurde und der Klang noch nachzittert, da sie schon verstummt ist, nur geistiger, feiner, zur Reminiscenz und zum Gedanken sich verlierend. Es thut Einem wohl, in dieses Antlitz zu schauen und zu denken: der Schmerz ist vorüber, der Dulder hat jetzt Ruhe — obgleich das Antlitz selbst, die Klage darin, ein objectiver Vorwurf ist und deßhalb Schmerz, Wehmuth, Reue wachruft.“

„Maria scheint in dem inneren Opferact aufgefaßt zu sein, wo sie die Leiden, die ihr Sohn ausgelitten, die in ihrem Herzen mitgewühlt und schmerzlich nachwühlen, dem Vater im Himmel aufopfert. Deßhalb schaut sie nicht in des Sohnes Antlitz. Ihr äußeres Auge ist geschlossen und innerlich sieht und leidet sie Alles nochmal in einem Moment, um es Gott aufzuopfern. Schmerz liegt in ihrem Antlitz;

aber er ist gleichsam überzogen mit dem Ausdruck eines hohen, unaussprechlich erhabenen Opfergeistes."

„Joseph von Arimathäa ist ernst und ruhig. Kein heftiger Affect spiegelt sich in seinen Mienen. Er blickt auf Jesus und scheint nachzudenken, wie wenn er den lebenden Lehrer, Propheten und Wunderthäter und den gestorbenen Missethäter in eine Person und Vorstellung zu vereinigen sich bemühte."

„Johannes' Antlitz zeigt liebentsprungene, tiefe Wehmuth. Er sieht den Meister an; er denkt der Worte des ewigen Lebens, die diesem Munde entströmten; denkt der liebenden Blicke, mit dem diese Augen ihn beglückt; denkt der seligen Stunde, wo er an dieser Brust geruht. Aber ach! der Mund ist bleich und geschlossen, das Auge gebrochen, die Brust kalt und von der Lanze durchbohrt. — Das weckt tiefe Wehmuth und nagenden Gram."

„Magdalena scheint fast zu ruhig und kalt, wenn man bedenkt, wie sie sonst gewöhnlich dargestellt wird. Allein vielleicht zeigt sich gerade darin ihr Temperament, das wohl etwas Sanguinisches haben, heftig und leicht erregbar und wechselnd in den Stimmungen sein mochte, richtig aufgefaßt. Sie hat sich im heftigsten Schmerz Jesu zu Füßen geworfen; sie sieht einige Blutstropfen den Wunden der Füße entquellen — und ihr Erstes ist nun, dieses theure, kostbare Blut aufzutrocknen. Damit ist sie so ganz beschäftigt, daß selbst ihr Schmerz in seinem Ausbruch momentan zurückgedrängt wird und nur gleichsam unbewußt und unwillkürlich fortglimmt und im Antlitz als der Abdruck der Grundstimmung hervortritt — wie ein Feuer, das für den Augenblick erloschen ist, so daß nur die Gluth noch da ist; man sieht gleichsam noch die Flamme, die bisher gelodert, und merkt: sie wird im nächsten Augenblick wieder aufblitzen."

„Was man vom künstlerischen Standpunkt aus über dieses Werk Achtermanns sagen wird, weiß ich nicht. Aber

das weiß ich, daß es mich sehr erbaut hat, und glaube, daß es mit Gottes Hilfe in tausend Herzen Andacht, Dank und Liebe zum Heiland wecken und dem Christenvolke höher stehen und weit mehr werth sein wird, als manche von gewisser Seite hochgepriesene Kunstwerke.“ [1]

Was die weiteren Kunstwerke in den Kirchen, dann in den päpstlichen und in den vielen Privatsammlungen betrifft, so finden sich über dieselben im Tagbuch von Stolz nur wenige Aufzeichnungen. Von der berühmten Statue des Heilandes in der Kirche S. Maria sopra Minerva (einem Werke Michel Angelo's) war er sehr wenig befriedigt und fand in ihr keineswegs die Idee des Gottmenschen oder des Erlösers christlich aufgefaßt und richtig dargestellt. „Der Heiland des Michel Angelo in der Dominikanerkirche hat den Ausdruck und die Haltung eines männlich schönen, kräftigen Offiziers, und an Moses in der Petrikettenkirche (von dem gleichen berühmten Künstler) reicht der Kraftausdruck an's Unmäßige; er gleicht eher einem alten Herkules, als dem Sanftmüthigsten der damaligen Menschen.“

„Die Engelsbrücke ist eine schöne, religiös-poetische Ausbildung. Auf der mehrbogigen Tiberbrücke stehen in dem lebhaften Berninischen Stil geformte Engel, wovon jeder eines der Leidenswerkzeuge des Herrn in der Hand trägt. Sie haben den Ausdruck, wie wenn sie sich stark bewegten und zugleich ein heftiger Wind ginge. Die ästhetischen Regeln sind übertreten; dafür gewinnt ihr Anblick aber etwas Aufregendes und Lebendiges.“

„In dem Kloster der Hieronymiten, St. Onofrio, lebte und

---

[1] Ich erfuhr später in der That, daß sich einzelne Künstler, die einer realistischen Richtung huldigten, absprechend äußerten und vom anatomischen Gesichtspunkt aus daran nörgelten. Ihre Stimmen verhallten aber wirkungslos — ja Manche vermutheten Neid dahinter über die Begeisterung, mit der Achtermanns Kunstwerk vom christlichen Publikum aufgenommen wurde.

starb der wahnsinnige Tasso. In seinem Detentionszimmer ist die braune Todtenmaske, welche man vom Leichnam in Wachs abgedrückt hat. Sie machte mir unmittelbar den Gedanken oder drückte ihn deutlich aus: Der Verstand ist von der Flamme des Genies erfaßt worden und daran verbrannt. Es ist das Naturleben der Genialität wie ein Naphthafeuer, das aus der Erde lodert, eine fremde Thätigkeit, welche nicht der Mensch selber ist. Der Mensch mag sich daran erwärmen und an ihrem Leuchten sich erfreuen, er mag sie auch schüren und dämmen; hingegen kann er sich auch selber aufgeben und, wie die Motte in's Licht, so sich in seine eigene Genieflamme hineinstürzen — und dann verbrennt der Verstand und der Mensch wird wahnsinnig."

„Wenn man die Bildreste betrachtet, wie sie noch an den Columbarien und Gruften der Römer zu sehen sind, so schaut Einen daraus der Seelenzustand dieser Heiden an. — Wie ein liederlicher junger Mensch aus vornehmem Stand zuweilen religiöse Anwandlungen und Unruhen hat, dann wieder groben Ausschweifungen sich hingibt, so zeigen jene Bilder bald religiöse Sorgen, bald unzüchtige Nacktheiten und Muthwillen."

„Ich mag nicht recht begreifen, wie die Maler, z. B. selbst Raffael, an den armseligen Mythologereien so großes Wohlgefallen finden konnten, um Gemälde davon auszuarbeiten, da sie doch selbst auch nicht einmal aus ferner Erinnerung eine Theilnahme des Herzens daran haben konnten."

„Ich überzeuge mich hier von Neuem, daß die Statuen der Alten zum größten Theil mittelmäßig sind und die besten keine Schönheit haben, welche das Gemüth anspricht."

„Es nimmt sich in den vielen Galerieen seltsam aus, ganz üppige Fleischbilder neben den Darstellungen von Heiligen und dem leidenden Christus zu sehen. Ist es Unschuld, die nichts Arges denkt, oder ist es fleischlicher Sinn, der sich durch das Heilige nicht gestört fühlt?"

„Gestern hörte ich von einem Geistlichen, daß allerdings die Nacktheiten der Gemälde und Statuen hier verunreinigend auf die Phantasie wirken."

10. Umgebung Roms.

Um endlich noch ein Wort über die Umgebung Roms beizufügen, so sahen wir dieselbe theils auf größeren Spaziergängen und kleineren Ausflügen, theils von besonders schönen Aussichtspunkten in und bei der Stadt, z. B. von der Kuppel des St.-Petersdomes, vom Monte Mario, von St. Onofrio ꝛc. Stolz hat darüber bemerkt: „Die Ausschau von einer Loggia des Vaticans in die Umgebung machte mir klar, wie in dieser Natur und ihrer menschlichen Einfassung eine edle Einfachheit liegt, wie wohl nirgends sonst. Allen sonstigen schönen Gegenden und künstlichen Anlagen, die ich sonst schon gesehen, geht dieser ruhige adelige Ernst ab, diese antike Einfalt, wie sie hier erscheint. Französische Eleganz ist neben dieser römischen Armuth selber arm. Schon am Sonntag fiel mir die poetische Melancholie auf, welche die öde Campagna und der graue Regenhimmel miteinander darstellten; es war wie ein langsamer, leiser, schwermüthiger Gesang . . . Die Umgebung von Rom, besonders wenn man allein geht, hat einen ganz zauberischen Reiz. Eine edle Poesie, Heidenthum, Christenthum, Natur und Himmel treten näher an das Herz, als anderswo. Ein häßlicher Umstand sind nur die unmäßig hohen Gartenmauern, welche sich auf beiden Seiten der Straßen hinziehen, so daß man theilweise gleichsam wie in dem langen Gang eines Gefängnisses spazieren geht."

11. Abreise. Rückblick.

Stolz blieb genau vier Wochen in Rom. Was er schon während seines Aufenthaltes angedeutet, wiederholte er beim Abschied und später brieflich: Die Reise nach Rom und besonders der Aufenthalt daselbst habe ihm nicht nur sehr ge-

fallen, sondern auch seiner Seele wohlgethan; er halte sie für eine der Reisen, die ihm am meisten Freude gemacht und Nutzen gebracht. Deßhalb schrieb er mir auch bald nach seiner Rückkehr von Freiburg aus, er wolle im folgenden Jahr (1858), in welchem ich nach Deutschland zurückkehren mußte, noch einmal nach Rom kommen; dann wollten wir zusammen nach Neapel gehen und von dort gemeinschaftlich die Rückreise nach Freiburg machen. Allein so lieb mir ein nochmaliges Zusammentreffen mit Stolz in Rom und die Rückreise in seiner Gesellschaft gewesen wäre, so konnte ich mich doch nicht entschließen, die Reise nach Neapel zu machen, sondern wollte auf dem kürzesten Wege zurückkehren, namentlich da ich die letzten Monate meines römischen Aufenthalts leidend und bei der Abreise noch nicht vollkommen hergestellt war. So führte denn auch Stolz seine Absicht nicht aus und hat Rom nie wieder gesehen.

Der Aufenthalt Stolz' in Rom und der vierwöchentliche tägliche Umgang mit ihm hatte mir nicht nur viele Freude bereitet, sondern auch manchfachen Nutzen gebracht. Der größte daraus für mich resultirende Vortheil war, daß ich dadurch in engere Verbindung mit dem herrlichen Mann kam und ihm bis zu seinem Tod verbunden blieb. Aber auch während des relativ kurzen Zusammenseins in Rom hatte ich von seinem Umgang manchen Genuß und Vortheil. Ich konnte ihn näher kennen lernen und erbaute mich an seiner tiefen und wahren Frömmigkeit. Ich beobachtete, wie er so ganz in der Religion, im Glauben lebte, wie dieser Glaube sein ganzes Denken, Fühlen, Handeln durchdrang, und den Maßstab bildete, nach dem er Alles beurtheilte, schätzte oder verwarf. Dabei faßte er manche Lehren unseres Glaubens, von denen gerade die Rede war, so geistreich und gemüthvoll auf, machte darüber so treffende Bemerkungen, daß sie mir oft von einer ganz neuen Seite erschienen. Auch gab er mir manche practische Winke über das priesterliche Leben, über Gebet, Betrachtung und Seel-

sorge, die mir recht gut kamen. Wenn ich ihn um Rath fragte, was hie und da geschah, so war ich erfreut und erbaut, zu sehen, wie ernst und gewissenhaft er die Sache nahm. Es handelte sich z. B. gerade dort für mich um die Frage, ob ich im Ganzen nur ein Jahr in Rom bleiben, oder ob ich meinen Aufenthalt und meine Studien auf anderthalb oder zwei Jahre ausdehnen sollte. Die Entscheidung war vom hochseligen Erzbischof Hermann zunächst mir anheimgegeben. Ich fragte nun Stolz um seine Meinung und legte ihm die Gründe für und wider vor. Er antwortete mir, die Sache müsse reiflich überlegt werden. Er wolle in dieser Meinung beten und weiter nachdenken, und mir dann von Freiburg aus seine Ansicht schreiben. Auch rieth er mir, eifrig in dieser Intention zu beten und eine heilige Messe am Grabe des hl. Philipp Neri zu lesen, um dessen Intercession anzurufen. Denn zu diesem Heiligen hatte er eine besondere Verehrung und Liebe und hielt seine Anrufung in ähnlichen Anliegen für besonders wirksam. Später schrieb er mir dann über die Sache in seiner kurzen und markigen Weise.

Es ist deßhalb begreiflich, daß mir der Abschied von Stolz leid that, und daß ich mich darnach sehnte und darauf freute, nach der Rückkehr in die Heimath ihn wieder zu sehen und hie und da nicht bloß in brieflichen, sondern auch in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, was mir denn auch durch Gottes Güte zu Theil wurde.

Dritter Abschnitt.

Weiterer Verkehr. Charakterbild.

1. Weiterer Verkehr.

Von Rom zurückgekehrt, erhielt ich meine erste Anstellung (Mai 1858) im Priesterseminar zu St. Peter, auf welchem

Posten ich bis heute verblieben bin. Da St. Peter circa vier Stunden von Freiburg entfernt ist und erst in neuester Zeit eine Fahrpostverbindung zwischen beiden Orten hergestellt wurde; da ferner während des jeweiligen Seminarcursus die Vorlesungen, Uebungen und sonstigen Arbeiten ununterbrochen fortlaufen, so kam ich mit Ausnahme der Vacanzzeit selten nach Freiburg. Wenn ich aber dahin kam und die Zeit und Geschäfte es erlaubten, so versäumte ich nicht, Stolz zu besuchen, und auch er kam einige Male nach St. Peter. Er nahm mich immer nicht nur sehr freundlich und herzlich auf, sondern machte mir, namentlich in den letzten Jahren, Vorwürfe, wenn ich einmal in Freiburg war, ohne ihn zu besuchen, oder nur kurze Zeit bei ihm verweilte — ganz im Gegensatz zu dem Renommé, in dem er früher stand, daß Besuche ihm lästig seien. Einmal sagte er mir, da ich kurz vor der Stunde, wo er seine Vorlesung zu halten hatte, zu ihm kam: „Sie richten es immer so ein, wenn Sie mich besuchen, daß Sie bald wieder fortkommen." Dabei konnte er aber doch, wenn ich zu einer Stunde kam, wo er gerade der ihm ad hoc beigegebenen barmherzigen Schwester dictirte, sagen: „Es freut mich, daß Sie kommen, ich habe mit Ihnen zu reden; aber kommen Sie in zwei Stunden wieder." Ich zeigte ihm nun, daß ich Letzteres nicht könne und Ersteres ganz unbegründet sei. Denn wenn ich mich im Ganzen etwa sechs Stunden in Freiburg aufhalte und während dieser Zeit eine Reihe von Geschäften und nothwendigen Besuchen abzumachen habe, so könne ich den weiten Weg zu seiner vor der Stadt gelegenen Wohnung (Mutterhaus der barmherzigen Schwestern) nicht zweimal machen und auch nicht stundenlang bei ihm bleiben. Außer diesen flüchtigen Besuchen mußte ich zwei Mal (in den Jahren 1868 und 1872) krankheitshalber je mehrere Monate in Freiburg mich aufhalten, und dort traf ich oft mit Stolz zusammen, namentlich im letztgenannten Jahr, wo ich gleichfalls wie Stolz im Mutterhause wohnte.

2. Charakterbild. Eigensinn. Dessen psychologische Erklärung. Grundzug des Stolz'schen Charakters.

Indem ich nun daran gehe, den Eindruck zu schildern, den der selige Stolz auf mich gemacht, ein Bild seines Charakters zu entwerfen, wie es in den langen Jahren, in denen ich mit ihm verkehrte, mir sich eingeprägt hat, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich mir keine leichte Aufgabe gestellt habe. Ich rechne auf die Nachsicht der Leser und kann nur versichern, daß ich den besten Willen habe, dieses Bild so naturgetreu und wahr als es nur möglich ist zu zeichnen. Auf Vollständigkeit kann diese Schilderung so wenig Anspruch machen, als die vorliegenden Blätter überhaupt, da ich nur mittheile, was ich selbst beobachtet, und, wenn etwas Anderes aufgenommen werden muß, dieß ausdrücklich bemerken werde.

Gerade die Schwierigkeit, die eine solche Charakterschilderung hat, bewegt mich, wie man zu sagen pflegt, den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. mit dem Schwierigsten zu beginnen: mit dem Eigensinn und der Wunderlichkeit, womit Stolz behaftet gewesen sein soll. Wenn man die Schilderung von Hägele liest (namentlich in der ersten Auflage), so könnte man, falls man Stolz nicht persönlich und genauer kannte, auf die Meinung kommen, Stolz habe eine derartige Portion ausgeprägten Eigensinnes und „borstiger Wunderlichkeit" besessen, daß dieß den förmlichen character distinguens (Unterscheidungsmerkmal) bildete — wobei dann nur räthselhaft bleibt, wie Stolz zugleich das „Muster von Demuth" sein konnte, als welches er bezeichnet wird. In der Lebensbeschreibung dagegen, welche von Steyl aus in der „Stadt Gottes" veröffentlicht wurde, ist von diesem Punkte gar keine Rede und wird Stolz fast wie ein halber Engel und completer Heiliger dargestellt. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen, und will ich nun versuchen, in Kürze darzustellen, wie ich Stolz in diesem Punkt kennen lernte und wie ich

glaube, daß seine bezügliche Charaktereigenthümlichkeit psycho-logisch erklärt werden kann und muß.

Es herrscht, glaube ich, bei Allen, die Stolz näher kannten, nur eine Stimme darüber, daß Geradheit, Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit ein Grundzug seines Charakters war. Ich kann mir ihn gar nicht vorstellen eine Lüge sagend. Jemand, der Stolz sehr genau kannte und lange Zeit tagtäglich mit ihm verkehrte, schrieb mir darüber: „In seinem Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn war er so gewissenhaft, daß es manchmal ganz peinlich war, ihm mit Genauigkeit Alles zu sagen oder begreiflich zu machen, wie es sich mit einer Sache verhalte. In diesem Punkt war er nicht leicht befriedigt." Er haßte und verachtete die Lüge, Verstellung, Heuchelei auf's Tiefste und sprach sich in seinen Schriften darüber mit einer fast zu großen und indiscreten Schärfe aus (nämlich so, daß weniger Unterrichtete auf die Meinung kommen konnten, jede Lüge sei eine schwere Sünde). Diese Geradheit und diesen Haß gegen alles unwahre Wesen dehnte er sogar auf die Höflichkeitsformen im Umgang und in Briefen aus. Ein drastisches Beispiel dafür habe ich bereits angeführt (S. 141). Was auch gewissenhafte Leute unbedenklich anwenden, davon wollte er nichts wissen, wenn er eine (objective) Unwahrheit darin fand oder vermuthete.

Ungehalten sprach er sich aus z. B. über die Unterschriften in Briefen: „Ihr Diener, Ihr gehorsamster, ergebenster" 2c. 2c. Er selbst schloß und unterzeichnete seine Briefe in der Regel bloß: „Gott behüte Sie. Stolz." Wenn er aber unterschrieb: „Ihr Freund Stolz" — so konnte man darauf zählen, als Freund von ihm betrachtet zu werden. Wenn er Jemand sagte: „Es freut mich, daß Sie mich besucht haben"; oder: „Es wird mich freuen, wenn Sie zu mir kommen", so konnte dieser sicher sein, daß Stolz diese Worte in vollster Wahrheit brauchte. So äußerte er sich auch mißbilligend über die Fabiola von Cardinal Wiseman und ähn-

liche Werke, weil sie nicht strenge historische Wahrheit enthalten, sondern diese mit Erdichtetem mischen.

Damit zusammen hing seine Charakterfestigkeit, sein strenges und unentwegtes Festhalten an dem, was er einmal als recht oder als seine Pflicht erkannt hatte, resp. erkannt zu haben glaubte. Von Menschenfurcht wußte er für seine Person nichts, und jene katzenbuckelnde Kriecherei, jene Accommodation an fremde Meinungen, um ja nicht anzustoßen, jenes „den Mantel nach dem Wind hängen", jenes unmännliche und feige Aufgeben der eigenen Ueberzeugung (wenn eine da war), jenes diplomatische Stillschweigen und Antworten in zweideutigen Ausdrücken, wie es leider so häufig, namentlich unter den sogen. gebildeten Ständen und auch bei der Männerwelt vorkommt, haßte und verachtete er aus tiefster Seele; und er hatte stets damit zu kämpfen, daß er den Widerwillen und die Verachtung, die dem niederträchtigen Fehler galt, nicht auch auf die fehlenden Personen übertrug. Gerade weil Menschenfurcht und charakterlose Nachgiebigkeit und Schwäche so weit verbreitet sind, deßwegen hatte Stolz eine Versuchung zur Menschenverachtung, und er mußte die Glaubensprincipien, das, was das Christenthum über die Würde und Bestimmung des Menschen lehrt, und mußte seine Demuth, wenn ich so sagen darf, zu Hilfe rufen, um jene Versuchung zu überwinden.

Da nun Stolz die charakterlose Nachgiebigkeit und Accommodation an fremde Meinungen so sehr perhorrescirte, so ist, namentlich wenn man seine anderen Geistes- und Charaktereigenthümlichkeiten in Betracht zieht und bedenkt, daß er ohne Frage in vielfacher Hinsicht ein Original war, leicht begreiflich, daß er nicht selten in das andere Extrem gerieth, d. h. dem Widerspruchsgeist zu viel Raum gab, zu sehr und zu schroff bei seiner Meinung beharrte, insbesondere wenn er Verdacht hatte, man wolle ihn dazu bringen, daß er im Hinblick auf menschliche Rücksichten seine Meinung aufgebe oder sein

Verfahren ändere. Was für Andere ein Grund war, ihre Anschauungs- oder Handlungsweise zu ändern, weil die gegentheilige eben Mode oder von der Mehrzahl adoptirt war — gerade das bestimmte Stolz, erst recht bei seiner Anschauung und seinem Verfahren zu beharren. Weil Andere ohne Besinnen mit dem Strom schwammen, gerade deßhalb war er immer geneigt, gegen den Strom zu schwimmen. So bin ich z. B. überzeugt, daß er seine Kleidung, wie er sie seit vielen Decennien getragen, seinen Rock, Cylinderhut und seine „Vatermörder“ (steife, stehende Hemdenkragen) beibehielt, obgleich fast alle Geistlichen indessen diese Tracht ablegten — damit er nicht einer „Mode“, und wenn es auch die kirchlich berechtigte war, nachgebe. Abgesehen von diesem Extrem aber konnte ich das specifische Merkmal des Eigensinns, nämlich das Verschließen gegenüber vernünftigen Gegengründen, das Beharren, bloß um der eigenen Ansicht die Oberhand zu verschaffen und den eigenen Willen durchzusetzen, bei Stolz nicht als Charaktereigenthümlichkeit finden, wenn es auch an einzelnen verwandten Zügen, von denen unten die Rede sein wird, durchaus nicht fehlte.

3. Illustrirende Beispiele nach einer Richtung.

Einige selbst erlebte Züge mögen das Gesagte illustriren und erhärten. Es wird noch davon die Rede sein, wie Stolz Andere, denen er Vertrauen schenkte, um ihre Meinung, resp. ihren Rath zu fragen pflegte. Hägele berichtet dieß auch und bemerkt: Stolz habe ihn in gewissen Punkten regelmäßig um seine Meinung gefragt und regelmäßig das Gegentheil von dem gethan, was er ihm gerathen. Ich kann versichern, daß Stolz mich sehr oft um meine Meinung befragt, namentlich auch viele seiner Schriften mir vor der Drucklegung zur Begutachtung vorgelegt und in den meisten Fällen meinen Rath befolgt hat. Nur wenn ich (da ich oft meine Gutachten schriftlich abgeben mußte) meine Ansicht nicht be-

gründete, oder wenn ich ihn von der Stichhaltigkeit meiner Gründe nicht zu überzeugen vermochte, blieb er bei seiner Meinung — ebenso in gewissen Punkten, in die er einmal verrannt war, z. B. in seinem Widerwillen gegen den Deharbeschen Katechismus.

Als Stolz das Gebetbuch „Der Mensch und sein Engel" drucken ließ, befand ich mich gerade in Freiburg. Er kam nun zu mir und brachte das Manuscript des im genannten Buch enthaltenen Beichtspiegels. Ich tadelte ihm Manches, namentlich erinnere ich mich eines Punktes. Stolz hatte geschrieben: „Was du durch Arbeit am Sonntag erworben hast, ist ungerechtes Gut, und du mußt es zurückgeben, sonst erhältst du keine Verzeihung." Ich machte ihm nun bemerklich, daß er kein Recht habe, eine solche Forderung zu stellen (höchstens könne der Beichtvater etwas Derartiges als Buße aufgeben); und um ihm die Unrichtigkeit deutlich zu machen, sagte ich ihm: „Wem muß denn der Sonntagsschänder das Erarbeitete zurückgeben? Wer hätte ein Recht darauf? Er hat ja Niemandem etwas geraubt oder einen Schaden zugefügt." — „Ei was," war die Antwort, „Sie kommen mir da wieder mit Ihren scholastischen Distinctionen, auf die geb' ich nichts." — Andern Tags kam er wieder und sagte: „Sie!" (das war oft seine Anrede) „ich habe den Satz geändert, über den wir gestern uneins waren; ich habe gefunden, daß Sie doch Recht haben."

Gegen die Scholastik hatte er von Anfang gleich dem seligen Hirscher einen gewaltigen Widerwillen, ohne sie zu kennen. Nach und nach kam er, wenn ihm auch die Form antipathisch blieb, davon zurück, da ihm Belehrungen und Erfahrungen mehrfacher Art darüber zu Theil wurden. Er sagte mir deßhalb schon in Rom: „Ich habe gefunden, daß die Scholastik und die scholastische Methode doch auch ihre Berechtigung hat." Als er darüber immer klarer geworden war, nahm er auch keinen Anstand, dieß Hirscher offen zu sagen, obgleich er

wissen mußte, daß er damit nicht gut ankam. Er erzählte mir selbst: „Kürzlich hab' ich Hirscher offen gesagt: Herr Geheimrath! Ich überzeuge mich immer mehr, daß diejenigen, welche ihre Theologie nach scholastischer Methode studirt haben, viel gründlicher unterrichtet sind; und die nach der neuen speculativen Methode gebildet wurden, wissen nichts.“ Ich fragte nun, was Hirscher darüber gesagt habe. — Nichts, aber sein Gesicht sei bedeutend länger geworden. Später sprach mir Stolz sogar den Vorsatz aus, er wolle die Summa des hl. Thomas von Aquin studiren. Ich bestärkte ihn darin, denn ich fand in diesem Gedanken einen ganz richtigen, ich möchte sagen, instinctiven Zug. Es fehlte Stolz in der letzten Periode seines Lebens an neuen Ideen und tiefen Gedanken. Diese hätte er gerade beim hl. Thomas gefunden; und wenn er sie dann in seiner prächtigen, poetischen, anschaulichen und packenden Weise verarbeitet und dargestellt hätte, so wäre gewiß manches Herrliche zu Tage gefördert worden. Dabei hatte ich aber gleich die Befürchtung, dieser Vorsatz werde nicht realisirt werden. Denn ich dachte mir, wenn Stolz die Summa in die Hand nähme und nur einmal die äußere Form, die trockene, schematische Anordnungsweise, das „Ad primum sic proceditur ... Sed contra est, quod ait Philosophus in 1 Metaphysicorum etc.“ verkostete, würde er schon genug haben — die harte und für ihn ungenießbare Schale würde ihn abhalten, zum Kern vorzudringen. In der That ist aus diesem beabsichtigten Studium nichts geworden.

Andere Beispiele, wie Stolz seine Meinung aufgab, wenn man ihm Gegengründe brachte, wurden schon gelegentlich der römischen Reise angeführt. Hie und da ließ er sich auch überzeugen und änderte seine Meinung — vergaß aber später darauf und ließ Alles beim Alten. So hatte ich ihn einst aufmerksam gemacht, daß in einem seiner Kalender ein wirklich starker Irrthum vorkomme. Im ersten Kalender für Zeit und Ewigkeit („Mixtur gegen Todesangst“ — Monat

Juni S. 64 nach dem Abdruck von 1861) steht nämlich Folgendes: „Ja selbst die Kraft des Sacraments geht an dir verloren, solang du in Feindschaft bist. Beichte noch so zährenflüssig, laß dir die Lossprechung geben, bessere dein Leben, gewinn noch dazu einen vollkommenen Ablaß, du lässest aber ein Tröpflein Feindschaft und Haß in einem Winkel deines Herzens sitzen, oder du hättest auch dieses Tröpflein hinausgefegt und dem Feind aufrichtig die Hand und freundliche Rede gegeben, aber bekämest hintennach wieder Verdruß und ließest den Haß in dir glühen und in hellen Flammen auflodern: so ist die Beicht und Buß ungiltig und die ganze Last deiner Sünden bleibt auf deiner von Haß angefressenen Seele liegen. Und nicht nur geht das Sacrament an dir verloren, es kehrt seine Kraft gegen dich; du issest dir im heiligen Abendmahl, wie Judas Ischkarioth, das Gericht hinein." Ich machte ihm nun bemerklich, daß hierin ein mehrfacher Irrthum liege. Einmal, daß ein Tröpfchen, also ein klein wenig Feindschaft (Widerwillen, Verdrießlichkeit, Unfreundlichkeit im Verkehr) als Todsünde behandelt und von ihm gesagt werde, es mache Beicht und Buße ungiltig — davon gar nicht zu reden, daß es eine Unmöglichkeit ist, einen vollkommenen Ablaß zu gewinnen bei ungiltiger Beicht. Noch ärger sei der Irrthum, daß eine Beicht und Communion, wenn ich so sagen darf, nachträglich ungiltig werde, wenn der sündige Wille ganz beseitigt, also der Pönitent disponirt war, aber später in die Sünde zurückfällt. Stolz wollte nun nicht glauben, daß er so geschrieben habe. Ich bat ihn, den betr. Kalender zu holen, und zeigte ihm die Stelle. Darauf antwortete er: „Ich bin froh, daß Sie mich aufmerksam machten, denn es soll gerade jetzt eine neue Auflage dieses Kalenders gedruckt werden, und da kann und will ich es verbessern." — Die neue Auflage erschien — aber verbessert war nichts. Stolz hatte es einfach vergessen. (Nach Jahren wurde die Stelle dann doch geändert.)

So hatten wir einst eine Controverse wegen einer Einrichtung im Seminar, die Stolz tadelte. Ich überzeugte ihn, daß er die Sache nicht vom rechten Gesichtspunkt und darum unrichtig auffasse. Nach einigen Jahren brachte er seine früheren Einwendungen und seinen Tadel wieder vor — die Widerlegung hatte er vollständig vergessen.

Ein andermal machte ich ihn aufmerksam, daß er eine sehr bedenkliche Praxis in seinen Pastoralvorlesungen befolge, indem er den jungen Leuten damals sagte, es sei besser, wenn der Religionslehrer den Kindern der obersten Klasse die nöthigsten Aufschlüsse über geschlechtliche Verhältnisse und über die Versündigungen, die sie zu begehen in Gefahr stehen oder kommen, mit allem Ernst und mit den nöthigen Warnungen gebe, als wenn sie solche Aufschlüsse von anderen Kindern oder boshaften Erwachsenen in roher und verderblicher Weise erhalten. Ich zeigte ihm, wie das (um von Anderem zu schweigen) dem Geist der Kirche, der Praxis aller tüchtigen Katecheten widerstrebe; wie dabei Scandale fast unvermeidlich seien, namentlich wenn ein junger und dabei vielleicht etwas taktloser Priester diesen Rath befolge 2c. Es gelang mir nur theilweise, ihn zu überzeugen. Von anderer Seite her wurde ich nun veranlaßt, gerade diese Frage vom seelsorgerlichen und insbesondere vom katechetisch-pädagogischen Standpunkt aus genauer zu behandeln, und ich veröffentlichte darüber einen Aufsatz, dessen zweiter Theil ausdrücklich und ausschließlich der Bekämpfung der Stolz'schen Ansicht gewidmet war. Vor und bei Abfassung dieser Arbeit konnte ich Stolz nicht sprechen, da er verreist war. Nachher sagte ich ihm, daß ich ihn ex professo bekämpft habe. Er antwortete: „Das ist mir schon recht — schicken Sie mir den Aufsatz.“ Es geschah — und Stolz sandte mir ihn, nachdem er ihn gelesen, zurück mit dem Beifügen: „Ich sehe daraus, daß wir im Wesentlichen ganz übereinstimmen.“ Möglich, daß er dort seine Ansicht und Praxis schon geändert hatte (später wenig-

stens war er davon abgekommen); möglich aber auch, daß er selbst nicht mehr genau wußte, wie weit er gegangen war, und, durch die Gründe überzeugt, dachte, anders habe er's im Wesentlichen auch nicht gemeint.

4. Exempel anderer Sorte.

Immerhin gab es auch manche Vorkommnisse, bei denen eine Art Eigensinn mehr oder minder hereinspielte oder die ein extremes Festhalten bei der einmal angenommenen Meinung und Praxis bekundeten.

Bekannt ist, daß Stolz lange Jahre keine Suppe aß. Unberufenen Fragern antwortete er auf die Erkundigung nach dem Grund: „Ich will nicht." Sonst gab er auch als Grund an, es sei nur ein hergebrachtes Vorurtheil, daß man Suppe esse; dieselbe sei vom diätetisch-medicinischen Standpunkt ohne Werth; und der Widerwillen, den die meisten Kinder gegen das Suppenessen bezeugen, sei ein Argument, das gewissermaßen die Unnatürlichkeit dieser Gewohnheit beweise. Später, als Stolz in's Mutterhaus zog, gelang es den dortigen Schwestern, ihn zu überzeugen, daß ein großer Theil des Nährgehalts, den das Fleisch besitze, in die Suppe komme, indem sie gewisser Umstände halber genöthigt seien, die Suppen sehr kräftig und condensirt zu bereiten. Wenn er also Fleisch wolle, d. h. die volle Fleischnahrung, so müsse er Suppe essen. So ließ er sich denn bewegen, seine bisherige Praxis aufzugeben; und als er mich bald darauf sah, verkündete er mit kindlicher Naivetät mir, wie eine große Neuigkeit: „Sie! ich esse jetzt Suppe."

Während der Periode der Suppenfeindschaft nun machte Stolz mit einem befreundeten Geistlichen, der es mir dann erzählte, eine Reise; und als sie spät Abends in's Quartier kamen, gab es von warmen Speisen gar nichts mehr als Nudelsuppe. Stolz sah zu, wie sein Gefährte derselben mit großem Appetit zusprach, war aber nicht zum Mitessen zu

bewegen, sondern machte ein Gesicht nach dem bekannten Ausdruck ungefähr wie sieben Tage Regenwetter. Da fiel es Jenem ein, zu sagen: „Herr Professor! Sie können die Nudelsuppe ja auch mit der Gabel essen, dann essen Sie eigentlich keine Suppe.“ „Das ist erst noch wahr,“ antwortete Stolz, und machte sich nun höchst befriedigt und munter an die Arbeit.

Drängen durfte man ihn nicht, sondern mußte ihm Gründe bringen und dann Zeit lassen. Die verstorbene ehrwürdige Frau Mutter, Schwester Gebharda, im Mutterhaus zu Freiburg hatte Stolz zugeredet, er möge doch täglich ein Glas Rothwein genießen, da dieß bei seinem Alter und seinen geistigen Anstrengungen höchst nützlich, ja fast nothwendig sei. Sie erreichte zuerst nichts. Allein in ganz richtiger Beurtheilung der Sachlage und des guten Professors wies sie die Stolz bedienende Schwester an, nicht mehr in ihn zu dringen. Dagegen ordnete sie an, daß für Stolz unvermerkt und ohne ihn zu fragen, eine Flasche Rothwein ins Nebenzimmer gestellt und, wenn sie geleert wäre, durch eine neue ersetzt werde — und so erreichte sie ihre Absicht.

Einst waren Stolz und ich und noch mehrere Priester in einem geistlichen Hause zu Tisch. Nach beendeter Mahlzeit beim Verlassen des Speisezimmers wollte der Hausherr Stolz den Vortritt lassen. Derartige Höflichkeiten konnte er aber gar nicht ausstehen und weigerte sich entschieden, voranzugehen. Ich bedeutete dem Hausherrn und den andern Anwesenden, wir wollten Stolz den Willen thun und vorangehen — was auch Alle thaten. Nur ein Geistlicher, der an Eigensinn von Stolz sich nicht wollte übertreffen lassen, weigerte sich, vor ihm das Zimmer zu verlassen. Da setzte sich Stolz auf einen Stuhl und erklärte, er bleibe sitzen, bis Alle das Zimmer verlassen hätten, worauf der andere Priester es ebenso machte. Wir Andern gingen fort — und wer von den beiden nachgegeben, weiß ich bis heute nicht. Aber nachgegeben hat doch

einer von beiden, sonst würden, wie's im Kindermärchen heißt, beide heute noch dort sitzen.

Einmal hatte ich mit Stolz eine Zusammenkunft verabredet an einem Sonntag Nachmittag in einem Pfarrhaus. Da der Pfarrer nach der Vesper sich lange nicht zeigen wollte, forschte ich nach der Ursache und erfuhr, daß derselbe noch einen Unterricht für die Tertiarier seiner Pfarrei hielt, und zwar, nachdem er Vormittags beim Hauptgottesdienst bereits, wie üblich, gepredigt und vor der Vesper (es war Monatssonntag) eine Bruderschaftspredigt abgehalten hatte. Ich erzählte dieß Stolz und fügte mißbilligend bei, es sei doch zu viel, drei Predigten an Einem Tag. Als nun der Pfarrer aus der Kirche kam, machte Stolz ihm Vorwürfe darüber. Da entgegnete dieser kurz: „Herr Professor! Sie essen keine Suppe — und ich predige dreimal" (mit andern Worten: Sie sind eigensinnig in jenem, ich in diesem Punkt). Darauf antwortete Stolz: „Abgesehen von Anderem, ist darin doch ein großer Unterschied: wenn ich keine Suppe esse, so schadet dieß Niemanden; wenn Sie aber dreimal an einem Tag predigen, so schadet dieß nicht nur Ihrer Gesundheit, sondern auch Ihren Pfarrkindern, die auf diese Art mit Predigten förmlich überschwemmt werden, so daß eine Predigt die Wirksamkeit der andern hindert."

Als Eigensinn wurde es Stolz auch angerechnet, daß er in den letzten Jahren so lange Zeit zur Darbringung des heiligen Meßopfers verwandte, meistens ca. drei Viertelstunden, manchmal noch etwas länger; und daß er von der Stunde, wo er die heilige Messe zu lesen gewohnt und die sehr früh angesetzt war, nicht abging, resp. mit keinem der anderen Priester wechseln wollte, wenn einmal einer früher zu lesen wünschte. (Man beachte dabei, daß vor Erbauung der prächtigen St.-Josephs-Kapelle oder -Kirche im Mutterhaus nur ein Oratorium war mit einem einzigen Altar, so daß die drei oder vier Priester, die ständig im Mutterhaus

wohnten, und die anderen, als Kranke, Reconvalescenten und Gäste gerade im Hause sich aufhaltenden Geistlichen nur nacheinander celebriren konnten und der letzte oft ziemlich spät an den Altar kam.) Ueber Beides erlaubte ich mir, dem sel. Stolz Vorstellungen zu machen. Ich wies darauf hin, daß die Schwestern, die seiner heiligen Messe beiwohnten, viele Arbeit haben und deßhalb wünschen müßten, nicht zu lange aufgehalten zu werden; er möge also aus Nächstenliebe auf die größere Andacht und geistige Freude, die ihm eine langsamere Celebration bringe, verzichten; und ebenso, wenn einmal ein anderer Priester früher zu celebriren wünsche, mit ihm die Celebrationsstunde wechseln. Allein Stolz ging nicht darauf ein, sondern entgegnete bezüglich des ersten Punktes: „Ich habe in meiner Pastoral meinen Zuhörern alljährlich selbst gesagt, ein Pfarrer (resp. Pfarrverweser oder Vicar) dürfe nicht länger als etwa eine halbe Stunde zur heiligen Messe brauchen, und es sei unrecht von ihm, wenn er, um seiner Privatandacht zu pflegen, die Gemeinde warten lasse und vielleicht Anlaß zu Unwillen oder dazu gebe, daß die heilige Messe weniger besucht werde. Ich bin aber kein Pfarrer und habe also keine solche Verpflichtung. Und wenn den Schwestern, die meine heilige Messe besuchen, dieselbe zu lange dauert, so können sie in eine andere gehen." Bezüglich des zweiten Anliegens lautete seine Antwort: „Meine Zeit ist genau eingetheilt und ich mag mich nicht aus der Ordnung bringen lassen. Auch kann ich vor der heiligen Messe nicht arbeiten. Darum verliere ich Arbeitszeit, wenn ich später celebrire." Weiter in ihn bringen mochte ich nicht (obgleich ich ihm auf seine Antwort Gegengründe hätte bringen können), und so blieb es bei seiner Praxis.

5. Irrige und schiefe Ansichten. Durchringen zum correcten kirchlichen Standpunkt.

Ich habe oben Stolzens Geradheit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit als einen Grundzug seines Charakters bezeichnet und zugleich als den Grund, aus dem sich mittelbar sein sogenannter oder wirklicher (der Leser mag selbst urtheilen) Eigensinn erklären läßt. Wir müssen diese Geradheit noch weiter im Auge behalten, wie sie sowohl in Rücksicht auf Gott und auf Stolz selbst, als auch den Menschen gegenüber sich geäußert hat, da hieraus manche Erscheinungen in Stolzens Charakter und Leben sich erklären lassen.

In dieser Geradheit und Ehrlichkeit, womit er nur die Wahrheit suchte und alle krummen Wege, Winkelzüge und selbstischen Absichten verabscheute, finde ich (nebst dem, daß Stolz immer betete) den Grund, warum er die Gnade erhielt und mit ihr wirkend das Resultat erzielte, im Glauben so fest, in der kirchlichen Gesinnung so entschieden, im religiösen und inneren Leben so tief begründet, warm und eifrig zu werden und sich von so manchen Incorrectheiten, verkehrten Meinungen und (materiell) unkirchlichen Anschauungen loszumachen.

Daß Stolz früher im Glauben heftige Anfechtungen gehabt, ja (nach seiner Meinung wenigstens) den Glauben zeitweilig verloren, dann aber durch die Gnade Gottes, die ihn zu einem entschiedenen und muthigen Akt der Hingabe an die göttliche Autorität, der Unterwerfung unter die Lehre der Kirche getrieben hatte, Ruhe bekommen, und von da an bezüglich des Glaubens keine weiteren Versuchungen mehr erfahren hat, erhellt aus seiner Selbstbiographie und seinen Tagebüchern. Doch gehe ich darauf nicht ein, weil ich Stolz nur schildere, wie ich ihn kennen lernte. Als Letzteres eintrat, war Stolz bezüglich des Glaubens und der Unterwerfung unter die kirchliche Autorität bereits vollkommen fest, und seine

Glaubenswilligkeit, seine katholische Gesinnung unterlag keinem Zweifel. Allein er hatte noch manche Ansichten, die, ohne daß er es wußte, von der Lehre und Uebung der Kirche mehr oder minder abwichen.

Wie sehr er den seligen Hirscher verehrte und von ihm und seinen Schriften beeinflußt wurde, ist bekannt und deßhalb von vornherein gleichsam selbstverständlich, daß er auch von dessen irrigen Anschauungen (die P. Kleutgen in seiner „Theologie der Vorzeit" des Näheren beleuchtet hat) sich nicht frei erhielt. Dann war er auch der Ansicht, die Heranbildung und Erziehung der künftigen Theologen in Knabenseminarien sei ungeeignet (was er später ausdrücklich widerrief). Auch neigte er hie und da zu einer an die Jansenisten erinnernden Strenge in den Forderungen, die er stellen zu müssen glaubte. Barocke Ansichten lagen ihm ohnehin nahe bei seiner Originalität und zum Extrem neigenden Subjectivität und Selbständigkeit. Man solle, sagte er z. B. öfter, für Theilnahme an Bruderschaften u. dgl. keine Ablässe verleihen oder gewinnen wollen, das heiße nur die religiöse Selbstsucht befördern. So meinte er auch, in jeder Kirche solle nur ein einziger Altar sein; nie sollen zwei heilige Messen zu gleicher Zeit in derselben Kirche gelesen werden; ein Priester, der nicht Seelsorge übe, solle nicht täglich celebriren, sondern bloß an Sonn- und Feiertagen 2c. 2c. In Letzterem, verbunden mit seiner großen Gewissenhaftigkeit und dem bis zur übertriebenen Aengstlichkeit gesteigerten Gefühl seiner Unwürdigkeit, lag auch der Grund, warum er jahrelang an Werktagen nicht celebrirte. Es war durchaus nicht Gleichgiltigkeit oder Geringschätzung des heiligen Meßopfers (von dem er übrigens früher schwerlich den correcten und klaren Begriff hatte — vgl. Hirscher) oder die keineswegs aus übergroßer Demuth stammende Meinung, es könne der Welt ein erheblicher Schaden erwachsen, wenn er Morgens eine Stunde zum Dienst Gottes opfere und dieselbe dem Studium ent-

ziehe. Das Brevier betete er früher nicht, weil er nie die Verpflichtung der Weltgeistlichen dazu erkannt hatte zc.

Der Grund von diesen und ähnlichen Irrthümern lag einmal darin, daß Stolz keine gründliche, vielmehr eine in mancher Beziehung verkehrte theologische Bildung genossen hatte. Welche Professoren der Theologie zu seiner Studienzeit in Freiburg lehrten, deutet er selbst an in seinem „Nachtgebet“. Es genügt, zu sagen, daß zwei derselben später vom Glauben auch äußerlich abgefallen sind (innerlich waren sie es schon längst); daß einer die Lehre von der Erbsünde leugnete und den Cölibat als schriftwidrig, vernunftwidrig und rechtswidrig hinstellte. Im Seminar war es zwar besser, allein von einer gründlichen theologischen Bildung war auch dort keine Rede. Ich will nur zwei Punkte hervorheben. Einmal, daß den Seminaristen hauptsächlich protestantische Predigten als Muster zum Studium und zur Benützung empfohlen wurden, namentlich Schleiermacher — so daß man jetzt noch, wenn man die Bibliotheken mancher Geistlichen aus jener Periode mustert, solche reichlich vertreten findet, aber manchmal vergeblich nach einem gediegenen katholischen Werke sucht. Sodann sei auch bemerkt, daß noch einige Jahre nach der Ordination von Stolz bei einem Examen der Seminaristen die Frage gestellt wurde, ob die Weltpriester zum Beten des Breviers verpflichtet seien; und als der Gefragte (jedenfalls nicht aus Ueberzeugung, sondern weil er meinte, dem Examinator zu Gefallen so antworten zu müssen) bejahte, darauf von autoritativer Seite die Bemerkung gemacht wurde: „Nun, davon sind Sie dispensirt; lesen Sie dafür jeden Tag ein Kapitel aus der Nachfolge Christi.“

Als später Dieringer (damals Repetent im Seminar) das Brevier erklärte und mit einzelnen Alumnen einübte, kam vom Ministerium in Karlsruhe ein Erlaß, worin Beschwerde geführt und Abhilfe verlangt wurde, weil im Se-

minar „mönchische Gebetsweisen" eingeführt und geübt würden. Sapienti sat.

Aber konnte denn Stolz nicht durch Privatstudien dem eben berührten Mangel abhelfen? Einmal war Stolz, wie er selbst manchmal hervorhob, kein „Büchermensch"; zu einem Gelehrten im strengen Sinn des Wortes war er nicht organisirt. Daß er ferner an den theologischen Lehrbüchern, wie sie damals üblich waren, kein Gefallen finden konnte, wird Jedem von selbst einleuchten, der nur ein wenig diese Bücher und Stolz kennt. Er studirte deßhalb wohl verhältnißmäßig viel, aber, anfangs wenigstens, wenig Theologisches, sondern Schriften, die seiner Geistes- und Gemüthsrichtung mehr zusagten. Als er dann Repetent, Director und Professor wurde, mußte er allerdings größere Studien machen. Allein er schlug meiner Ansicht nach nicht den gehörigen Weg ein, kannte ihn auch kaum. Er studirte außer den Schriften, die er direct für sein Lehrfach kennen mußte, wohl die heilige Schrift, aber ohne einen tüchtigen, nicht bloß linguistisch, sondern auch theologisch geschulten Exegeten zu Hilfe zu nehmen; er studirte Kirchenväter — aber er konnte aus diesem Studium den vollen Nutzen nicht ziehen, da zu demselben eben auch eine tüchtige theologische Vorbildung schon gehört, um auf die Wichtigkeit und den Gehalt ihrer Doctrinen recht aufmerksam zu werden und dieselben gründlich zu verstehen. Unsere großen Theologen zu studiren, brachte Stolz schon deßwegen nicht über sich, weil er, wie schon erwähnt, gegen die Scholastik (und darunter verstand er nicht bloß die Theologie des Mittelalters) lange eine tiefe Abneigung trug — freilich ohne sie zu kennen.

Stolz holte wohl Manches nach; aber der Mangel einer gründlichen, positiven theologischen Erudition machte sich besonders in früheren Jahren oft recht fühlbar. So docirte er früher, um nur Eines hervorzuheben: wer die kirchlich vorgeschriebene Nüchternheit vor dem Empfang der heiligen Communion aus Gesundheits- oder Andachtsrücksichten nicht gut

beobachten könne, dem möge sein Seelsorger die Erlaubniß geben, vorher etwas zu genießen. (Vgl. seine Katechismuserklärung Bd. 2, S. 332.) Da er nun später die Falschheit dieses Satzes einsah, nahm er keinen Anstand (und das charakterisirt seine Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit), nicht nur dieß ausdrücklich zu erklären, sondern, um diesem Widerruf die möglichste Verbreitung zu geben, veröffentlichte er ihn im Anschluß an einen seiner so viel gelesenen und so weit verbreiteten Kalender.

Aehnlich zeigte sich Stolz nicht gut bewandert, ich will nicht sagen in der kirchlichen Lehre, aber in der kirchlichen Terminologie bezüglich des Ablasses. Er hatte Tobler den Vorwurf gemacht, dieser bezeichne den Ablaß als Nachlaß der Sünden, während doch nach der Kirchenlehre der Ablaß nur Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen sei. Darauf antwortete Tobler, indem er nachwies, daß bei älteren Schriftstellern nicht nur der Ausdruck indulgentia (Ablaß), sondern auch remissio peccatorum (Nachlaß der Sünden) gebraucht werde, wenn von den geistigen Vortheilen die Rede sei, die beim Besuch der heiligen Stätten in Jerusalem gewonnen werden können. Stolz meinte nun, das sei „ein ungeschickter Ausdruck irgend eines obscuren katholischen Schriftstellers". In der That aber findet sich dieser Ausdruck in den kirchlichen Documenten; ja, er wird bis heute in den päpstlichen Bullen gebraucht, durch welche ein Jubiläum ausgeschrieben wird. Man sieht also, daß Stolz nicht au fait und seine Antwort ganz ungenügend war[1].

---

[1] Der Grund, warum der Ablaß als remissio peccatorum (Nachlaß der Sünden) bezeichnet werden kann, obgleich durch ihn keine Sünden im eigentlichen Sinne, sondern nur zeitliche Sündenstrafen erlassen werden, ist folgender: Wenn Jemand eine Sünde, nehmen wir an, eine Todsünde begeht, so wird durch diese Sündenthat (actus peccati) ein sündiger Zustand (habitus peccati) in seiner Seele herbeigeführt. Er ist und bleibt Sünder, so lange dieser sündige Zustand fortdauert,

Gelegentlich einer Besprechung über die Leitung sogenannter frommer Seelen sprach sich einst Stolz mir gegenüber mißbilligend aus über die Praxis, früher schon giltig gebeichtete Sünden in die Beicht wieder einschließen und auf's Neue bereuen zu lassen und die Absolution zu ertheilen (sei es, daß ein solches Beichtkind seit der letzten Beicht keine materia sufficiens bringt, keine gewisse Sünde begangen hat; sei es, um sicherer eine wahre, bezw. eine größere Reue herbeizuführen und dadurch über die Giltigkeit der Absolution sicherer zu sein und den Empfang reicherer Gnaden durch das Bußsacrament zu ermöglichen). Stolz nannte diese Praxis einen Mißbrauch. Ich entgegnete ihm, das könne doch kein Mißbrauch sein,

---

mit anderen Worten, so lange nicht diese Sünde ihm nachgelassen wird. In dieser zuständlichen Sünde (wenn ich mich so ausdrücken darf) ist aber ein Zweifaches zu unterscheiden. Auf dem Sünder lastet eine Schuld Gott gegenüber, an seiner Seele haftet eine Makel (reatus culpae). Zugleich aber ist er dadurch strafwürdig, der göttlichen Strafgerechtigkeit verfallen, schuldig, die von Gott ihm bestimmte Strafe zu erleiden (reatus poenae). Wenn er nun durch würdigen Empfang des Bußsacramentes Nachlassung erhält, so wird ihm die Sündenschuld und die ewige Strafe erlassen — aber nicht immer die zeitliche Strafe. Es bleibt also das im Begriff der habitualen Sünde liegende Strafverhältniß (reatus poenae) noch theilweise zurück. Diese restirende zeitliche Strafe kann nun getilgt werden auf verschiedene Weise, unter Anderem auch durch Gewinnung eines Ablasses. Gewinnt nun ein Katholik einen Ablaß, so wird ihm die zeitliche Sündenstrafe, die er für die (bereits erlassene) Sünde noch auf sich, noch zu büßen hatte, erlassen. Da aber diese zeitliche Strafe (reatus poenae temporalis) gleichsam einen Theil des sündigen Zustandes bildet, so kann der Erlaß derselben als Nachlassung der Sünde bezeichnet werden, d. h. als Nachlaß dessen, was von der Sünde noch zurückgeblieben war, als remissio peccati quoad reatum poenae temporalis; und es muß also der Ausdruck remissio peccatorum, vom Ablaß gebraucht, übersetzt werden mit „Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen". (Daß das Wort peccatum, Sünde, auch im Sinne von Sündenstrafe gebraucht wird, ist nichts Ungewöhnliches, sondern findet sich schon in der heiligen Schrift. Vgl. 1 Mos. 43, 9; 3 Kön. 1, 21; 1 Petr. 2, 24.)

was fast alle großen Theologen, an der Spitze der hl. Thomas und Bonaventura, billigen, was die Kirche selbst empfiehlt (die freiwilligen Generalbeichten beruhen ja darauf), was allgemein von den gewissenhaftesten und unterrichtetsten Beichtvätern geübt wird. Stolz war ganz verblüfft hierüber und fragte, ob es wahr sei, daß schon der hl. Thomas und Bonaventura diese Praxis in Schutz nehmen, und wo sie dieß lehren. Da die Unterredung auf dem Zimmer von Stolz stattfand und er selbstverständlich kein Exemplar der Werke der genannten heiligen Lehrer in seiner Bibliothek besaß, so konnte ich ihm die bezüglichen Stellen nicht aufschlagen, erbot mich aber, sobald ich nach Hause zurückgekehrt sein werde, ihm die betreffenden Citate zu schicken, was er bereitwillig annahm, und was ich auch nach einigen Tagen ausführte. Stolz war damit zufrieden und mit der erwähnten Praxis einverstanden — ob er sie aber seinen Beichtkindern gegenüber adoptirte, habe ich nicht erfahren.

Ein andermal spielte ihm seine Abneigung gegen die Scholastik einen Streich, indem er („Besuch bei Sem, Cham und Japhet", dritte Aufl., S. 310) erzählt, wie er die Omarsmoschee in Jerusalem besuchte, was das religiöse Gefühl der Türken verletzte, und wie ihm dann Beunruhigung gekommen, ob das nicht sündhaft sei. Dabei gibt er der scholastischen Moral einen Seitenhieb, indem er beifügt: Freilich stehe von einer solchen Sünde in keinem scholastischen (er wollte wohl sagen casuistischen) Moralcompendium oder Katechismus etwas zu lesen. — Wohl, aber wenn ein scholastisch gebildeter Theologe von dieser Sache gehandelt hätte, dann hätte er sie jedenfalls nicht entschieden wie Stolz, der sein Gewissen unter Anderem damit beruhigte: es geschehe dadurch den Türken nur, was sie uns Christen gegenüber auch thun. Das heißt denn doch (obgleich Stolz es gewiß nicht so meinte, resp. in seiner Tragweite erkannte): Thust du mir Unrecht, so darf ich's dir auch thun; haust du meinen Juden, hau' ich deinen Juden — und: Wettmachen ist keine Sünde.

Als unmittelbar vor dem vaticanischen Concil und während desselben die Frage von der päpstlichen Lehrunfehlbarkeit die Geister bewegte, da war Stolz anfangs über die bezügliche theologische Doctrin und ihre bisherige Geltung in der Kirche wie in der theologischen Wissenschaft nicht recht im Klaren — aber darüber war er vollkommen klar, was dann zu gelten habe, wenn einmal das vaticanische Concil eine Entscheidung erlasse. Darum gab er, ehe diese Entscheidung gefällt wurde, auf die Frage, was er von der päpstlichen Unfehlbarkeit halte und ob sie definirt werden könnte und sollte — die Antwort: „Credo in Spiritum sanctum“, d. h. der heilige Geist, der die Kirche und das Concil leitet, wird schon die richtige und opportune Entscheidung herbeizuführen wissen. Mit welcher Entschiedenheit und Festigkeit er dann nach dem Erlaß des vaticanischen Decrets auftrat, ist bekannt und erhellt aus seinem Schriftchen: „Wohin sollen wir gehen?“

Aus dem bisher Gesagten mag der Leser entnehmen, daß Stolz in gar manchen Punkten erst zur correcten kirchlichen Anschauung sich durchzuringen hatte und daß ihm das gewiß nicht so leicht war (namentlich da er eine ganz subjectiv angelegte, mit einem starken Selbständigkeitstrieb begabte Natur war, der es schwer fiel, sich objectiven Normen zu unterwerfen); mag aber auch entnehmen, was ihm zum Siege verhalf. Es war einmal, wie bereits bemerkt wurde, seine Geradheit und Ehrlichkeit. Er suchte nur die Wahrheit; und wenn er diese erkannte, dann acceptirte er sie auch ohne alle menschlichen Rücksichten. Offen gestand er dann ein, daß er geirrt habe; und wenn er glaubte, auch Andern Anlaß zu gleichem Irrthum gewesen zu sein, so that er auch bei diesen die nöthigen Schritte, um Remedur zu veranlassen. Es war ferner seine herzliche Frömmigkeit, sein Gebetseifer, der die Gnade Gottes, das Licht und die Kraft des heiligen Geistes mehr und mehr auf ihn herabzog.

6. Gottesliebe. Frömmigkeit.

Diese Frömmigkeit war bei Stolz eine tiefe und wahre. Seine Natur und Charakteranlagen angesehen, wäre Stolz hierin manchen Gefahren ausgesetzt gewesen, in eine falsche Richtung und auf Abwege zu gerathen. Sein tiefes Gemüth, seine reiche Phantasie, sein poetischer Sinn, sein Hang zur Einsamkeit und zum Versenken in die Schönheiten der Natur legten die Gefahr ihm nahe, das Gefühl auf Kosten des Verstandes und Willens zu cultiviren, in eine Art Gefühlsschwärmerei, einseitige Beschaulichkeit und in weiterem Verlauf in eine aftermystische Richtung zu gerathen. Was ihn davor bewahrte, war nächst der Gnade Gottes einmal sein treuer und enger Anschluß an die Kirche, dann sein eminent practischer Sinn, der Allem die Richtung auf Leben, Handeln, Pflichterfüllung gab; und endlich die unausgesetzte Selbstbeobachtung und Wachsamkeit über sein eigenes Herz.

Um letzteres Moment zuerst hervorzuheben, so fühlte Stolz wohl die Gefahr, die von Seite einer Ueberwucherung des Gefühls ihm drohte. Darum hütete er sich vor Allem vor einer Ueberschätzung des Gefühls, besonders der religiösen Gefühle, der fühlbaren Andacht und dergleichen. Ich erinnere mich, wie ich ihm sogar einmal entgegentreten mußte, da er sich allzu wegwerfend über Derartiges äußerte. Es war seinerseits ich möchte sagen eine instinctive Furcht vor zu großer Anhänglichkeit oder Ueberschätzung dieser Dinge, denen er von Natur zuneigte, die ihn antrieb, in's andere Extrem zu fallen (wenigstens damals und theoretisch) und das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ich mußte dagegen in Erinnerung bringen, daß der liebe Gott auch das Gefühl uns gegeben, und zwar um es in seinem Dienst zu benutzen; daß wir diese Domäne nicht wegwerfend verachten, brach liegen lassen oder der Welt überlassen dürfen; daß das richtig geleitete und innerhalb der gebührenden Schranken gehaltene

Gefühl ein mächtiger Sporn und Hebel sein kann für energische und nachhaltige Bethätigung unseres Willens im Arbeiten, Entsagen und Leiden ꝛc.

Stolz wachte also über seine eigene Seele, wie auch über die Seelen derer, die er zu leiten hatte. Immer und immer hielt er sich und ihnen vor, daß diese Gefühle für sich allein den Menschen nicht besser machen, sondern noch die Gefahr der Selbsttäuschung, Selbstüberschätzung und einer betschwesterlichen Richtung mit sich bringen; daß nicht alle vom lieben Gott kommen, sondern viele aus der Natur, manche sogar vom Teufel; daß Gott, wenn er uns solche gebe, sie uns nicht zu Theil werden lassen, um uns darin zu erfreuen und selbstgefällig zu bespiegeln, sondern um dadurch thatkräftiger, energischer ihm zu dienen; daß ein Dienstbote, der in treuer Gewissenhaftigkeit seine Pflicht thut, ein Kranker, der in schwerer Entsagung sein Kreuz trägt ꝛc., vor Gott weit wohlgefälliger sind, als Einer, der in hohem Geistes- und Gefühlsschwung betet und vielleicht auch durch Aufzeichnung solcher Gefühle Andere erbaut. Ja, gerade weil ihn Gott mit einem solchen reichen religiösen Gefühl begnadet hatte, fürchtete Stolz für sich eine um so schwerere Verantwortung.

Deßhalb hatte er sich tief das Wort des Herrn eingeprägt: „Wer meine Gebote hält, der ist's, welcher mich liebt"; und „wer den Willen meines Vaters thut, der wird in den Himmel eingehen" — was Papst Gregor der Große in dem Satze ausdrückt: Probatio dilectionis est exhibitio operis (der Erweis der Liebe ist deren Bethätigung im Werk). So war denn seine Liebe zu Gott und seine daraus sprießende Frömmigkeit eine ungemein zarte und innige, zugleich aber auch eine ich möchte sagen ernste und wahrhaft kräftige, eine herzgesunde.

Ihre Zartheit und Innigkeit konnte man wohl in etwa merken, wenn man Stolz beten sah, wenn er (was aber selten geschah) einläßlicher über die Liebe Gottes sprach,

hauptsächlich aber in den bezüglichen Stellen seiner Schriften und Tagbücher. Was Stolz dort niedergelegt, gehört zu dem Zartesten, Innigsten, Gemüthvollsten und Poesiereichsten, was ich darüber gelesen habe, und erinnert an die Mystiker des Mittelalters, deren Schriften Stolz so gerne las. Da ich aber mit den Schriften von Stolz mich hier nicht beschäftige und ihn nur schildere, wie ich ihn selbst kennen lernte, so gehe ich darüber hinweg und mache nur noch darauf aufmerksam, wie ihm die ganze Natur, für deren Schönheit er ein so feines und tiefes Gefühl hatte, stets nur das Spiegelbild der Schönheit Gottes war, das Buch, aus dem er die Vollkommenheiten des Schöpfers erkannte und zu seiner Liebe, seinem Lob und Dienst sich begeisterte. Allem, was er sah, bewunderte, genoß und litt, wußte er eine Beziehung auf Gott, auf die Gnadenordnung, auf die Liebe und den Dienst Gottes abzugewinnen. Auch in seinen Gesprächen drängte sich dieser Zug bald durch; er wußte Allem eine religiöse Beziehung zu geben, und selbst die Anekdoten, die er oft mit dem köstlichsten Humor erzählte, hatten fast immer eine solche Pointe oder Richtung. Das gab sich aber immer von selbst und ungesucht, weil es bei ihm aus des Herzens Fülle kam[1]. Welchen Eifer für Gottes Ehre seine Gottesliebe ihm einflößte, wie innig er sich sehnte und wie kräftig er dafür arbeitete, daß die Kenntniß und Liebe Gottes verbreitet, die Beleidigungen Gottes verhütet, sein Name geheiligt, sein Reich intensiv und extensiv gefördert werde, und wie er sich freute, für Gott arbeiten und leiden zu dürfen, das zeigen seine

[1] Die gesuchte und süßelnde Weise, mit der Betschwestern und eine gewisse Sorte von Pietisten überall den HERRN hereinziehen und von ihm sprechen, war ihm in der Seele zuwider. Ich erinnere mich, wie er einmal die Art solcher Leute persiflirte, indem er erzählte, wie ein derartiger Frommer, da er einen Bekannten mit einem neuen Regenschirm sah, gleich die salbungsvolle Rede daran knüpfte: „Der beste Schirm ist der Herr.“

Schriften, seine Bemühungen für die Missionen 2c., und es wird davon weiter unten noch die Rede sein.

Was nun das eigentliche Gebet angeht, so übte es Stolz mit großem Eifer. Vorzüglich das innere Gebet cultivirte er in hervorragender Weise; aber auch das mündliche Gebet nach kirchlichen Formularien übte er, namentlich in der späteren Zeit seines Lebens, gern und eifrig. Das Brevier, das ihm anfangs nicht gemundet hatte, betete er immer lieber — bis sein fast bis zur Erblindung fortgeschrittenes Augenleiden es ihm unmöglich machte. Dann recitirte er dafür täglich drei Rosenkränze. Sein Morgen- und Abendgebet verrichtete er, wie ich aus einzelnen Aeußerungen schloß, in mehr betrachtender Weise.

Seine Eigenheit zeigte sich auch in der Betrachtung, indem er früher wiederholt äußerte, daß er mit dem methodischen Betrachten, namentlich mit der Meditationsweise, wie sie nach dem hl. Ignatius in den ascetischen Anweisungen und bei den Exercitien empfohlen und allerorts geübt wird, sich nicht befreunden konnte. Früher hielt er meistens seine Betrachtung über ein Wort oder eine Bitte des Vaterunser. Dieses Gebet liebte er vor allen, und aus ihm wußte er alles zu ziehen, was seiner Seele noth that. (Auch bei der Feier der heiligen Messe betete er das Pater noster besonders langsam und andächtig und machte nach jeder Bitte eine Pause.) Später gebrauchte er daneben eigentliche Betrachtungsbücher.

Zur Feier der heiligen Messe bereitete er sich längere Zeit vor; und mit welcher Andacht er dieselbe feierte, konnte Jeder bemerken, der ihn dabei beobachtete, und kann Jeder aus dem entnehmen, was in seinen Tagbüchern hie und da fast unwillkürlich hervorblitzt. Nach der heiligen Messe hörte er gewöhnlich eine weitere zur Danksagung. Hatte er dringende Arbeit, so ging er etwas früher fort, aber immer nahm er sich wenigstens eine gute Viertelstunde zur Danksagung.

Seine große Verehrung, seine zarte und innige Liebe zum

heiligen Altarssacrament bethätigte er auch, indem er täglich wenigstens eine längerdauernde Besuchung des Allerheiligsten machte. Oft hab' ich beobachtet, wie er nach dem Nachtessen noch sich vor das heilige Sacrament begab und da etwa eine halbe Stunde regungslos und ganz in Andacht versunken zubrachte. Was da in seiner Seele vorging, kann sich Jeder denken, der ihn und seine Schriften kannte und kennt.

Eine große Verehrung trug er zur lieben Mutter Gottes. Es genügt, auf das herrliche Denkmal dieser Verehrung, das er im „Unendlichen Gruß" gesetzt, zu verweisen. Er machte sich später manchmal Vorwürfe, daß er in früheren Jahren zu wenig in der Verehrung, Liebe und Anrufung Mariä gethan habe, und nahm es wie eine Art Strafe oder Ersatz, den er dafür zu leisten habe, an, als er durch sein Augenleiden angewiesen war, statt des Breviers, wie oben schon bemerkt wurde, den Rosenkranz täglich zu beten.

Unter den übrigen Heiligen verehrte er, soweit ich dieß bemerken konnte, ganz besonders, außer seinem Namenspatron, die hl. Elisabeth, den hl. Franciscus von Assisi und den hl. Philippus Neri. Daß und worin gerade mit diesen Heiligen Stolz eine besondere Geistesverwandtschaft hatte, braucht wohl nicht auseinandergesetzt zu werden.

Zu der Zeit, wo ich ihn genauer kennen lernte, hatte Stolz die Gewohnheit angenommen, alle acht Tage zu beichten. Daß es aber bei ihm nicht bloße Gewohnheitssache war, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Das Streben nach immer größerer Herzensreinheit, das inständige Verlangen, möglichst rein an den Altar zu treten zur Feier der heiligen Geheimnisse, und die aus dem Glauben geschöpfte Erkenntniß, daß hierzu der öftere Empfang des heiligen Bußsacraments das kräftigste Mittel ist, hatten diese Uebung ihm nahegelegt. Wie ernst und genau er es dabei nahm, wie auch bei der Gewissenserforschung, die er täglich anstellte, wird aus dem sich ergeben, was weiter unten über sein

Streben, sich selbst zu erkennen und zu bessern, noch zu sagen ist.

Von seiner Liebe zum Gebet kam es auch großentheils, daß Stolz so gern die Einsamkeit aufsuchte und z. B. auf Reisen, die er in Gesellschaft Anderer machte, es sich immer ausbedang, daß man ihn bei Wanderungen stundenlang allein ließ, resp. nichts redete. Dem trauten Verkehr, den er dort mit Gott pflegte, verdanken wir manche der schönsten und weihevollsten Ergüsse seines Herzens, die er in seinen Schriften niederlegte.

Der Gedanke an Gott und seine heilige Gegenwart war ihm ganz vertraut und erfüllte ihn fast fortwährend. Ueberhaupt war der Glaube ihm nicht bloß eine theoretische Erkenntniß, sondern nach den Worten des Psalmisten „eine Leuchte seinen Füßen, ein Licht für seine Pfade". Ich habe wenige Menschen kennen gelernt, bei denen der Glaube so ihr ganzes Denken, Fühlen, Urtheilen, Wollen, Handeln durchdrang, beeinflußte und regierte, wie dieß beim seligen Stolz der Fall war. Wie bei dem natürlichen Menschen die Vernunft das Licht ist, in dem er Alles sieht, beurtheilt und wornach er beim Handeln sich richtet (oder doch richten soll): so war bei Stolz die vom Glauben erleuchtete Vernunft diese Leuchte, in deren Licht er Alles sah, schätzte und die ihn beim Handeln leitete. Aber, wie bereits bemerkt, er erkannte die Forderungen des Glaubens nicht nur theoretisch und in Bezug auf Andere als berechtigt an, sondern er stellte sie auch in allem Ernste an sich selbst, betrachtete und beurtheilte sich selbst in und nach diesem Lichte und strebte mit tiefem Ernst und nachdrücklichem, zähem Beharren, seinen ganzen Wandel darnach einzurichten.

7. Gewissenhaftigkeit.

Damit bin ich nun wieder an das gekommen, was ich oben vorläufig andeutete und als Geradheit gegenüber Gott

und sich selbst bezeichnete. Aus dieser Geradheit kam einmal sein Streben, Gott und sich selbst gegenüber vollkommen aufrichtig zu sein, keinen Schleier über sein Innerstes, über sein Leben und Streben und dessen geheimste Triebfedern zu werfen, nie sich selbst zu entschuldigen, sondern schonungslos Kritik an seinem eigenen Leben zu üben. Das mußte Jeder erkennen, den Stolz einen Blick in sein Inneres thun ließ — und dieß zeigen auch hinlänglich seine Tagebücher.

Gerade bezüglich dieser letzteren und der darin niedergelegten Selbstbeobachtungen und Selbstkritiken glaube ich hier eine Bemerkung einschalten zu sollen. Wer dieselben aufmerksam gelesen hat, wird nicht umhin können, Manches seltsam und unwahrscheinlich zu finden, ja ich möchte fast sagen, Widersprüche zwischen manchen Aufzeichnungen zu constatiren. Wie ist das zu erklären? Vor Allem steht die subjective Wahrhaftigkeit des seligen Stolz über allem Zweifel und ist durchaus festzuhalten: er dachte so, wie er schrieb. Allein damit ist nicht gesagt, daß auch objectiv Alles genau so war, wie Stolz es ausdrückt. Einmal war er sehr streng in Beurtheilung seiner selbst und ging hierin manchmal weiter, als Wahrheit und Gerechtigkeit forderten. Dann war Stolz eine poetische Natur, Phantasie und Gefühl waren bei ihm vorwiegend; und so ließ er sich oft von augenblicklichen Stimmungen, Eindrücken und von dem, wie ihm gerade etwas vorkam, über Gebühr einnehmen und schilderte sein Inneres dann in diesem Lichte und darum einseitig. Daher kommen zum Theil diese sonderbaren Schwankungen zwischen kindlichinnigem und herzlichem Vertrauen und einer fast an Hoffnungslosigkeit grenzenden düsteren Aengstlichkeit. Daher kommt es auch z. B., daß er einmal eine Gegend als paradiesisch schön schildert, und ein andermal mit sehr kühlen Worten dieselbe charakterisirt — und Mancher, der die prächtige Beschreibung eines Landschaftsbildes bei Stolz gelesen und dann dieselbe Gegend einmal persönlich zu sehen bekommt,

mag erstaunt und enttäuscht sein, indem er gar nichts Besonderes darin finden kann. Es sind das keine bewußten Uebertreibungen von Stolz (denn solche haßte er), sondern er sah eben gerade durch das Medium seiner Seelenstimmung, seines mächtig erregten, oder weich und lieblich afficirten, oder auch momentan gleichsam eingetrockneten Gefühls [1].

Aus seiner Geradheit dem lieben Gott und sich selbst gegenüber kam auch seine große Gewissenhaftigkeit, die bis zur Aengstlichkeit ging, von welch letzterer freilich Jene wenig merkten, die Stolz nicht genauer kannten. Stolz stand bis zum Ende seines Lebens mit einem hervorragenden und durch seine practische Tüchtigkeit, seine Menschenkenntniß und sein großartiges seelsorgerliches Wirken bekannten Ordensmann, dem er einmal bei den Priesterexercitien gebeichtet und von dem er sich verstanden fühlte, dessen Leitung er für seine Seele besonders vortheilhaft erkannte, in Correspondenz; und der mochte manchmal seine liebe Noth haben, Stolz wieder zu beruhigen.

In seinen spätern Jahren plagte ihn noch die Angst, er sei mit ganz ungenügender Vorbereitung in den Priesterstand eingetreten und werde in Folge seiner dortigen mangelhaften

---

[1] Eine große Verehrerin des sel. Stolz, die durch seine Bemühungen zur katholischen Kirche gelangt ist, zeigt ein ähnliches Ueberwiegen des Gefühls und der Phantasie. Dieselbe gab mir nun einmal ihr Tagebuch zu lesen, worin viele solche einseitige und von den Gefühlen des Augenblickes dictirte Aufzeichnungen sich finden. Beim Zurückgeben erinnerte ich sie an eine bekannte Kindererzählung. Ein Kind lobt beim Genuß der Freuden des Frühlings diese Jahreszeit über alle anderen und hält sie für die schönste — der Vater läßt es dieses Urtheil aufschreiben. Aehnliches geschieht nun auch beim Genuß der Freuden des Sommers, Herbstes und Winters — und zuletzt zeigt der Vater dem Kind die vier Zettel, auf deren jedem es eine andere Jahreszeit als die schönste bezeichnet hatte. Die Dame mußte lachend zugestehen, daß diese Geschichte bezüglich ihres Tagebuchs ganz zutreffe. — Aehnliches, wenn auch nicht in solchem Grade, gilt vom seligen Stolz.

Kenntnisse Vieles verkehrt gemacht haben, wofür ihm die Verantwortung noch bevorstehe. Er warf sich oft vor, er gebe noch zu wenig für die Armen und brauche zu viel für seine Person. Einmal erklärte er mir, es beängstige ihn, daß er durch die humoristische und sarkastische Behandlung der Gegner in seinen Schriften vielleicht doch die Nächstenliebe möge verletzt haben — obwohl er in Wahrheit sagen könne, daß er nie die Personen, sondern nur die durch sie vertretene schlimme Sache gehaßt habe und stets bereit gewesen sei, auch für seine erbittertsten Gegner zu thun, was in seinen Kräften stand.

Oft meinte Stolz, er thue nicht genug in der Heranbildung seiner Zuhörer. Deßhalb gab er auch mehrere Jahre hindurch Geld her, damit denselben ein tüchtiges Pastoralwerk angeschafft und so ihnen Gelegenheit geboten werde, zu ergänzen, was er etwa in seinen Vorlesungen übersehen oder versäumt habe. Daß er irrthümliche Ansichten, die er früher im guten Glauben gelehrt hatte, alsbald und ungescheut widerrief, wenn er den Irrthum erkannte, wurde schon früher erwähnt. Noch in seiner letzten Krankheit, kurz vor seinem Tod verlangte er extra zu beichten, weil ihm eingefallen war, er habe früher vergessen, seinen Zuhörern zu sagen, sie dürften den gefährlich Kranken wiederholt und öfter die heilige Communion reichen, auch wenn dieselben nicht nüchtern bleiben könnten. Wie streng, ich möchte sagen pedantisch-streng, er darin war, nie eine Stunde seiner Vorlesungen ausfallen zu lassen, deßgleichen wie gewissenhaft er es nahm in der Ertheilung der Noten, wissen alle seine früheren Schüler und wurde auch bereits erwähnt.

In den letzten Jahren wurde Stolz die Abhaltung seiner Vorlesungen oft recht beschwerlich und er dachte allen Ernstes daran, um seine Quiescirung nachzusuchen. Allein (abgesehen davon, daß ihm seine Berufsthätigkeit ungemein lieb geworden war und nach ihrer Beendigung eine sehr fühlbare

Lücke bei ihm würde zurückgelassen haben) die Furcht hielt ihn ab, wie er mir wiederholt sagte: es möchte bei der damaligen traurigen kirchenpolitischen Lage von der Regierung ein Nachfolger für ihn ernannt werden, der eine bedeutende Schädigung für die katholischen Theologen veranlassen könnte und den man dann nicht mehr wegbrächte — am Ende gar ein „Altkatholik" — und so blieb er aus Gewissenhaftigkeit auf seinem Posten, so lang es ihm physisch möglich war.

Einmal sagte er mir, er wolle mich als seinen Nachfolger vorschlagen und empfehlen. Ich erwiderte ihm, daß (abgesehen von anderen Gründen und von meinem geringen Verlangen nach einem solchen Posten) eine Empfehlung von seiner Seite das sicherste Mittel sein würde, auf unabsehbare Zeit von dieser Stelle mich auszuschließen — lachend mußte er mir Recht geben, und damit war die Sache erledigt.

Seine Geradheit dem lieben Gott und sich selbst gegenüber zeigte sich ferner darin, daß er bei seinen Handlungen die reinste Absicht zu haben sich bestrebte, immer Gottes Willen, Gottes Ehre und seiner wie anderer Seelen Heil im Auge hatte, sich genau durchforschte und prüfte, ob nicht Rücksichten auf eigene Ehre, eigenen Vortheil oder Bequemlichkeit einschleichen wollten oder sich eingeschlichen hätten, überhaupt menschliche Rücksichten irgend welcher Art. Daß er namentlich von Menschenfurcht sich frei erhielt, wie wohl Wenige, wurde bereits oben angedeutet und wird später noch durch Beispiele belegt werden.

8. Demuth.

Endlich (und dieß hängt mit dem eben Besprochenen enge zusammen) zeigte sich die Geradheit des seligen Stolz in seiner Demuth. Die Demuth, das äußerte er oft, war ihm nach dem Worte des hl. Bernhard vor Allem Wahrheit. Nichts konnte er weniger leiden, als eine sogen. katzenbucklige Demuth, in der Jemand die Vorzüge, die ihm Gott gegeben, weg-

leugnen und sich Fehler andichten will, die er nicht hat, oder im Allgemeinen sich als den größten Sünder hinstellt — selbst aber nicht davon überzeugt ist und insgeheim wünscht, auch Andere möchten das Gegentheil glauben und ihn noch dazu für recht demüthig halten. Wenn dann solche Leute beim Wort genommen werden, wenn ihnen wirklich ihre Vorzüge streitig gemacht, Fehler ihnen vorgehalten, sie selbst ignorirt oder übersehen werden, wenn ihnen die Achtung, die sie insgeheim beanspruchen, versagt und geringschätzig begegnet wird: dann zeigt sich, daß ihre Demuth nicht auf Wahrheit beruht und darum auch keine wahre Herzens- und Willensdemuth ist, sondern versteckter und maskirter Hochmuth.

Stolz war für seine Vorzüge nicht blind — obgleich er ohne triftigen Grund nicht davon sprach. Er wußte z. B. recht gut, daß er ein Talent hatte, wie es unter Millionen kaum Einem beschieden ist. Er wußte und es freute ihn, daß seine Schriften von Hunderttausenden gelesen und geschätzt wurden. Aber er sah ganz gut ein und erkannte es an, daß alles dieß eine Gabe Gottes war, auf die er durchaus sich nichts einbilden durfte. Sich selbst schrieb er nur die theilweise Nichtbenützung oder den Mißbrauch dieser Gabe zu und fürchtete die strenge darüber einst abzulegende Rechenschaft.

Das Lob der Menschen suchte er nicht, und wenn er auch hie und da von einem eitlen Wohlgefallen angewandelt wurde oder darin fehlen mochte, so sah er es alsbald ein und machte sich Vorwürfe. Im Allgemeinen aber war er von diesem Fehler frei, wie wohl nicht viele berühmte Männer. Es freute ihn, zu hören, daß seine Schriften oder vielmehr Gott durch seine Schriften Gutes gewirkt habe, und er fand darin einen Trost, daß Solche, die durch seine Schriften auf den guten Weg gebracht und auf demselben gefördert wurden, für ihn beteten. Ich habe ihn nie so gelobt, daß er es hörte — aber als ich ihm erzählte, wie mir erst durch seine Schriften das Verständniß für populäre Rede- und

Schreibweise recht aufgegangen sei, und wie ich jetzt noch manchmal, um mich z. B. vor Abfassung einer Predigt in die geeignete Stimmung zu versetzen, nebst dem Gebet als Hilfsmittel die Lesung einer der vielen ergreifenden, tiefinnigen Stellen in seinen Kalendern, die ich fast auswendig wisse, anwende, so bemerkte ich, wie ihn das herzlich freute.

Stolz blieb sich dabei klar bewußt, daß das, was ihn zunächst vor Anderen auszeichnete und berühmt machte, bei der wahren sittlichen Schätzung und im Gerichte Gottes nicht unmittelbar wenigstens in die Wagschale falle. Er schrieb einmal Jemanden, der, ihm persönlich unbekannt, durch Lesung seiner Schriften dazu gekommen war, sich an ihn zu wenden: „Ich bin Ihnen durch meine Schriften theilweise bekannt; aber ich warne Sie, sich nicht daraus ein zu günstiges Bild zu machen. Denn schöne Gedanken haben und schreiben ist unendlich leichter, als Seele, Thun und Lassen darnach auszugestalten." Als dann der Empfänger dieses Briefes antwortete: „In Ihren Schriften verehre und bewundere ich vorzüglich die Gaben des heiligen Geistes, die Gott so reichlich über Sie ausgoß — diese ist mir wohl erlaubt, in Ihnen zu schätzen, das Uebrige von Ihnen ist mir ja doch ganz unbekannt" — so war er über diese Antwort sehr erfreut. Stolz hielt fest, daß er, wenn auch durch seine Schriften Großartiges gewirkt worden, dennoch für seine Person verworfen werden könnte — welche Angst ihn ja oft genug plagte. (Gott hat diese Seelenqual gewiß auch deßwegen zugelassen, um ihn in der Demuth zu befestigen, und wohl auch, damit Andere, die von ähnlichen Plagen heimgesucht sind, Trost und Beruhigung darin finden, daß einem so frommen, tüchtigen und in seinem Wirken wirklich großartigen Priester diese Plagen nicht erspart blieben.) Er blieb sich dabei seiner verschiedenen Fehler und Mängel klar bewußt. Er meinte nicht, wie manche Berühmtheiten, daß er alle Weisheit, wie man zu sagen pflegt, ganz allein besitze

oder in Pacht genommen habe. Nein, er wollte immer lernen und bessern. Deßhalb ersuchte er verschiedene Männer, meistens Geistliche, seine Schriften bezw. Manuscripte zu lesen und ihm Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge mitzutheilen, und benützte sie dann, wenn er sie als begründet erkannte. Hat er doch auch mir, seinem Schüler, nicht nur viele Schriften bei seinen Lebzeiten zur Beurtheilung übergeben, sondern mir auch Vollmacht ertheilt, in seinen hinterlassenen Schriften Alles wegzulassen oder zu ändern, was mir unrichtig oder ungeeignet scheine. Ich habe ihn oft auf irrige Punkte oder mir ungeeignet scheinende Stellen seiner Schriften aufmerksam gemacht — und nie war er darüber ungehalten, sondern zeigte sich dankbar dafür und forderte mich mehrmals ausdrücklich auf, wenn ich etwas Ungehöriges an ihm oder seinen Schriften bemerke, es ihm ganz offen mitzutheilen. Von Allen, auch von jungen Priestern glaubte er lernen und ihre Erfahrungen verwerthen zu können. Es war dieß mit ein Grund, warum er sich in den letzten Jahren oft im Vereinshaus zu Freiburg einfand, wenn er wußte, daß eine Anzahl (fremder und einheimischer) Priester dort zusammenkam. Wenn eine Frage zur Sprache kam, über die er nicht orientirt war, so beobachtete er kein „ökonomisches Stillschweigen", suchte nicht seine bezügliche Unwissenheit zu verdecken, sondern gab sie offen kund.

Niemanden verachtete er; und gerade Leuten der armen und ungebildeten Klasse gegenüber zeigte er verhältnißmäßig mehr Hochachtung, und glaubte, wenn er christliche Tugenden bei ihnen bemerkte, hinter ihnen zurückzustehen. Am meisten Versuchung zur Verachtung hatte er Leuten gegenüber, die sich auf ihre Stellung oder Gelehrsamkeit oder andere Vorzüge etwas einbildeten, hochmüthig waren nach unten oder gegen ihre Umgebung, schweifwedelnd und kriechend nach oben; die aus menschlichen Rücksichten sich ihres Glaubens oder der äußeren Zeichen, wodurch derselbe bekannt wird, schämten;

die gegen irdische Hoheiten, überhaupt gegen Solche, von denen sie Nutzen oder Schaden erwarten konnten, in devotester Ehrfurcht erstarben, gegen die höchste Majestät aber hochmüthige Mißachtung zur Schau trugen; oder vielleicht gar sich irreligiös gerirten, weil sie glaubten, dadurch bei gewissen Hochgestellten einen Stein in's Brett zu bekommen.

Unter Solchen selbst wieder waren ihm am meisten zuwider dünkelhafte Büchermenschen, die in irgend einem Fach etwas studirt hatten und nun meinten (wie Stolz sich öfters ausdrückte), in ihrem Kopf habe die absolute Vernunft, der Weltgeist endlich die Oeffnung gefunden, durch die er sein Licht der Menschheit erstrahlen lasse — während sie oft nicht einmal logisch denken gelernt hatten und in Bezug auf die höchsten Fragen und die größten Interessen des Menschen und der Menschheit, in Bezug auf die Religion, eine geradezu bornirte Unwissenheit zur Schau trugen. Die Verachtung gegen solches Gebahren mochte Stolz vielleicht etwas gegen das andere Extrem hin getrieben haben, so daß er sich hie und da recht geringschätzig über „Büchergelehrsamkeit" aussprach (obgleich er wahre und gründliche Wissenschaft, die aber auch Gott gab, was Gottes ist, hochschätzte). In dieser Verachtung und vielleicht auch in seinem Streben, sich zu demüthigen mag es auch seinen Grund haben, daß Stolz z. B. im Lateinlesen oder in der Aussprache von Fremdwörtern Pronunciationsfehler machte. So z. B. sagte er öfters Timothēus (mit gedehntem e), und bis an sein Lebensende sprach er immer den Namen des Cardinals Wiseman genau so aus, wie er geschrieben wird. Ich bin überzeugt, daß Stolz, der zudem Philologie studirt hatte, ganz gut wußte, wie diese Worte gesprochen werden — aber er fragte nichts darnach, und es machte ihm noch Freude, für unwissend darin gehalten zu werden.

Einen gewissen Abscheu hatte Stolz vor Auszeichnungen, vor Höflichkeitsbezeugungen, besonders wenn dieselben gesucht

und übertrieben waren, und vor Lob, das ihm in's Gesicht gesagt wurde. Als er vom hochseligen Erzbischof Hermann zum Geistlichen Rath ernannt wurde, wagte ich es nie, ihn mit diesem Titel zu begrüßen, weil ich ihn kannte; — auch seine näheren Bekannten redeten ihn, so viel ich weiß, nach wie vor an mit dem Titel „Herr Professor", und der „Geistliche Rath" kam scheint's so ziemlich in Vergessenheit. Dazu mag auch der Umstand beigetragen haben, daß Stolz der Ansicht war, die er auch öfter aussprach: es sei unpassend, wenn Jemand einen anderen Titel führe als den, der seiner Berufsthätigkeit entspreche. Übrigens war Stolz dem Erzbischof für seine freundliche Gesinnung und die Anerkennung, die er ihm zu Theil werden ließ, dankbar und wußte beides zu schätzen.

Er konnte es nicht einmal leiden, wenn man ihm aus Höflichkeit oder um der Convenienz zu genügen, einen Gratulationsbrief auf seinen Namenstag sandte. Ich hätte ihn sehen mögen, wenn ein Toast auf ihn ausgebracht oder eine Lobrede auf ihn gehalten worden wäre! Wahrscheinlich hätte er mindestens es so gemacht, wie es ihm selbst einmal gemacht wurde. Einst war nämlich der berühmte Stifter der katholischen Gesellenvereine, Kolping, in Freiburg und wohnte einer Versammlung des dortigen Gesellenvereins bei (ich war auch zugegen). Da wurde es denn Stolz nahe gelegt, daß er als Präses gehalten sei, einen Toast, ein Hoch auf Kolping auszubringen. Stolz machte denn auch den Versuch. Allein als Kolping merkte, was es geben sollte, unterbrach er rasch den Redner mit den Worten: „Halt' einmal — laßt das — betet lieber ein Vaterunser für mich, das ist nützlicher und mir lieber."

Ebenso kam man übel an bei Stolz, wenn man mit ihm glänzen oder nach einem bekannten Ausdrucke ihn wie ein Wunderthier zeigen wollte. Es wurde mir erzählt (ich kann die Wahrheit der Erzählung nicht verbürgen — aber wenn

das Erzählte nicht wahr sein sollte, so ist es mit Rücksicht auf Stolz sehr gut erfunden), eine reiche Familie habe einst Stolz zu Tische geladen, um mit ihm zu glänzen und durch seine geistreiche Unterhaltung einem vornehmen Gast Freude zu bereiten. Stolz merkte nun diese Absicht recht wohl. Er lehnte jedoch nicht ab, sondern kam zur Tafel, sprach aber kein Wort, als was er mußte, aß und trank und empfahl sich.

Die Demuth gab sich bei Stolz auch darin kund, daß er seine Unwissenheit in gewissen Punkten offen eingestand, seine Irrthümer ohne Scheu und ohne Bemäntelung widerrief, und Solche, die er beleidigt zu haben glaubte, selbst weit unter ihm Stehende und seine Schüler, um Verzeihung bat. Beispiele davon wurden bereits erwähnt und weitere werden noch folgen.

9. Vertrauen.

Daß die Demuth bei Stolz ächt war, zeigt sich auch darin, daß sie verbunden war mit einem festen und kindlichen Vertrauen auf Gott. Die wahre Demuth und das Gottvertrauen stehen im Verhältniß wie die zwei Schalen einer Wage: je tiefer die eine sinkt, desto höher steigt die andere. Je tiefer das Bewußtsein unserer Unwürdigkeit uns hinabdrückt, je weniger wir in uns selbst Grund zur Hoffnung und zum Vertrauen auf uns finden, desto höher muß unser Vertrauen auf Gott steigen, desto ausschließlicher müssen wir alle unsere Hoffnung auf ihn setzen. So war es bei Stolz. Das Gefühl seiner Unwürdigkeit drückte oft schwer auf ihn, so daß es ihm manchmal vorkam, es sei fast unmöglich, daß er gerettet werde. Allein solche bittere Gemüthsbewegungen schlossen in der Regel mit einem Akt des Vertrauens und der unbedingten Hingabe an Gott. An Christus und sein Leiden und seine Verdienste klammerte er sich an in solchen Stunden; und wenn er auch nicht immer das Gefühl der Beruhigung fand, so doch die volle Resignation in Gottes Willen und die demuthvolle Hingabe an seine Barmherzigkeit.

Seine zarte, dankbare und uneigennützige Liebe zu Gott zeigte sich bei solchen Anlässen auch darin, daß er öfters sich resolvirte: „Selbst wenn Gott mich, wie ich es verdient habe, verdammen würde, so müßte ich doch ihm immer dankbar sein für die unendliche Liebe, die er mir erwiesen, und für die zahllosen Wohlthaten, mit denen er mich überschüttet hat. Ich will wenigstens so lange ich lebe Gott noch recht innig lieben und für ihn arbeiten und dadurch mich ihm dankbar erzeigen."

Wie stark das Vertrauen in Stolz war, zeigt die Ruhe, die er bewahrte bei den vielen Gefahren, Anfeindungen, Verfolgungen, denen er ausgesetzt war. Auf seinen Reisen z. B. war er mehr als einmal in recht bedenklichen und gefährlichen Situationen; allein er blieb (wie er mir selbst erzählte) ganz ruhig; ja eine gewisse Heiterkeit und Freudigkeit überkam ihn nicht selten in solchen Lagen. Es freute ihn, sich ganz in Gottes Schutz und auf denselben angewiesen zu wissen, und er war durchdrungen von der Ueberzeugung: ohne Gottes Willen kann mir nichts geschehen; und geschieht mir etwas, was die Menschen für ein Unglück halten, so läßt es Gott zu aus Liebe und zu meinem Besten. Diese Stimmung brach auch immer bald durch, wenn heftige, wehthuende Anfeindungen und Verfolgungen über ihn hereinbrachen. Wohl hatte er dann eine Zeitlang zu kämpfen mit dem schmerzlichen Gefühl der Kränkung, mit Beängstigungen, was daraus entstehen möge, mit Versuchungen zu Bitterkeit und gehässigen Regungen — aber er sah auch darin die Fügung und (für sich) den Willen Gottes — und bald war Vertrauen und damit Ruhe und Friede in seiner Seele hergestellt.

10. Geduld und Ergebung.

Demuth und Vertrauen zugleich bewährte Stolz durch die Geduld und Ergebung, die er in seinen Leiden und besonders in den Krankheiten bewies, von denen er heimgesucht wurde.

Bei Ungeschicklichkeiten und Bosheiten der Menschen, bei Störungen u. dgl. konnte er eher ungeduldig werden — darauf werde ich weiter unten zu sprechen kommen — da wurde er oft überrascht und gab den ersten Regungen nach; aber in Krankheiten sah ich ihn nie im mindesten ungeduldig. Wenn er unwohl oder leidend war und man fragte ihn, wie es gehe, so antwortete er in der Regel: „Gut genug.“ Er meinte, er habe noch viel mehr zu leiden verdient und müsse wohl zufrieden sein, daß es ihm nicht noch schlechter gehe.

Er hatte es überhaupt nicht gerne, wenn man ihn nach seinem Befinden fragte, und mochte nicht viel davon sprechen. Als er, nachdem er schon früher an den Augen, aber in geringerem Grade gelitten, plötzlich das Augenlicht fast ganz verlor, kam ich (es war ein paar Tage nach Eintritt des Unglücks) mit einem Stolz und mir sehr befreundeten Priester nach Freiburg, und wir besuchten Stolz alsbald und erkundigten uns mit der innigsten Theilnahme nach seinem Leiden. Er nahm uns mit großer Heiterkeit und Freundlichkeit auf, antwortete aber auf unsere Erkundigung: „Ich hab's gestern dem Litschgi (damals Convictsdirector) erzählt; fragen Sie ihn, er kann es Ihnen sagen.“

Die barmherzige Schwester, die ihn bediente, erzählte mir: als die Erblindung, die freilich keine totale war und sich bald bis auf einen gewissen Grad wieder besserte, ihn befiel, habe er geläutet, und als sie eintrat, ihr gesagt: „Schwester, ich sehe Sie nicht.“ Sie erschrack natürlich sehr und fragte: „Um Gottes Willen, Sie werden doch nicht blind geworden sein!“ Darauf antwortete Stolz ganz ruhig und ergeben: „Wie Gott will. Ich danke ihm von Herzen, daß er mir das Augenlicht bis jetzt gelassen hat.“

Da später das Leiden sich so weit gehoben hatte, daß er wieder ausgehen und die heilige Messe lesen konnte (er bekam die Erlaubniß, täglich die Votivmesse von der lieben Mutter Gottes zu lesen, und ließ sich das betreffende Formular mit

riesengroßen Buchstaben schreiben), dankte er oft für diese doppelte Erleichterung und für das große Glück, celebriren zu können. Als er das erste Mal wieder in den Garten ging, sagte die ihn begleitende Schwester: „Aber Herr Professor, Sie gehen ja ganz sicher.“ Darauf antwortete er: „Es kam mir vor, wie wenn ich inmitten einer Art blauen Duftes den Heiland vor mir hergehen sähe; er trug sein Kreuz, nahm es von der Schulter und legte es mir auf.“

Er wollte nichts davon wissen, wenn man Bedauern mit seinem Zustand äußerte. Mehr als einmal sagte er zu mir: „Ich bin ganz glücklich. Ich kann täglich die heilige Messe lesen, kann statt des Breviers den Rosenkranz beten, kann meine Collegien halten (ein Student mußte das Collegheft vorlesen resp. dictiren, und Stolz sprach dann darüber, indem er die nöthigen Erläuterungen gab), kann sogar schriftstellerisch arbeiten, indem eine Schwester mir vorliest und ich ihr dictire, kann für meine arme Seele sorgen und auf den Tod mich vorbereiten — was will ich mehr?“ „Wenn es,“ fügte er einmal bei, „dem Herrn gefällt, die Läden ganz zu schließen (mich ganz blind werden zu lassen), so habe ich es allerdings reichlich verdient, und es mag dieß insofern tröstlich sein, als mir, was zum christlichen Leben nothwendig gehört, zugelegt wird, nämlich ein rechtschaffenes Kreuz.“ Ueber die Geduld, die Stolz in seiner letzten Krankheit bewies, hoffe ich das Nöthige im folgenden Abschnitt sagen zu können.

Wie er die Leiden selbst nicht nur geduldig und im Bußgeist, sondern auch als Erweise der väterlichen Liebe Gottes aufnahm, so suchte er diese Gesinnungen auch bei Andern hervorzurufen. Charakteristisch dafür, wie Jene, die Stolz kannten, ihn hierin beurtheilen, ist folgender Vorfall. Eine Dame, die Stolz aus verschiedenen Gründen näher stand und in ihren Leiden und Sorgen oft ihre Zuflucht zu ihm nahm, wurde nicht lange nach Stolz' Tod von einem neuen, schweren Kreuze betroffen. Sie sagte mir nun, sie könne den

Gedanken nicht los werden, der selige Stolz habe ihr dieses Kreuz vom lieben Gott erbetet.

11. Strenge gegen sich selbst.

Aus dem Geist der Abtödtung und Buße, der Liebe und Selbsthingabe an Gott und dem Streben, dem Gekreuzigten, in dessen Leiden er sich oft und tief versenkte, ähnlicher zu werden, entsprang bei Stolz, wie seine Geduld, so auch seine Strenge gegen sich selbst, zunächst was sinnliche Genüsse und dergleichen angeht. Weichlichkeit war ihm gründlich verhaßt, und ging er in diesem Haß weiter als recht und klug war, indem seine Gesundheit darunter zu leiden hatte. So hat er sich seine theilweise Erblindung, wie mir im Mutterhause erzählt wurde, dadurch zugezogen, daß er bei Sturm und Regen an seinem gewohnten Tage fortging, um zu beichten (was er damals bei einem Pfarrer in der Nähe von Freiburg zu thun pflegte), obgleich er nicht ganz wohl war und die Schwestern ihn baten, doch bei solchem Wetter zu Hause zu bleiben. Er lachte sie nur aus — und am andern Tage hatte er sein Leiden.

Wie frugal und mäßig er im Essen war, habe ich früher erzählt. Als ich schon Priester und mit Stolz näher bekannt war, hatte er immer noch die Uebung, ein äußerst frugales Mittagessen zu nehmen, als Abendessen etwas Kaltes und ein Glas Bier oder Wein. Zugleich wußte ich, wie weh ihm die Kälte that. (Hitze konnte er in einem Grade ertragen, wie ich es nicht lange ausgehalten hätte; in seinem Zimmer war im Winter oft eine Hitze, daß ich manchmal eher wieder fortging als ich beabsichtigte, weil ich in Schweiß gerieth.) Da er nun in einem Privatlogis wohnte, der Ofen in seinem Zimmer nur von innen gefeuert werden konnte, und er nicht haben wollte, daß die Magd in aller Frühe während seiner Anwesenheit das Zimmer betreten solle, und da er zugleich sehr früh aufzustehen pflegte, so saß er im Winter oft

stundenlang in seinem kalten Zimmer, in das Mäntelchen gehüllt, das allen Studenten wohl bekannt war — und fror bei seiner Betrachtung und seinen Arbeiten. Da kam ich denn einmal wieder nach Freiburg, und ein Geistlicher, der Stolz und mir sehr befreundet war, erzählte mir, kürzlich sei Stolz unwohl gewesen — wenn ich mich recht erinnere, war es ein hartnäckiger Fieberanfall — und der Arzt habe erklärt, Stolz müsse reichlichere und kräftigere Nahrung sich gönnen. Am gleichen Tag, an dem dieser ärztliche Ausspruch erging, habe die Magd angefragt, was sie als Abendessen besorgen solle. Da habe Stolz angeordnet: „Bringen Sie mir einen Schoppen Bier und ein Würstlein.“ — Das war also die „reichlichere und kräftigere Nahrung“. Nun berathschlagten mein Freund und ich und waren einig, so könne es nicht fortgehen, wenn Stolz gesund bleiben solle. Wir fanden als das Beste, daß wir Stolz zu bewegen suchten, als Pensionär in das Mutterhaus der barmherzigen Schwestern zu ziehen, und beschlossen, alsbald den Versuch zu machen. Wir gingen daher geradewegs zu Stolz und trugen ihm — nicht ohne Bangen — unser Anliegen vor so eindringlich wir konnten. Wir wurden damit besser aufgenommen, als wir zu hoffen gewagt hatten, und bald darauf zog Stolz in's Mutterhaus und blieb daselbst bis zu seinem Tode.

Bekanntlich betrachtete er das Essen als eine Art Schmach und meinte, eigentlich solle man es im Geheimen vornehmen, wie die Befriedigung gewisser anderer natürlicher Bedürfnisse. Er aß, wenn er es machen konnte, immer allein. Einige Male war ich gerade bei ihm, als die ihn bedienende Schwester das Essen brachte. Ich kannte ihn schon und empfahl mich deßhalb alsbald. Einmal legte ihm nun die Schwester, da ich gerade auch im Mutterhaus mein Mittagessen nehmen sollte, nahe, sie wolle das für mich bestimmte Essen auch auf Stolz' Zimmer bringen, dann könnten wir gemeinsam speisen; ein andermal: Stolz könne, da ich doch nur wenige Zeit

habe, zugeben, daß ich bei ihm bleibe, während er esse — allein er wollte von Beidem nichts wissen und sagte im zweiten Falle, ich möge indeß in die Kapelle gehen oder einen Besuch machen, er sei gleich fertig mit dem Essen. Letzteres war richtig. Wenn man ihn essen sah (welches zweifelhafte Glück mir doch einige Male zu Theil wurde), so merkte man, daß es ihm pressirte, fertig zu werden. Eine barmherzige Schwester, die ihn lange bediente, sagte mir: „Es war ihm ganz gleich, was er zu essen bekam; man wußte nicht, daß er etwas gern esse oder was ihm nicht behage.“ Er konnte nicht leiden, wenn man wählerisch im Essen war, auch nicht, daß man mit einer Art Genuß davon sprach[1].

Einladungen nahm er selten an. Im Mutterhaus ist es Sitte, daß bei der Einkleidung, resp. Profeßablegung barmherziger Schwestern ein festliches Mahl gehalten wird, zu dem die Verwandten der betr. Schwestern, sowie bekannte Geistliche, namentlich die im Mutterhaus wohnenden, eingeladen werden. Wie ich mir sagen ließ, wollte Stolz fast nie diese Einladung annehmen. Einmal ließ er sich bewegen, an einem solchen Mahle theilzunehmen. Nachdem die ersten Gänge, wie er sie täglich bei seinem Mittagessen hatte, vorüber

---

[1] Dem könnte Zweierlei entgegengehalten werden: nämlich, daß Stolz hie und da feine Weine lobte (z. B. Rheinwein, Cyperwein), wenn er solche zu trinken bekam; was freilich selten geschah; und daß er während seiner Kränklichkeit selbst eine Zeitlang wählerisch erschien, indem er gewisse Speisen zurückwies. Allein was Ersteres angeht, so suchte Stolz nicht den Gaumengenuß und sprach nicht von diesem, sondern von dem Einfluß, den solcher Wein auf seine Nerven und damit auf Phantasie und Productivität ausübte. Den zweiten Punkt betreffend wurde mir gesagt, das habe seinen Grund darin gehabt, daß er an gänzlicher Appetitlosigkeit litt und daß ihm von gewisser Seite die Meinung beigebracht worden war, Speisen in einer bestimmten Zubereitung seien seiner Gesundheit schädlich; weßhalb er (allerdings ohne objectiven Grund — er war hierin zu gläubig) solche Speisen einige Male zurückwies.

waren, genoß er nichts mehr, sondern erhob sich, um auf sein Zimmer zu gehen, indem er meinte: gegessen habe er, so weit nöthig. Als man ihn aufforderte, wenigstens noch bei der Gesellschaft zu bleiben und an der Unterhaltung theilzunehmen, wenn er auch nichts mehr genieße, so meinte er, diese Zeit könne er nützlicher verwenden, zum Beten oder Arbeiten.

Daß Stolz im Fasten und in Bezug auf den Schlaf sich streng hielt und sehr früh aufstand, ist bekannt. Er versagte sich auch manche Bequemlichkeiten, die ihm sonst wohl gethan hätten, weil er der Weichlichkeit nicht nachgeben wollte. So duldete er weder ein Kanapee noch einen gepolsterten Lehnstuhl in seinem Zimmer. Als er in späteren Jahren an einem Fußübel litt und den kranken Fuß mehr liegend halten sollte, hatten die barmherzigen Schwestern ihre liebe Noth, ihn dazu zu bringen, daß sie ein Kanapee in's Zimmer stellen durften. Es mußte dann in die Mitte des Zimmers gestellt werden, damit es Unbequemlichkeiten verursachte und damit die Schwestern selbst baldmöglichst auf dessen Entfernung bedacht sein möchten. Einst traf ihn nun die ihn pflegende Schwester, wie er auf dem Kanapee sitzend bloß den kranken Fuß auflegte. Sie bat ihn nun, den andern auch aufzulegen, da ja sonst die Stellung auf die Dauer für ihn sehr unbequem und ermüdend sein müsse. Er antwortete ruhig: „Der andere Fuß ist gesund und hat diese Bequemlichkeit nicht nöthig."

So lange er leidlich gesund war, bediente er sich keiner Pantoffeln oder Zimmerschuhe, sondern blieb den ganzen Tag in den Stiefeln. Als er schon kränklich war, schickte ihm eine ihm persönlich unbekannte Dame, der er auf ihr Verlangen ein Heiligenbild mit seiner Namensunterschrift geschenkt hatte, als Gegengeschenk einige kleine Handarbeiten und legte auch ein Paar Zimmerschuhe bei, die in der Form mißrathen waren, indem sie beifügte: diese getraue sie sich

nicht ihm anzubieten, er könne sie ja etwa einem Bettler oder sonst einem alten Manne schenken. Gerade diese Zimmerschuhe behielt nun Stolz, indem er antwortete: er habe dieselben wirklich einem alten Manne geschenkt, nämlich sich selbst.

Streng war Stolz auch in Benützung der Zeit. Früher ging dieß bis zur Schroffheit seinen Besuchen gegenüber — später wurde er darin milder. Als Erholung benützte er Spaziergänge und Gespräche, namentlich solche, die ihm Gelegenheit boten, Beobachtungen und Erfahrungen zu machen oder anderen Priestern mitzutheilen. Vom Wirthshausbesuch gar nicht zu reden, so war er ein abgesagter Feind der Praxis, stundenlang bei Bier, Wein und Tabak zu sitzen und Philistergespräche zu führen. Gar nicht leiden konnte er das Spielen. Er rührte, als Priester wenigstens, nie eine Karte oder etwas dergleichen an und suchte auch Andere davon abzuhalten. Er rauchte nicht und schnupfte nicht. Wurde ihm eine Prise angeboten, so nahm er sie in der Regel und warf sie dann auf den Boden — sei es, daß er der Ceremonie des Ablehnens und Entschuldigens ausweichen wollte, sei es, daß er (ähnlich wie jener kroatische Soldat, der einen gefangenen Feind todtschlug und auf dießfallsige Vorwürfe antwortete: es ist doch wieder Einer weniger) sich freute, von dem Tabak, den er nicht leiden mochte, etwas zu vernichten.

12. Reinheit. Verhältniß zum weiblichen Geschlecht.

Im Anschluß an das, was soeben über die Strenge, mit der Stolz sich selbst behandelte, gesagt wurde, möchte ich doch, wenn auch nur wenige Worte beifügen über seine priesterliche Reinheit. Es ist nicht nöthig, über diesen delicaten Punkt weitläufig zu sprechen. Stolz war darin so vollkommen untadelhaft, daß meines Wissens während seines ganzen Lebens nie ein Vorwurf ihm gemacht, nie ein Verdacht gegen ihn ausgesprochen wurde. Er dankte Gott oft, daß er ihn durch

seine Gnade vor Sünden dieser Art sein Leben lang bewahrt habe. In Betreff der Sittsamkeit war er sehr zart, und es durften, wenn er wegen Unwohlsein zu Bette lag, außer dem pflegenden Personal nur nahe Bekannte oder intime Freunde zu ihm — es genirte ihn, wenn Andere ihn nicht vollständig angekleidet sahen. Als ich ihn das erste Mal in dieser Situation sah, mußte ich fast lachen — so komisch sah der kleine Mann im Bette aus, eingewickelt wie ein Kind, und dabei die unvermeidlichen „Vatermörder“.

Gegenüber dem weiblichen Geschlecht war Stolz sehr zurückhaltend und offenbarte dabei eine Art scheinbarer Geringschätzung oder Mißachtung, die ihm bei Manchen das Renommé eines Weiberfeindes eintrug, so daß es dann als eine Art Nemesis angesehen wurde, als er gegen Ende seines Lebens ganz auf die Hilfe und Pflege des weiblichen Geschlechtes angewiesen war, selbst bezüglich seiner Lectüre und schriftstellerischen Arbeiten. Wie ich Stolz kannte, habe ich mir die Sache stets in folgender Weise erklärt. Es ist bekannt und wurde oben als charakteristischer Zug hervorgehoben, daß Stolz nie, wie so Viele, mit dem Strom schwamm, um eben der öffentlichen Meinung sich zu accommodiren, sondern daß er lieber gegen den Strom schwamm und dabei nicht selten etwas in das andere Extrem gerieth, indem er nämlich eine Meinung, resp. Praxis deßwegen adoptirte und vertheidigte, weil der große Haufe (namentlich der sogen. Gebildeten) sie verwarf oder die Mode gegen sie war. Nun ist es ja bekannt, daß besonders in der „besseren Gesellschaft“ wie in der fashionabeln Literatur ein Damencultus getrieben wird. Da wird das „schöne Geschlecht“ als der Inbegriff aller Liebenswürdigkeit gefeiert und das „ewig Weibliche“ nahezu als die Triebfeder alles edeln Strebens hingestellt; die „Liebe“ in allen Sprachen und Tonarten gepriesen und in den gesellschaftlichen Formen eine Art Inferiorität oder Knechtschaft für das Mannsvolk gegenüber den weiblichen Engeln

zur Pflicht gemacht. Das reizte Stolz, gerade das entgegengesetzte Verfahren einzuhalten, und die gute Portion Bosheit (nicht im schlimmen Sinne ist dieß Wort genommen), die in ihm steckte, brachte ihn dazu, nicht nur das Verkehrte, das in der erwähnten Praxis liegt, zu charakterisiren und zu geißeln, sondern auch den Vorhang vor den weiblichen Schwächen und Fehlern schonungslos wegzuziehen und gewisse Modefiguren, wenn ich so sagen darf, an den Pranger zu stellen.

Da Stolz ferner ein grundehrlicher Charakter war, Alles gern beim rechten Namen nannte und die Heuchelei gründlich verabscheute, so war ihm die Prüderie, wie sie bei gewissen Gebildeten Mode ist, in der Seele zuwider. Bei Solchen gilt es nämlich als entsetzlich „ungebildet, roh, gemein" — und, wenn man in solchen Kreisen noch von „sündhaft" spräche, würde auch dieses epitheton ornans nicht fehlen — von gewissen natürlichen Dingen zu sprechen, ja auch nur die Worte „Unkeuschheit" oder gar „Unzucht" zu gebrauchen — während bei Manchen die Sache selbst nichts weniger als unbekannt ist und practisch cultivirt wird. Diese Prüderie geißelte Stolz unbarmherzig und mit allem Recht. Dennoch will es mir scheinen, daß er hierbei vor dem entgegengesetzten Extrem sich nicht genug in Acht genommen hat. Er sprach sich hie und da etwas zu derb oder frei über solche Punkte aus und wählte Gleichnisse, die mindestens ästhetisch nicht gebilligt werden können. Er mußte das später selbst fühlen. Denn als seine Schüler ähnliche Gleichnisse in ihren Predigt- oder katechetischen Aufsätzen brachten, mußte er dieß ihnen verweisen, allerdings unter Berufung auf den richtigen Grundsatz: Was etwa in einen Kalender passen kann, paßt deßwegen noch nicht in eine Predigt oder Katechese. Da er ferner selbst, wie ich aus verschiedenen Anzeichen zu schließen mich berechtigt glaube, keinen oder fast keinen Versuchungen gegen die Reinigkeit ausgesetzt war, so beurtheilte er auch Andere hierin insofern zu günstig, als

er Aehnliches bei ihnen voraussetzte. Daher und aus der von Hirscher geerbten Ueberschätzung des Werthes oder Einflusses der Belehrung kam es, daß er meinte, man dürfe jungen Leuten nur ernstliche Belehrung über die Bedeutung der geschlechtlichen Verhältnisse geben und sie vor gewissen Sünden deutlich und bestimmt warnen, dann werden viele vor solchen Sünden bewahrt bleiben. Daß er später seine dießbezügliche Ansicht modificirt zu haben scheint, wurde oben schon erwähnt.

13. Geradheit. Aufrichtigkeit. Freiheit von Menschenfurcht.

Ich bin oben bei Beginn der Schilderung des Charakterbildes von Stolz ausgegangen von seiner Geradheit und Aufrichtigkeit und habe zu zeigen versucht, wie er dieselbe Gott und sich selbst gegenüber bethätigte. Indem ich nun Stolz im Verhältniß zu seinen Nebenmenschen zu schildern versuche, wie ich ihn kennen lernte, möge es mir wieder gestattet sein, den gleichen Ausgangspunkt zu nehmen.

Stolz war in seinem Umgang und Verkehr durchaus wahr, gerade, aufrichtig. Er haßte nicht nur alle Lüge, Heuchelei, Verstellung u. dgl., sondern er wollte nicht einmal von den Höflichkeitsformeln etwas wissen, die eine Art Unwahrheit an sich zu tragen schienen (vgl. oben S. 178). Wurde er gefragt oder hielt er es sonst für seine Pflicht, so sagte er ganz ehrlich und ungeschminkt die Wahrheit, mochte er auch voraussehen, daß sie unangenehm berührte oder ungünstig aufgenommen wurde. Einst führte ihn ein hochgestellter Herr irgendwo herum, zeigte ihm die Merkwürdigkeiten und ließ ihn dabei mit lauter Reden und Erklären kaum zu sich selbst kommen. Da dieser Herr wußte, daß Stolz sich Aufzeichnungen machte, so fragte er, ob er in denselben auch vorkomme. Stolz bejahte ganz einfach, und als erwähnter Herr weiter fragte, was er denn über ihn geschrieben habe, so zeigte ihm Stolz eine Notiz, worin er bemerkt hatte, daß der betreffende Herr mit seinen vielen Reden ihm lästig gefallen sei.

Wiederholt hat Stolz, wenn ihm etwas in meinem Verhalten nicht gefiel, es mir ganz aufrichtig sans façon in's Gesicht gesagt — wie er es auch wünschte, daß man's ihm gegenüber thue. Aehnlich hat er es andern seiner Freunde und näheren Bekannten gemacht. Einer derselben war trotz vieler Geschäfte gegen Andere äußerst gefällig, sagte Dienstleistungen, Besorgung von Aufträgen, Anwohnung bei Versammlungen ꝛc. bereitwillig zu; aber in Folge von Ueberladung, Vergeßlichkeit und wohl auch der vis inertiae (Mangel an Energie) ließ die Erfüllung seiner Zusagen oft auf sich warten. Stolz verwies es ihm mehrmals, und als dieß nicht half, verlangte er von ihm: so oft er wieder eine Zusage nicht gehalten habe, müsse er ihm (Stolz) ein Geldstück für die Armen geben. Das geschah auch eine Zeitlang — ob's auf die Dauer geholfen hat, bezweifle ich.

Aber auch Anderen gegenüber, die ihm nicht so nahe standen, zeigte Stolz dieselbe Offenheit. Einmal war er zu Tisch geladen, und der Hausherr (ein Pfarrer) fütterte während der Mahlzeit seinen Hund, den er überhaupt sehr hätschelte und verzog, mit den besten Bissen. Stolz nahm nun keinen Anstand, ihm das zu verweisen und das Unrecht vorzuhalten, wenn man Thiere fast wie Menschen behandle. Ein andermal war Stolz mit mehreren Geistlichen zu Gaste. Nach dem ziemlich reichlichen Mahle wurde allerdings eine bis zwei Stunden pausirt. Dann aber wurde zum Bier gerufen. Stolz sprach nun ganz offen seinen Tadel aus über eine solche Ueppigkeit, wie er es nannte, die sich mit der christlichen und priesterlichen Mäßigkeit nicht vertrage.

Wo Stolz es für Pflicht hielt, zu reden, da hielt ihn keine menschliche Rücksicht ab, wie er denn von Menschenfurcht gründlich frei war. Daß er bei solchem Verfahren anstoßen, sich Unannehmlichkeiten, Verfolgungen ꝛc. zuziehen werde, wußte er wohl — aber das hielt ihn nie zurück. So machte er sich gründlich unbeliebt und zwar nach ver-

schiedenen Seiten hin, indem er in Universitätsfragen offen und frei für das Recht, für den stiftungsgemäß katholischen Charakter der Freiburger Hochschule, für unschuldig verfolgte oder gemaßregelte Collegen auftrat und den Machinationen von gewisser Seite mannhaft sich entgegensetzte. Tauchte eine wichtige Frage im kirchlichen Leben auf, bedrohte eine Gefahr den Glauben oder die Religiosität und Sittlichkeit des Volkes, die Freiheit und das Recht der Kirche, den christlichen Unterricht rc., so erhob Stolz offen und frei seine Stimme. Ja man mußte ihn oft zurückhalten und warnen, daß er nicht unnöthig und unvorsichtig sich einer Gefahr aussetze, da ja seine Feinde ohnehin lauernd auf Anlässe paßten, um seine Entfernung vom akademischen Lehrstuhl beantragen und bewirken zu können.

So war z. B. Stolz einer der Ersten, der bei uns auf dem Kampfplatz erschien gegenüber dem Rongeanismus; er trat ein für das Recht der Kirche an der Schule, für die Confessionsschulen, für die christliche Erziehung der Jugend, sobald die gegentheiligen Strömungen in der Gesetzgebung sich geltend machten; er legte seine Lanze ein gegen die Civilehe-Ritter für die Heiligkeit und sacramentale Würde der Ehe. Und als während und bald nach dem vaticanischen Concil der Hexensabbath gegen die päpstliche Lehrunfehlbarkeit losging, wobei Zeitungs- und Literatur-Juden, gläubige Protestanten, Protestantenvereinler, Ungläubige und Wissenschaftspächter oder Vertheidiger der Professorenunfehlbarkeit in rührender Eintracht den Reigen führten, als die Regierungen dem Concil und seinen Beschlüssen sich nicht etwa bloß reservirt, sondern zum großen Theil feindselig gegenüberstellten; als von den katholischen Theologieprofessoren an den Universitäten (welche nach den Bischöfen die Ersten waren, die ihre Stimmen hätten erheben müssen) einige abfielen, andere ein so „kluges" und reservirtes Stillschweigen beobachteten, daß man bei einzelnen Jahre lang nicht wußte, wie sie zu den vaticanischen Decreten sich stellten, wieder

andere an diesen Decreten und ihrer „Geschichte“ herumzunörgeln hatten: da war Stolz einer der Ersten auf dem Plane, und seine Waffen waren, wie immer, schneidig, und seine Stimme verhallte nicht ungehört.

Was manche Andere abhalten mochte, so gerade, offen und muthvoll aufzutreten, auch wenn Unannehmlichkeiten zu besorgen standen, das fiel bei Stolz nicht in's Gewicht. Auf Beförderung oder Besoldungszulage rechnete er nicht — er sagte immer, er habe Geld genug, mehr als er brauche —; Auszeichnungen erstrebte er nicht nur in keiner Weise, sondern verabscheute und floh sie, wie schon hervorgehoben wurde; das Verdict einer gewissen Sorte von Gelehrten (von den Universitätsprofessoren à la Schenkel und Bluntschli bis herab zu den Gelehrten der Schullehrerzeitungen) und den Beifall des großen Haufens achtete er ganz unglaublich gering; ja es freute ihn förmlich, wenn er von dieser Seite recht angegriffen oder, wie er sich ausdrückte, „angebellt und angeknurrt“ wurde und solchen Angriffen gegenüber seine Verachtung zeigen und mit köstlichem Sarkasmus den Gelehrtenhochmuth und die Philisterbornirtheit geißeln konnte; noch mehr aber, daß er, wie er sagte, die Fahne seines Herrn und Heilandes dem Unglauben und der Feigheit gegenüber hochhalten und an seiner Verfolgung theilnehmen durfte.

14. Nächstenliebe. Deren Wurzel und Eigenschaften.

Wenn ich nun zu der Nächstenliebe des seligen Stolz übergehe und zunächst seine Auffassung derselben, die Art, wie er sie verstand und übte, kurz bespreche, so wird schon aus dem Bisherigen zum Voraus erschlossen werden, daß sie bei ihm vor Allem aufrichtig war. Von Phrasenmachen, Höflichkeitsformeln, heuchlerischen Theilnahmebetheuerungen und dergleichen war bei ihm keine Rede. Seine Nächstenliebe zeigte sich wenig im Gefühl, selten in Worten, aber um so mehr und kräftiger in der That. Er strebte darnach, soweit

es seine Verhältnisse erlaubten, vollen Ernst zu machen mit dem christlichen Grundgesetz der Nächstenliebe: „Alles, was ihr wollt, daß die Leute euch thun, sollt ihr ihnen auch thun" (Matth. 7, 12); und: „Siehe zu, daß du keinem Andern thuest, was du nicht willst, daß dir von ihm gethan werde" (Tob. 4, 16).

Seine Liebe war allgemein und allumfassend. Vor Allem schloß er Niemanden davon aus. Stolz hatte manche Feinde, d. h. solche, die über ihn erbittert waren, ihm übel wollten und nach Kräften ihn zu discreditiren, um seine Stelle zu bringen und sonst ihm Verlegenheiten zu bereiten suchten. Aber er hatte keine Feinde in dem Sinn, als ob er Jemanden feindselig gewesen wäre. Wenn er Gegner zu bekämpfen hatte und dieß mit scharfen, schneidigen Waffen that, so hatte er stets die Sache im Auge, nicht die Person; er haßte und bekämpfte den Un- oder Irrglauben, die Lüge, die Heuchelei, die Gemeinheit ꝛc. — aber den Personen, die damit behaftet waren, blieb er von Herzen gut gesinnt und betheuerte öfters, daß er Allen im Geiste die Hand reiche, ihnen gern Gutes erweisen würde und aufrichtig wünsche, ihnen zu dem größten Glück, zur Gnade und Seligkeit, verhelfen zu können. Daß ferner Stolz nach Kräften die Erweise seiner Liebe Allen zuwandte, nicht bloß seinen nächsten Bekannten, seinen Orts-, Landes- und Glaubensgenossen, daß er auch Ausländern, Protestanten, Juden [1], Heiden gegenüber glänzende Beweise seiner Liebe gab, ist bekannt und wird weiter unten noch belegt werden.

---

[1] In den letzten vierzehn Tagen seines Lebens träumte ihm einmal, daß im Mutterhaus eben ein Jude operirt werde. Als er erwachte, sagte er der ihn pflegenden Schwester, sie möge doch alsbald gehen und der Operation helfend beiwohnen. Die gute Schwester mochte sagen was sie wollte, es sei nur ein Traum — sie mußte gehen. Als sie natürlich bald wieder zurückkam, meinte Stolz, sie wolle aus Gleichgiltigkeit der Operation nicht beiwohnen, weil der Operirte ein Jude

Ferner war seine Nächstenliebe gänzlich uneigennützig Bei seiner Liebe und den thatkräftigen Erweisen derselben. suchte er nie einen Vortheil, eine Gegenleistung, ebenso wenig Anerkennung oder Lob. So weit es anging, übte er die Werke der Nächstenliebe, besonders der Wohlthätigkeit, im Verborgenen, ohne jedoch darin ängstlich oder pedantisch zu sein. Er war der Meinung und sprach sie öfter aus: besonders der katholische Priester solle auch öffentlich sich wohlthätig erweisen, um für seine Person und seinen Stand auch dem Scheine des Geizes zu entgehen, um Anderen ein gutes Beispiel zu geben und um seinem Worte und seiner Wirksamkeit mehr Nachdruck und bereitwilligere Aufnahme zu verschaffen.

Sehr besorgt war er, daß nicht eine andere Art Eigennutz bei seiner Liebe sich einschleiche: die Rücksicht auf Fleisch und Blut, auf Verwandtschaft und dergleichen Verhältnisse. Ja er ging darin so weit, daß ich ihm einmal Vorstellungen und Vorwürfe machen zu müssen glaubte. Gewisse Rücksichten hindern mich, darüber in's Detail einzugehen und Belege vorzuführen.

Diese Eigenschaften der Nächstenliebe, wie sie Stolz auffaßte und übte, haben aber ihren Grund und ihre Wurzel in einer weiteren Eigenschaft: die Nächstenliebe war bei ihm durch und durch übernatürlich. In seiner Natur lag, trotzdem das Gefühl eine große Rolle bei ihm spielte, Manches, was ihm die Nächstenliebe erschwerte (es wird sogleich die Rede davon sein); und hätte er den Neigungen und Regungen seiner Natur nachgegeben, so hätte er nie solche Nächstenliebe geübt, vielmehr oft genug sie verletzt. Seine Nächsten-

---

sei, und machte ihr nun ernstlich Vorwürfe, indem er ihr vorstellte, die christliche Nächstenliebe lege auch gegenüber den Juden Verpflichtungen auf wie gegenüber den Glaubensgenossen. Als er dann wieder vollständig bei sich war und die Schwester ihm den Vorfall auseinandersetzte, lachte er herzlich.

liebe stammte aus dem Glauben und der Gottesliebe. Er liebte seine Mitmenschen, weil der Glaube ihm in denselben seine Brüder zeigte, die Kinder des gleichen Vaters, die alle durch Christi Blut erkauft, unendlich theuer sind in des Erlösers Augen und bestimmt, allesammt Gott im Himmel zu verherrlichen; er liebte sie, weil ihr und sein gemeinsamer Vater und Erlöser es wollte, um ihm dadurch Freude zu machen; er liebte sie um Gottes willen und Gott in ihnen.

Eben deßhalb liebte er in ihnen vor Allem ihre unsterbliche Seele. Allerdings that er viel, sehr viel, um der leiblichen Noth nach Kräften abzuhelfen, und er haßte jene scheinheilige sogenannte Nächstenliebe, die nur in salbungsvollen Phrasen und höchstens in Vertheilung von Tractätchen sich zeigt, von dem leiblichen Elend aber nur bedauernde Notiz nimmt, und die Hand auf den eigenen Geldbeutel haltend pharisäisch dankt, daß der Herr, der die Seinen kennt, solche Heimsuchung vom eigenen Fleisch abgewendet habe. Allein weit mehr mühte er sich, den Seelen beizustehen und ihrer Noth, ihrem Elend zu steuern, ihr Verderben abzuwenden, und die leibliche Hilfe diente ihm als Mittel, um auch die Seele dem Untergange zu entreißen und für Gott zu gewinnen. Natürlich darf das nicht in dem Sinn verstanden werden, als habe Stolz Proselytenmacherei getrieben nach Art Mancher, z. B. englischer Pietisten, die das Almosen als Preis bezahlen für die Bekehrung zu ihrer Secte oder für die Auslieferung der Kinder in ihre Schulen. Davon war Stolz weit entfernt. Allerdings suchte er Alle für die Wahrheit zu gewinnen; aber seine Wege und Mittel waren ehrlich und gerade, waren Belehrung, Ueberzeugung, Gebet. Was oben vom Almosen als Mittel, auf die Seelen zu wirken, gesagt wurde, gilt hauptsächlich von dem Almosen an Katholiken, das ihre Seelen durch die erwiesene Liebe wieder für Liebe empfänglich machen und sie auf die Liebe Gottes, der sie letztlich auch diese Hilfe verdanken, hinweisen sollte.

15. Was Stolz die Nächstenliebe erschwerte.

Wenn man nun die Nächstenliebe bei Stolz, namentlich in seinen späteren Jahren beobachtete, so konnte man meinen, sie habe sich bei ihm gleichsam von selbst ergeben, sei ihm natürlich — ähnlich, wie wenn man einem tüchtigen Katecheten zuhört, wie er eine schwierige Frage den Kindern erklärt, und dann dieß ganz natürlich und selbstverständlich findet und meint, das gebe sich von selbst und so hätte man's auch gemacht — bis man nachher daran geht und die Schwierigkeit erst merkt, und dann auch ahnt, welche Mühe der betreffende Katechet sich geben mußte, bis er diese Kunst erlernte. So war auch bei Stolz, wie schon angedeutet wurde, seine Nächstenliebe nicht das Product seiner natürlichen Neigungen, sondern seines Glaubens, der in ihm lebenden und wirkenden Gnade Gottes und seines treuen Mitwirkens, seiner fortgesetzten Anstrengungen und Kämpfe. Ja, gerade auf diesem Terrain hatte Stolz, soweit ich ihn kannte, besonders viele und harte Kämpfe zu bestehen und beging er wohl auch seine meisten Fehler.

Von dem, was ihm die Nächstenliebe, resp. deren Uebung und Bethätigung erschwerte, will ich nur hinweisen einmal auf sein Naturell. Gefühl und Phantasie waren bei ihm vorherrschend, und zugleich war er ein Original. Das bedingte und brachte mit sich sehr wechselnde Seelenstimmungen und Launen bis zur Wunderlichkeit, und zugleich eine Art Abhängigkeit von denselben, wenn ihnen nicht fortwährend widerstanden und gegen sie angekämpft wurde. Es werden wohl die meisten Leser es schon an sich selbst erfahren haben, wie schwer es bei gewissen solchen Stimmungen (die ja sehr oft eine körperliche und Temperamentsgrundlage haben) und sich geltend machenden Launen ist, die Gemüths- und Willensverfassung sich zu bewahren, das Benehmen einzuhalten, wie es von der rechten und vollkommenen christlichen Nächstenliebe

gefordert wird; und wie leicht es dann ist, gegen diese Nächstenliebe in Worten, Handlungen und Unterlassungen zu fehlen. Bei Stolz war nun diese Anlage, wenn ich so sagen darf, und damit auch die genannte Versuchung und Gefahr wohl in höherem Grade vorhanden, als bei den meisten der Leser.

Dazu kam noch, daß Stolz seiner ganzen Anlage nach mehr zur Einsamkeit und zur Beschäftigung mit seiner Seele, seiner Phantasie und mit der Natur hinneigte, als zur practischen Thätigkeit und zum Verkehr mit Menschen. Seine größte Freude fand er darin, z. B. beim Anblick der schönen Gottesschöpfung sich in die durch deren Herrlichkeit angefachten Gefühle und Phantasieen zu versenken, und deren Spiel, wie er sich ausdrückte, zuzuschauen, und dabei der Liebe Gottes und seiner Liebe zu Gott sich zu erfreuen.

Ferner arbeitete Stolz keineswegs leicht, sondern manchmal recht mühsam, und bedurfte dabei sehr der Ruhe und Ungestörtheit. Man kann sich's ja ohnehin denken (und was später über die Stolz'sche Art, seine Werke abzufassen, noch zu sagen ist, wird es weiter erläutern), daß manchmal der schönste Phantasie- und Gedankenflug, der ein herrliches literarisches Product versprach, gestört wurde und zunächst wenigstens resultatlos blieb, wenn es an seiner Thüre klopfte und ein Besuch seine gehobene Stimmung und seine Arbeit unterbrach. Daß dann die Versuchung nahe lag, einen solchen Besuch nicht allzu freundlich zu empfangen, insbesondere wenn er unnöthig war und Lappalien aufgetischt oder gar recht unangenehme und widerwärtige Geschichten auf's Tapet gebracht wurden, kann sich Jeder leicht denken und bei der Offenheit, die Stolz an sich hatte, sagte er dieß oft gerade heraus und mag Manchen verletzt und abgestoßen haben, namentlich Solche, die ihn nicht genauer kannten.

Dazu kam noch, wovon schon früher die Rede war, die Verachtung gegen das Gebahren so vieler Menschen, die stets die Versuchung mit sich führte, die Verachtung von der Sache

auf die Person zu übertragen und letztere in entsprechender Weise zu behandeln, sowie den Tadel, den er in bester Absicht und offenherzigster Weise aussprach, manchmal schärfer zu formuliren als nothwendig oder recht sein mochte; und kamen die vielen Enttäuschungen, die Stolz erfahren mußte, indem seine Liebe, Aufopferung und Wohlthätigkeit nicht nur an Unwürdige verschwendet, sondern auch mit Undank, mit wehthuenden Kränkungen vergolten wurde.

Man nehme nun alle diese Momente zusammen — dann wird es sehr leicht erklärlich sein, daß für Stolz die vollkommene Uebung der Nächstenliebe keineswegs leicht war, daß bezügliche Versuchungen ihn häufig plagten und daß manche (wenn auch keine großen) Fehler gegen diese Tugend vorkamen. Man wird auch begreiflich finden, daß Stolz sich so oft beklagt und selbst anklagt, er habe so wenig Nächstenliebe, er sei kalt und liebeleer gegen Andere, er thue die Werke der Nächstenliebe ohne innere Wärme und Freudigkeit. Uebrigens muß dabei auch in Anschlag gebracht werden, daß Stolz überhaupt sehr streng in der Beurtheilung seiner selbst war, was bereits erwähnt wurde, und daß ihm die Unterscheidung zwischen bloßen, gar nicht oder nicht ganz schuldbaren Gefühlsregungen und zwischen Willensakten wohl oftmals nicht leicht, resp. der Unterschied im gegebenen Falle nicht klar wurde.

Gefehlt hat Stolz darin — das ist wahr; aber abgesehen davon, daß Tausende sich solche Fehler kaum als Sünden anrechnen würden, gab er sich auch fortwährend Mühe, sein Naturell darin zu bekämpfen und zur vollkommenen Nächstenliebe durchzudringen. Er scheute sich nicht, ausdrücklich um Verzeihung zu bitten, wenn er Jemanden etwas rauh oder unfreundlich behandelt hatte. Einst kam ein Student, um ihn zu bitten, ihm das Examen aus der Pastoral außer der gewöhnlichen Zeit abzunehmen. Er kam zu sehr ungelegener Zeit, und Stolz war noch dazu unwohl. Er wies ihn deß-

halb ab und sagte ihm in nicht sehr freundlicher Weise, er hätte sich auch zu gehöriger Zeit melden können. Andern Tags ließ er den Studenten rufen, bat ihm die Unfreundlichkeit ab und examinirte ihn alsbald. So kam es mehr als ein Mal vor, daß er barmherzige Schwestern, denen er etwas in unfreundlicher Weise gesagt zu haben meinte, bald darauf demüthig um Verzeihung bat.

Man konnte den Fortschritt in Bekämpfung und Ablegung solcher Fehler bei genauer Beobachtung ganz gut bemerken. Je älter er wurde, desto umgänglicher und freundlicher wurde er auch (von seiner Wohlthätigkeit wollen wir hier noch gar nicht reden), und desto mehr lernte er es, seine Stimmungen und Launen zu beherrschen. Es mochte zwischen Stolz in seinen letzten Lebensjahren und zwischen Stolz in früheren Zeiten in dieser Hinsicht ein Unterschied sein, wie zwischen altem und bei allem Feuer mild gewordenem Wein, und zwischen dem rauhen Most, aus dem er sich durch Gährung und Ausscheidung der ungehörigen Bestandtheile entwickelt hat.

16. Heiterkeit im Umgang.

Ehe ich übergehe zur Schilderung der Art und Weise, wie Stolz die Nächstenliebe übte, resp. der Werke seiner Nächstenliebe, möchte ich hier noch aufmerksam machen auf die oft kindlich-naive Heiterkeit und den köstlichen Humor, den Stolz in Gesellschaften, die ihm zusagten, zu entwickeln verstand. Er hatte, trotz seines schlechten Gedächtnisses, einen Vorrath von Anekdoten, die ihm selbst passirt waren, von Beobachtungen, die er gemacht hatte, von denen er gern ein oder das andere Stücklein zum Besten gab. Er sah aber auch, wie man zu sagen pflegte, Alles und gewann ihm je nach Umständen seine komische, erheiternde oder auch seine lehrreiche und ernste Seite ab.

Einst war er auf dem Weg von Freiburg nach Herdern, und vor ihm her ging ein Knabe, der eine säuberlich in

Papier gewickelte Bratwurst trug, die er wohl eben beim Metzger hatte holen müssen. Der Knabe sang und pfiff, und da ihm das ordnungsmäßige Tragen der Wurst zu langweilig war, so nahm er sie aus dem Papier, besichtigte und beroch sie gehörig, und nahm dann allerlei Manöver mit ihr vor. Zuerst wurde sie im Kreis geschwungen und in die Höhe geworfen; dann im Takt an die rechts und links vom Wege stehenden Bäume angeschlagen, und endlich flößte sie der Junge noch in dem neben dem Weg herziehenden Bächlein. Stolz hatte an diesem kindlichen Spiel seine helle Freude, und eine ähnliche hatten wir, als uns Stolz diesen Vorfall in seiner kindlich-naiven Weise erzählte.

Ein andermal erzählte er uns, wie er durch ein Dorf kam und sich mit einem muntern Knaben, der kaum das schulpflichtige Alter haben mochte, unterhielt. (Ich wollte nur, ich könnte die Unterhaltung wiedergeben, wie Stolz sie erzählte, einerseits im Dialekt des Knaben, andererseits in der eigenthümlichen Betonung, in der Stolz selbst zu sprechen pflegte — denn darin lag ein ungemein komischer Contrast.) Am Schluß sagte Stolz: „Komm, ich gib dir einen Kreuzer.“ Ziemlich geringschätzig antwortete der Knabe: „I han scho drizeh Krüzer.“ — „Wo hast du denn diese dreizehn Kreuzer her?“ — „Vom Vater; er git mir allig (jeweils) ein, wenn er trunke het.“ — „Ja, dein Vater wird doch nicht trinken?“ — „Sell will i meine; 's letzt (kürzlich) hen sie en brocht (gebracht) uf eme Wägili; er het nimme laufe könne.“ — Daß Stolz auch die traurige und ernste Seite solcher Anekdoten (deren ich noch manche aus seinem Munde berichten könnte) zu benützen wußte, brauche ich nicht zu betonen. Ich wollte nur kurz zu verstehen geben, wie Stolz auch für heitere Vorkommnisse Sinn, Beobachtung und Platz in seinem Gedächtnisse hatte, und wie er verstand, damit eine fröhliche Unterhaltung zu beleben.

17. Sorgfalt gegen Ehrabschneidung.

Bei seinen Unterhaltungen und auch sonst mied Stolz mit großer Gewissenhaftigkeit die Verletzungen der Nächstenliebe, wie sie leider durch Ehrabschneidungen so häufig begangen werden. Ich erinnere mich nicht, bei den vielen Gesprächen, die ich mit Stolz hatte, oder die ich ihn mit Andern halten hörte, je etwas, was einer Ehrabschneidung ähnlich sah, aus seinem Munde gehört zu haben. Er gab sich auch Mühe, diesen Fehler bei Andern nach Kräften zu verhindern. Wurde in seiner Gegenwart in solcher Weise gesprochen, so wies er, wie ich selbst hörte, die Betreffenden, wenn es füglich geschehen konnte, zurecht. Auch in seinen Vorlesungen und Schriften drang er sehr darauf, und noch in einem seiner letzten literarischen Producte suchte er die Priester, namentlich die der Marianischen Congregation, an die er sich zunächst wandte, anzuspornen, sich selbst vor Ehrabschneidung zu hüten, und diesem Fehler nach Kräften und Gelegenheit auch bei Andern entgegenzutreten.

Ja ich glaube, daß Stolz in dieser Hinsicht hie und da zu rigoros war. Einmal erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle, daß ein Hauptagitator der sogenannten Altkatholiken, der gegen die katholische Kirche wegen ihrer „Glaubensfälschung“, ihrer „Unsittlichkeit“ und der „Versunkenheit ihres Clerus“ nicht genug zu declamiren wußte, nicht nur überhaupt ein sehr (ich will es mild ausdrücken) ungeregeltes Privatleben führe, sondern auch neuestens einer sehr schmutzigen Geschichte sich schuldig gemacht habe und nur mit Mühe und durch bedeutende Geldopfer einem Scandalproceß entgangen sei. Ich theilte dieß Stolz mit, damit er nöthigenfalls von dieser, in der Heimath des betreffenden Agitators offenkundigen Sache Gebrauch mache. Stolz wies mich nun zurecht und meinte, ich thue Unrecht, indem ich bei ihm die Ehre des Sünders schädige. Ich entgegnete ihm aber, daß ich es für

keine Sünde halte, Einen, der heuchlerisch gegen die Kirche und den Clerus donnert und sie der Unsittlichkeit beschuldigt und bei Leichtgläubigen manchen Schaden anzurichten vermag, zu entlarven und in dieser Hinsicht unschädlich zu machen.

18. Freigebigkeit. Sorge für Arme und Kranke.

Bezüglich der positiven Bethätigung der Nächstenliebe will ich hier nur zwei Punkte hervorheben: die Freigebigkeit, die Almosen, die leiblichen Werke der Barmherzigkeit — und dann die Bethätigung des Seeleneifers[1].

In ersterer Hinsicht muß ich vorausschicken, daß wohl nicht viele Menschen und Priester so frei von Habsucht und Geiz sein mögen, wie es der selige Stolz war. Das Geld verachtete er — nur als Mittel, seine eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und besonders Werke der Barmherzigkeit zu üben, hatte es für ihn einen Werth. Er mochte nie viel Geld daliegen haben und sagte mir mehr als einmal: „Sie, ich habe wieder mehr Geld als ich brauche, wenn Sie Jemanden wissen, welcher der Unterstützung bedürftig ist, so sagen Sie es mir.“ Diese Scheu vor Ansammeln von Vorräthen erstreckte sich auch auf andere Dinge. So z. B. pflegte er, wenn seine beiden nicht sehr geräumigen Büchergestelle wieder

---

[1] Auf einen Punkt möchte ich doch noch kurz aufmerksam machen, weil bezüglich desselben Unrichtiges ausgesprochen wurde. Stolz war für ihm erwiesene Wohlthaten und Gefälligkeiten von Herzen dankbar. Geschenke machte er nicht gern, aus Gründen, deren Erörterung wir füglich übergehen können (nur Bücher, Bilder, Rosenkränze u. dgl. gab er öfters her); aber er zeigte seine Dankbarkeit sonst, wie er konnte, und besonders durch Gebet. Ein hervorragender ausländischer Priester, der einige Zeit neben Stolz im Mutterhause wohnte, äußerte sich dahin: die große Dankbarkeit, die Stolz auch für kleine Gefälligkeiten bethätigte, habe ihn stets erbaut, und er werde diese Erinnerung nie vergessen. Wie oft dankte er auch in seiner Krankheit den Schwestern und bedauerte, daß er ihnen so viel Mühe mache, und versprach, durch Gebet sich dankbar zu erweisen!

gefüllt waren (ich glaube mehr mit geschenkten als mit gekauften Büchern), wieder eine Anzahl Bücher zu verschenken, meistens an arme Theologen. Einst bekam er ein Paar neue sogenannte Pulswärmer — sogleich verschenkte er die, welche er schon vorher besaß, weil er keine zwei Paare brauche.

Nichtsdestoweniger sah er darauf, daß er die ihm gebührenden Gelder richtig bekam, daß ihm bei Rechnungen nicht mehr angefordert wurde als er streng schuldete, und daß er nichts unnöthig ausgebe, weil er sich verpflichtet hielt, von dem ihm gehörenden oder gebührenden Geld den bestmöglichen Gebrauch zu machen. So sagte er mir wiederholt, daß er möglichst viel Honorar für seine Schriften vom Verleger zu erhalten suche, und es mochte viel Geduld von Seite des Letzteren in Anspruch nehmen, wenn Stolz fast bei jeder neuen größeren Schrift wieder andere Bedingungen machte. Dagegen wußte er selten, wie viel er beim Verleger zu Gute habe, sondern verließ sich ganz auf dessen allerdings über jeden Zweifel erhabene Ehrlichkeit.

Er war im Mutterhaus sehr billig gehalten, indem er für Wohnung und vollständige Verpflegung einen verhältnißmäßig niederen Preis bezahlte. Dennoch äußerte er sich wiederholt der ehrwürdigen Frau Mutter gegenüber, man möge ihm ja nicht zu viel anrechnen; denn was ihm abgenommen werde, entgehe den Armen. Die Frau Mutter, die ihn schon kannte, nahm ihm das gar nicht übel, sondern lächelte nur über diese Aeußerungen. Ich sagte ihm dann einmal, er solle doch bedenken, daß er durch solche Bemerkungen auch die Schwestern kränken könne (was er natürlich nicht im Mindesten beabsichtigt hatte), da sie ja wie Mißtrauen sich ausnähmen; er sei wahrhaft billig genug gehalten, zumal auch noch lange Zeit eine Schwester mit Schreiben täglich von ihm beschäftigt wurde; und endlich, wenn das Mutterhaus je etwas erübrigen solle, so könne er sich doch denken, daß Alles auch wieder für Arme und sonstige gute Zwecke verwendet werde.

Aus derselben Ursache, daneben auch aus seinen Eigenheiten erklärt es sich, warum Stolz nicht „splendid“ war z. B. im Spenden von Trinkgeldern ꝛc., und warum er im Almosengeben manchmal eine mehr als gewöhnliche Vorsicht anwandte. (Bezüglich des letzteren Punktes kommt freilich auch in Betracht, daß eben Stolz öfters „angegangen“ war, indem seine Güte und Freigebigkeit mißbraucht wurde.) Als ich noch Student war, mußte ich einmal zu Stolz auf's Zimmer, hörte aber vor der Thüre einen so lauten „Gedankenaustausch“, daß ich, wenn ich mich nicht ganz entfernte, Alles hören mußte. Es war gerade eine Frau bei Stolz aus der Gegend von Basel, die um Unterstützung anhielt. Stolz examinirte sie nun und fragte, ob sie denn den weiten Weg nach Freiburg zu Fuß gemacht habe und zurück wieder machen wolle. Unbefangen erwiederte die Bittstellerin: „Nein, ich bin mit der Eisenbahn gekommen und will auch wieder so heimfahren.“ Da antwortete Stolz: „Hättet Ihr das Geld behalten, was Ihr für die Eisenbahnfahrt ausgegeben habt und noch ausgeben müßt, so hättet Ihr schon mehr, als man gewöhnlich zum Almosen gibt.“ — Ich glaube nicht, daß die Frau viel bekam.

Ein mir bekannter Pfarrer wandte sich an Stolz und bat ihn um ein Darlehen für einen durch Krankheit zeitweilig arbeitsunfähig gewordenen Mann und dessen dürftige Familie. Stolz erklärte sich bereit, die verlangte nicht unbedeutende Summe herzugeben, wenn der Pfarrer sich verbürge, daß alles, was ihm geschrieben worden, richtig sei und daß die Summe zurückbezahlt werde. Der betreffende Pfarrer, mit dem ich in meiner Vacanz zusammentraf, fragte mich nun in seiner Verlegenheit, was er thun solle. Daß alles, was er bezüglich der Verhältnisse des Mannes geschrieben, wahr sei, könne er wohl verbürgen; nicht aber die Rückzahlung der Summe; denn wenn der Mann bald sterbe, werde die Erstattung ihre Schwierigkeiten haben. Ich ant-

wortete ihm ruhig: er möge nur die verlangte Bürgschaft geben. Denn Stolz sei eben gerade wieder einmal „angegangen“, darum nehme er es genau; allein davon, daß Stolz von ihm die Zurückzahlung eventuell verlange, sei gar keine Rede, und ich wolle mit Stolz gleich nach meiner Rückkehr aus der Vacanz darüber sprechen. In der That war es so — und Stolz hat, soviel ich weiß, allen seinen derartigen Schuldnern Alles geschenkt.

Als Stolz mir einst, wie oben erwähnt, gesagt hatte, wenn ich Bedürftige wisse, solle ich es ihm sagen, bat ich ihn für eine Anstalt, in der verwahrloste Kinder erzogen wurden und die eben in sehr gedrückten Verhältnissen sich befand, um eine Unterstützung. Ich mußte nun auch ein scharfes Examen bezüglich dieser Anstalt bestehen. Dasselbe fiel gut aus und ich dachte, nun bekomme ich vielleicht zehn oder zwanzig Gulden für dieselbe. Allein ich war nicht wenig erstaunt, als Stolz mir sagte: „Gehen Sie zu Herder und lassen Sie sich von meinem Guthaben dreihundert Gulden für die Anstalt geben.“ Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen und eilte alsbald in die Herder'sche Verlagshandlung. Der Vertreter derselben, Herr Hutter, sagte mir lächelnd: „Herr Professor Stolz hat nichts mehr bei uns zu Gute, sondern wir haben an ihn zu fordern. Das verschlägt jedoch gar nichts; ich gebe Ihnen die dreihundert Gulden als Vorausbezahlung auf die künftige Rechnung des Herrn Professor Stolz.“ Und so geschah es.

Es ist erstaunlich, von wie vielen Seiten Stolzens Mildthätigkeit in Anspruch genommen wurde. Nicht nur aus Freiburg und der Umgegend kamen Bedürftige aller Art zu ihm, sondern aus entlegenen Gegenden und selbst aus fremden Ländern wandten sich Viele brieflich an ihn, klagten ihm ihre Noth und baten um Hilfe. Dem war durch eine Feuersbrunst sein Häuschen zerstört; Jener sollte eine Schuld zahlen, wenn ihm nicht gepfändet werden sollte; ein Dritter war

krank oder hatte kranke Angehörige; wieder einem Andern war eine Kuh oder ein Pferd gefallen; Andere waren beschäftigungslos und wollten einstweilen Unterstützung und dann Vermittlung einer geeigneten Stelle ꝛc. Stolz gab, so weit er konnte und das Almosen für gut angewendet hielt. Wie viel er so gab, weiß Gott allein. Ich will mich in eine auch nur annähernde Berechnung der Summe nicht einlassen, sondern sage kurz: er gab Alles her, was er nicht selbst brauchte — und er brauchte wenig. Wie einfach er lebte, wurde erwähnt; die einzige nicht nothwendige größere Ausgabe, die er sich gestattete, waren die Kosten für seine Reisen — und diese waren für ihn, insbesondere für seine schriftstellerische Thätigkeit, moralisch nothwendig. Er verdiente durch seine literarischen Arbeiten ganz bedeutende Summen; von seiner Besoldung als Professor brauchte er nur den geringeren Theil. Alles Erübrigte aber wurde für die Armen oder sonstige gute Zwecke verwendet.

Und wie er selbst äußerst wohlthätig war für die Armen, so suchte er auch Andere dazu anzuspornen. Ich erinnere nur an die bezüglichen Stellen seiner Schriften, z. B. im „Vater unser“; an seine Bemühungen für den St.-Vincenzverein, den er in Freiburg gründete und leitete, an seinen „vortheilhaften Antrag“ ꝛc.

Besonders gern und eifrig bethätigte Stolz seine Barmherzigkeit gegenüber den Kranken. Nicht nur jene im Mutterhause, sondern auch solche im Spital und in Privathäusern pflegte er zu besuchen, besonders wenn ihm ein bezüglicher Wunsch geäußert worden war. Er hatte eine eigene Gabe, Kranke aufzumuntern und zu trösten. Dabei erkundigte er sich vorsichtig nach den leiblichen und geistigen Bedürfnissen und suchte nach beiden Richtungen hin zu helfen, durch Unterstützung, Sorge für entsprechende Nahrung, Verschaffung geeigneter Lectüre ꝛc. Namentlich wenn Studenten erkrankt waren, besuchte er sie gerne und wendete ihnen alle Sorg-

falt zu. Hörte er, daß eine bedenkliche Operation vorgenommen werden sollte, oder bat man ihn um sein Gebet für schwer Kranke, so las er in dieser Meinung die heilige Messe. Dasselbe that er unaufgefordert, wenn er hörte, daß Kranke (selbst solche, die er nicht weiter kannte) gestorben waren. Ueberhaupt war er sehr bemüht, den armen Seelen Barmherzigkeit zu erweisen, betete und brachte das heilige Meßopfer für sie dar. Nach seinen Erzählungen scheint es, daß ihm auch bezügliche außerordentliche Vorkommnisse begegneten, die ihn erinnerten, für gewisse Verstorbene, namentlich am Jahrestage ihres Todes, die heilige Messe aufzuopfern.

19. Seeleneifer.

Damit sind wir unvermerkt zu der geistlichen Barmherzigkeit gekommen, die Stolz übte, zu den Werken seines Seeleneifers. Daß ein wahrer, ächter und thatkräftiger Seeleneifer ihn beseelte, konnte Jeder merken, der ihn auch nur ein wenig genauer kennen lernte oder beobachtete. Dieser Seeleneifer hatte ihn getrieben, Priester zu werden und in die Seelsorge einzutreten; eine ihm angebotene vortheilhafte Stellung als Gymnasiallehrer abzulehnen und lieber auf seinem magern und anstrengenden Posten als Dorfvicar auszuhalten; seine Privatneigungen hintanzusetzen und mit allem Ernst und größter Gewissenhaftigkeit den Pastorationsarbeiten sich hinzugeben. Dieser Seeleneifer war es auch hauptsächlich, der ihn den Lehrstuhl der Pastoral wünschen und mit Freuden annehmen ließ und bis zu seinem Ende ihn auf demselben festhielt. Auch aus seinen Vorlesungen leuchtete, wie seine Frömmigkeit und Gottesliebe, so auch sein Seeleneifer in wohlthuender Weise hervor. Man merkte, wie sehr es ihm heiliger Ernst war und wie er seine Schüler zu tüchtigen Priestern heranzubilden sich bemühte. Das war auch ein Punkt, in dem seine Vorlesungen sich vortheilhaft von manchen anderen unterschieden, die auf manchen katholischen Hochschulen

für Priesteramtscandidaten gehalten wurden und werden, wo von Liebe, Begeisterung und Eifer kaum je etwas zu bemerken ist und wo eine ich möchte sagen handwerksmäßige Trockenheit herrscht.

Darum gab auch Stolz mit der Uebernahme der Professur seine seelsorgerliche Thätigkeit nicht auf. Er predigte ab und zu, hörte öfters Beichten und hatte ständige Beichtkinder bis in seine letzten Jahre, wo andauernde Kränklichkeit ihn zurückhielt. Wenn er namentlich in letzter Zeit verhältnißmäßig weniger predigte, so hatte dieß einen Hauptgrund darin, daß für ihn das Predigen schwer und die Vorbereitung zeitraubend war. Er hatte nämlich ein schlechtes Gedächtniß, namentlich das Wortgedächtniß war sehr gering, so daß es ihm fast unmöglich war, etwas zu memoriren. Deßhalb kam es auch mehr als einmal vor, daß er Predigten von der Kanzel verlas, statt sie frei vorzutragen.

Auch im täglichen Umgang leuchtete bei Stolz der Seeleneifer durch, indem er, ohne gesucht und lästig zu werden, erbauliche und mahnende Momente in das Gespräch einfließen ließ und offen tadelte, wo er Fehlerhaftes bemerkte.

Außerordentlich viel wirkte Stolz durch seine Briefe. Nicht nur hat er manche Seelen lange Zeit brieflich geleitet, sondern er wurde in äußerst zahlreichen Briefen von den verschiedenartigsten Seiten in Anspruch genommen, indem sein Rath in Gewissensangelegenheiten begehrt wurde. Stolz beantwortete alle Briefe zwar kurz, ohne alles unnöthige Gerede, aber hinlänglich und mit großer Freundlichkeit und Opferwilligkeit. Namentlich hat er viele Conversionen von Protestanten, wenn ich so sagen darf, brieflich geleitet. Ueber diesen Punkt muß ich ein wenig weiter mich verbreiten.

Es ist bekannt, daß Stolz' Schriften unter gläubigen Protestanten sehr verbreitet sind und ihm unter denselben viele Verehrer gewonnen haben. Manche aus ihnen wandten sich nun brieflich an Stolz oder suchten ihn gelegentlich einer

Reise in Freiburg auf und kamen so in dauernden brieflichen Verkehr. Was mochte sie an Stolz wohl so an- und zu ihm hinziehen? Es war durchaus nicht eine Art „Weitherzigkeit“ von Stolz, wie Jemand es genannt hat, in dem Sinn, als hätte er in gewissem Grade einer Art Indifferentismus gehuldigt oder wäre gar mit einem Fuß auf protestantischem Boden gestanden; als hätte er bloß das allgemein Christliche betont und das confessionelle Element ignorirt und bezüglich desselben der Anschauung und Praxis gehuldigt: darauf komme es nicht sehr an, man müsse tolerant sein; Jeder möge darin glauben und thun, wie er es für gut finde, aber jedenfalls am Glauben an Christus festhalten und die christliche Liebe üben. Nein; Stolz war darin so entschieden wie Einer — trat er doch auch als schneidiger Polemiker auf, und sein Schriftchen gegen die gemischten Ehen allein reicht hin, diesen Irrthum gründlich zu zerstören. Von einer Toleranz gegen den Irrthum wollte er nichts wissen — so tolerant und liebevoll er gegen die Irrenden war. So weit ich die Sache beurtheilen kann (und ich habe selbst mit Solchen gesprochen, die durch Stolz zur Conversion kamen, und ihre Briefe gelesen), war es einmal die große Wärme, Tiefe und Innigkeit, mit der Stolz die christliche Wahrheit vortrug; der Geist des Glaubens und der Liebe zu Christus, der aus seinen Schriften leuchtete; der große Eifer für das Heil der unsterblichen Seelen, den Stolz überall bekundete; ferner die große Milde und herzgewinnende Güte, mit der er Andersgläubigen, die sich an ihn wandten, entgegenkam. Zugleich mochte wohl in Manchen schon ein mehr oder minder klar bewußter Zweifel an der Richtigkeit der eigenen Confession sich geltend machen; und die Wärme und Begeisterung, mit der Stolz über die katholische Kirche und deren Institutionen schrieb, diente dazu, den Stachel des Zweifels noch zu verschärfen und tiefer einzudrücken und anderseits die von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile zu beseitigen oder doch

zu erschüttern. Andere wandten sich zunächst in tiefem Leid und schweren Stürmen an Stolz, um Rath und Trost zu erbitten, und wurde dadurch nach und nach die Conversion angebahnt.

Stolz ging von der Ueberzeugung aus, daß bei den meisten Protestanten mit Disputation und wissenschaftlichen Gründen nichts zu machen sei. Denn, sagte er, die Vorurtheile gegen die katholische Kirche sind bei vielen so stark und so in Fleisch und Blut übergegangen, daß dagegen mit Gründen nichts auszurichten ist und daß dieselben selbst die Folgerichtigkeit und logische Correctheit des Denkens beeinflussen, resp. stören. Stolz war deßhalb weit entfernt, die Irrenden zu verdammen (was überhaupt kein Katholik, der dem Geiste seiner Kirche sich conformirt, thut), sondern hatte inniges Mitleid mit ihnen und behandelte sie mit aller Schonung, Milde und Geduld. Von Proselytenmacherei wollte er gar nichts wissen.

Kam ein Protestant auf die Confessionsunterschiede zu sprechen, so ermahnte Stolz zuerst und betonte die Pflicht, den reinen, guten, aufrichtigen Willen in sich herzustellen: ich will nur die Wahrheit; ich bin fest entschlossen, jenen Glauben zu bekennen, jener Kirche mich anzuschließen, die ich durch Gottes Gnade als die wahre erkenne. Zugleich ermahnte er dringend, um diese Gnade inständig und anhaltend zu beten, namentlich auch die allerseligste Jungfrau anzurufen durch den englischen Gruß, und versprach, auch selbst damit sein eigenes Gebet zu vereinigen. Brachte dann der Protestant seine Vorurtheile oder Zweifel, so widerlegte sie Stolz in der ihm eigenen geistreichen, kurzen, oft drastischen Weise. War aber die Sache soweit gediehen, daß der Betreffende von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt war, dann betonte Stolz den oft furchtbaren Schwierigkeiten, den schrecklichen zu befürchtenden Störungen in Familienverhältnissen, den zeitlichen Nachtheilen gegenüber mit

allem Ernst die Pflicht, der wahren Kirche sich anzuschließen und Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Allerdings nahm er dabei Rücksicht auf die gebotene Klugheit und auf die in der Nächstenliebe begründete Schonung gewisser häuslichen Verhältnisse; und ohne den katholischen Principien etwas zu vergeben, wußte er es oft so einzurichten, daß dem Convertiten in dieser Hinsicht die Sache möglichst erleichtert wurde. Die Discretion verbietet, dieß durch Beispiele zu erläutern und zu erhärten.

Solche Conversionen veranlaßte und leitete Stolz sehr viele, theils von Personen aus den höheren und gebildeten Ständen, theils von Leuten aus dem Volke. Manche mochten selbst Stolz nicht bekannt geworden sein. So war zu der Zeit, wo ich in Rom weilte, ein Deutscher in der Anima Diener, der aus Württemberg gebürtig und Convertit war und der mir erzählte, die Schriften von Stolz hätten den ersten Anstoß zu seiner Conversion gegeben. Mit Manchen blieb Stolz in dauerndem Briefwechsel, und sie hingen an ihm mit inniger Verehrung und Liebe.

Es ist rührend, zu sehen, wie großes Vertrauen Stolz von allen Seiten entgegengebracht wurde von Solchen, die ihn aus seinen Schriften als einen Mann Gottes kennen gelernt hatten. Manche legten ihm förmliche Generalbeichten schriftlich ab, indem sie ihre Lebensverhältnisse von Jugend auf schilderten und alle ihre Fehltritte und Verirrungen, auch die beschämendsten, mit der größten Offenheit bekannten und dann um seinen Rath, um Lebensregeln, um sein Gebet baten. Stolz verdankte solchen Briefen einen großen Theil seiner reichen Lebens- und Seelenerfahrungen und wußte sie (natürlich mit strenger Wahrung des Geheimnisses, Namen und Orte 2c. gänzlich verschweigend) wieder zu verwerthen. Eine besondere Freude hatte er an Briefen, die er von Leuten aus dem Volke empfing, worin ihm dieselben in aller Urwüchsigkeit und Offenheit ihre Schicksale und ihr Inneres

darlegten und wo er oft Schätze von tiefer Gottinnigkeit, von Edelmuth und Opfergeist entdeckte.

Die Schriften, die Stolz verfaßte, dienten seinem Seeleneifer und seiner Nächstenliebe in doppelter Weise. Einmal trieb ihn der Seeleneifer zu deren Abfassung; sein einziger Zweck war: Seelen für Gott und den Himmel zu gewinnen oder zu bewahren; sei es, daß er nun den katholischen Glauben erklärte und vertheidigte und vor schlechten Schriften und Zeitungen warnte; sei es, daß er Sünden und Mißbräuche geißelte; sei es, daß er in erschütternden Worten an Tod, Gericht und Hölle mahnte; sei es, daß er, die Schönheiten der Natur schildernd, der Liebe und Dankbarkeit gegen den Schöpfer Anregung, Nahrung und Ausdruck gab; sei es, daß er sein eigenes Seelenleben und die in ihm auf- und abfluthenden Stimmungen photographirte, sich demüthigend und die Gnade Gottes preisend. Selbst in der Schrift, die am wenigsten diesen Charakter an sich zu tragen scheint, in seinem „Spanischen für die gebildete Welt", geißelt Stolz nicht nur mit ebenso viel Muth wie köstlicher Satire die unchristliche Lebensanschauung, die schwachköpfigen Modenarrheiten, die aufgeblasene und doch geistig so beschränkte Philisterhaftigkeit, die nach unten stolze, nach oben feige und schweifwedelnde Charakterlosigkeit so mancher modernen Gebildeten und sucht so der Sache Gottes indirect zu dienen, sondern er hatte, wie er es selbst aussprach, bei Abfassung dieser Schrift auch die ausdrückliche Absicht, sich, resp. seinen anderen, direct auf religiöse Gesinnung und christliches Leben abzielenden Schriften Eingang in Kreisen zu verschaffen, die ihnen sonst verschlossen geblieben wären — was ihm auch gelang.

In anderer Weise mußten Stolz' Schriften seinem Seeleneifer dienen, indem sie ihm eine reiche Einnahmequelle eröffneten und ihm Geld lieferten nicht nur zur Hilfe für Nothleidende, sondern auch zur Erbauung von Kirchen, Gründung

und Unterstützung von Schulen und ganz besonders auch zur Beihilfe für die Missionen unter den Heiden und zu Beiträgen für den Bonifaciusverein. Je älter er wurde, desto mehr wuchs sein Eifer für diese letzteren Zwecke, und er gab nicht nur Tausende in dieser Absicht her, sondern er bettelte auch dafür und suchte den Lesern seiner Schriften diese heilige und für die Ehre Gottes und das Heil so vieler Seelen hochwichtige Sache auf's Dringendste an's Herz zu legen. Und, damit er noch nach seinem Tode gleichsam fortfahre, dafür zu wirken, gab er mir den Auftrag, das Honorar, welches für seine im Manuscript hinterlassenen Schriften werde bezahlt werden, für eben solche Zwecke zu verwenden.

Zeuge seines Seeleneifers sind weiter seine Bemühungen für die verschiedenen Vereine und Veranstaltungen, welche die religiöse und sittliche Förderung der niederen Stände und die Sorge für ihr geistiges und leibliches Wohl, namentlich unter den Gesellen und Dienstboten, sich zur Aufgabe machten. Stolz war lange und eifrig thätig für den Verein der Dienstmägde, hielt Exhortationen in ihren Versammlungen und veranlaßte fromme Damen, sich ihrer anzunehmen. Seine Thätigkeit für den St.-Vincenzverein ist ohnehin bekannt und ebenso seine Bemühungen für den Gesellenverein, den er in Freiburg einführte und jahrelang leitete. Es muß ihn in einer Hinsicht große Opfer gekostet haben, regelmäßig dessen Versammlungen anzuwohnen und stundenlang bei den Gesellen zu sitzen, was ja ganz gegen seinen Strich ging. Aber er that es doch mit Eifer und Ausdauer und wurde durch das Bewußtsein belohnt, manchen jungen Mann vor religiösem, sittlichem und ökonomischem Ruin bewahrt und beigetragen zu haben, daß solche später sich eine glückliche Existenz gründen und ihre Familien und Lehrlinge selbst wieder im christlichen Geiste leiten konnten.

Im Jahre 1863 kamen mehrere Priester auf den Gedanken, eine Art Verbindung unter sich zu schließen, welche den Zweck

haben sollte, ihre Mitglieder gegen die ihrem priesterlichen Leben in religiöser und sittlicher Beziehung drohenden Gefahren sicherer zu stellen, in sich den Geist der Frömmigkeit und des Seeleneifers wachzuhalten, sich im theologischen Studium fortzubilden, durch gemeinsame Besprechungen und Berathungen in den schwierigeren Fragen der seelsorgerlichen Praxis einen festeren Halt zu gewinnen und ein gemeinsames, gleichmäßiges Verfahren hierin anzubahnen. Sie theilten ihren Plan und die Grundzüge dessen, was sie beobachten wollten, einem durch seine Frömmigkeit wie durch practische Erfahrung und Wirksamkeit hervorragenden und weithin bekannten Priester mit, der seine Billigung und Aufmunterung aussprach, verschiedene Rathschläge gab und dann beifügte: „In Bezug auf die Ausführung müssen Sie vor Allem Herrn Dr. Alban Stolz zu gewinnen suchen. Dieser Mann ist eine wahre Perle im Freiburger Clerus und ein vas electionis (Gefäß der Auserwählung) dem modernen Heidenthum gegenüber. Stellt der sich an die Spitze, so halte ich das Werk für gelungen. Sein großartiger Glaube, sein unerschrockener Eifer und die Liebe, welche er besonders unter dem jüngeren Clerus besitzt, sind mir Bürge dafür." Dieser Rath wurde befolgt und Stolz ergriff die ihm mitgetheilte Idee mit einer Freude und Begeisterung und bemühte sich dafür mit einer Rührigkeit, daß die betreffenden Priester sich wahrhaft an ihm erbauten. Längere Zeit stand er an der Spitze dieses Priesterbündnisses und auch als er die Leitung niederlegte, bewahrte er ihm ein reges Interesse, wohnte den gemeinsamen Besprechungen und Berathungen bei, und richtete mündliche und schriftliche Ansprachen an die Mitglieder.

20. Stolz als Schriftsteller. Motive und Anlässe bei Abfassung seiner Schriften.

Zum Schlusse dieser Charakteristik des seligen Stolz möchte ich nur noch einige Worte über seine Thätigkeit als

Schriftsteller beifügen. Es ist dabei meine Absicht durchaus nicht, einen Ueberblick über seine Schriften und eine Charakteristik derselben zu geben; ebenso wenig über sein Talent oder Genie mich zu verbreiten, oder über seine Meisterschaft in Handhabung der Sprache, oder über die großartige Verbreitung, die seine Schriften gefunden und über das unberechenbar viele Gute, das sie gestiftet haben. Alles das mag einer besseren Feder vorbehalten bleiben. Dem Zwecke dieser Blätter entsprechend, will ich nur einige Beobachtungen mittheilen, die ich beim persönlichen Verkehr mit Stolz über seine schriftstellerische Thätigkeit gemacht habe.

Ueber die Motive und Absichten, die Stolz bei seiner literarischen Thätigkeit leiteten, wurde das Nöthige schon gesagt. Davon zu unterscheiden ist die Veranlassung und nächste Anregung, die jeweils zur Abfassung einer Schrift (resp. Broschüre ꝛc.) den Anstoß gab. Wenn wir von den Gelegenheitsschriften absehen, die durch Angriffe auf das Christenthum, die Kirche und ihre Institutionen, Rechte und Freiheit, auf den christlichen Charakter der Ehe, der Schule ꝛc., durch Gefahren, die dem katholischen Volke drohten, veranlaßt waren, so kam bei Stolz der Anstoß zur Abfassung einer Schrift fast immer von ihm selbst, aus seinem eigenen Inneren. Mehrmals erzählte er, daß der Gedanke, diese oder jene Schrift abzufassen, ganz plötzlich in ihm aufgetaucht sei — einige Male gerade an Muttergottesfesten.

Wollte ihn Jemand zur Abfassung einer Schrift veranlassen, so wurde in der Regel nichts daraus. So wurde ihm nahe gelegt, das Leben des hl. Franz von Assisi zu schreiben; und gewiß waren, von einzelnen Punkten abgesehen, wohl Wenige dazu geeignet wie Stolz. Man denke nur an den poetischen Zug, der das ganze Leben des seraphischen Heiligen durchleuchtet, an seine so tiefe und zarte Auffassung der Natur und seinen Verkehr mit ihr. Stolz sprach sich auch sehr sympathisch über diesen Plan aus — aber er vollführte ihn nicht.

Vor etwa siebenzehn Jahren, nach einem Besuch in Ars, kam mir der Gedanke, den auch andere Priester aussprachen: Stolz sollte das Leben des im Jahre 1859 im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Pfarrers Vianney von Ars schreiben. Den meisten Lesern dieser „Einnerungen" dürfte wohl das Leben desselben mehr oder minder bekannt sein. In ihm documentirt sich die Triebkraft unserer heiligen Kirche auch in unseren Tagen auf's Glänzendste; es zeigt sich, wie der Geist Gottes so mächtig wirkt gerade in dem, was vor der Welt gering und verachtet ist; wie bei einem gesegneten Wirken für Gottes Ehre und der Seelen Heil nicht natürliches Talent und großes Wissen das Haupterforderniß sind, sondern ein demüthiges, opferwilliges, abgetödtetes, innigfrommes, gebets- und seeleneifriges Herz, das ein taugliches Gefäß abgibt für die reichsten Gnaden des heiligen Geistes. Das Leben dieses armen, einfältigen und doch so mächtig wirkenden Dorfpriesters fällt in unsere Zeit, so daß Kritisirerei und Zweifelsucht eine Haupthandhabe oder einen Hauptvorwand verlieren; und es war so offenkundig, so eclatant, daß sogar die französische Regierung nothgedrungen darauf aufmerksam wurde. Der Zudrang von Pilgern und Büßern, die bei Pfarrer Vianney sich Raths erholen und mit Gott versöhnen wollten, war so enorm, daß man allen Ernstes daran dachte, eine Zweigbahn von Villefranche, der nächsten Station der Paris-Marseiller Bahn, nach dem kleinen Dörfchen Ars zu errichten; daß dieses Dörfchen jetzt ungefähr, was die Menge der Logis- und Gasthäuser und Devotionalienhandlungen angeht, das Aussehen von Einsiedeln hat; und daß Napoleon III. Vianney den Orden der Ehrenlegion zu verleihen veranlaßt wurde. Zugleich kamen in seinem Leben nicht nur ganz unläugbare wunderbare Thatsachen vor, sondern seine Lebensweise war sozusagen ein perpetuirliches Wunder. Denn viele Jahre lang brachte er täglich ca. 16 Stunden mit der furchtbar aufreibenden Thätigkeit des Beichthörens zu.

Wer aus Erfahrung weiß, was das heißen will, und bedenkt, daß Vianney daneben täglich oft mehrmals predigte, eine Menge mündlicher und brieflicher Anfragen erledigte, mehrere Anstalten (Waisenhäuser u. dgl.) leitete, celebrirte, sein Brevier und andere Gebete verrichtete, und daß dabei seine ganze Nahrung einige Kartoffeln waren, die er am Sonntag gleich für die ganze Woche sich kochte und dann kalt genoß — der wird sagen müssen: ohne Wunder läßt sich ein solches Leben dreißig bis vierzig Jahre lang nicht aushalten, resp. erklären. Ich dachte nun, wenn Stolz nach Ars pilgern, den Schauplatz von Vianney's Thätigkeit sich ansehen, eventuell Erhebungen machen, die Quellen studiren und dann in seiner originellen, geistreichen und anziehenden Weise dieses Leben beschreiben würde, so müßte dieß zu einer Art prächtiger und kräftiger Apologie für die katholische Kirche als die wahre Braut Christi und Mutter der Heiligen sich gestalten; und bei dem großen Ansehen und der weiten Verbreitung, die Stolz' Schriften unter Katholiken und Protestanten genossen, unberechenbar viel Gutes wirken. Stolz faßte auch diesen Gedanken zustimmend und mit einer gewissen Freude auf. Nach einiger Zeit sagte er mir: er habe überlegt, ob er nicht das Leben Vianney's in der Art schildern wolle, daß er an dasselbe eine Art Pastoralanweisung für Seelsorger knüpfe. Das entsprach natürlich meiner Absicht nicht und schien mir weit weniger geeignet und richtig, als der eben entwickelte Plan. Ich besprach letzteren also nochmals und wies auf das apologetische und ascetische Moment nachdrücklicher hin. Allein es geschah nichts in der Sache. Der Gedanke war von außen in seine Seele gekommen und hatte nicht gezündet wie die Inspirationen, die ihn meist zur Abfassung seiner Schriften begeisterten.

21. Quellen.

Was nun ferner die Quellen angeht, die Stolz bei Abfassung seiner Werke benützte — so waren dieselben nicht in

erster Reihe Bücher. Wohl las er auch, und behufs der Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth und der Abfassung seiner Legende machte er verhältnißmäßig eingehende Studien, deßgleichen für seine Homiletik. Aber eigentlich gelehrte und systematische theologische Werke studirte er weniger; dagegen las er gern Biographieen, besonders der Heiligen, ascetische, auch historische und statistische Schriften, Reisebeschreibungen, überhaupt solche Werke, an denen er sich erbauen und aus denen er fremde Erfahrungen benützen und sich Material oder anregende Gedanken sammeln konnte. Von gelehrtem und literarischem Apparat und von der „Citatenpracht, deren der deutsche Professor sich freut", wollte er nichts wissen.

Ein Hauptbuch, aus dem er schöpfte, war die Natur, für deren Schönheit und Pracht, für deren merkwürdige Erscheinungen und symbolische Bedeutung er einen ungewöhnlich feinen und tiefen Sinn hatte. Sie war ihm ein Werk, in dem der Schöpfer nicht nur seine eigenen Vollkommenheiten gleichsam skizzirt, sondern auch die ganze übernatürliche Ordnung in den verschiedensten Bildern und Gleichnissen angedeutet hat. Doch das kann ja Jeder leicht aus Stolz' Schriften selbst ersehen.

Ferner schöpfte Stolz für seine Schriften hauptsächlich aus der Betrachtung. Wie tief er sich in die Heilswahrheiten versenkte, wie er z. B., um nur Eines hervorzuheben, das Leiden Christi gleichsam innerlich mit durchlebte und in die Seelenstimmung des Erlösers einzudringen suchte, zeigen alle seine bezüglichen Schriften. Daraus quoll ja zum Theil deren große Anschaulichkeit und gemüthvolle Innigkeit.

Eine weitere Quelle, wenn ich so sagen darf, fand Stolz in seiner eigenen Seele. Er war ein so genauer Selbstbeobachter, wie es wohl wenige gibt. Mehrmals brauchte er selbst den Ausdruck, daß er die Empfindungen, Stimmungen, Affecte, Wünsche seines Herzens förmlich zerfasere. Daher auch seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens überhaupt. Er hatte das Wort des Dichters wohl erfaßt:

Willst du dich selber versteh'n, so sieh, wie die Andern es treiben;
Willst du die Andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz.

Wie sich selbst, so beobachtete er auch Andere genau, ihre Handlungen, Motive, den Gang ihrer Entwicklung im Guten wie im Bösen. Ereignisse, über die Manche, ohne weiter Notiz zu nehmen, hinweggehen, boten ihm reichen Stoff zu Beobachtungen und zur Erweiterung seiner Erfahrungen.

Dabei suchte er sich fremde Erfahrungen sorgfältig zu Nutzen zu machen. Er veranlaßte Andere, ihm aus ihrem Leben zu erzählen, und besonders Geistliche, ihm die Erfahrungen, die sie in ihrer Pastoration gemacht hatten, mitzutheilen. Aus ähnlicher Absicht ist ja sein Sammelwerk: „Schreibende Hand auf Sand und Wand" hervorgegangen.

22. Einige Bemerkungen bezüglich der von Stolz verwertheten Erfahrungen.

Gerade in der Benützung und Verwerthung solcher Mittheilungen aber war Stolz nicht immer glücklich, wozu verschiedene Momente beigetragen haben mögen. Vor Allem übte Stolz nicht immer die gehörige Kritik. Wie er selbst ehrlich und wahrhaftig war, so traute er es auch Andern zu und nahm daher Vieles als baare Münze, was eine tüchtige und scharfe Prüfung keineswegs bestanden hätte; ja er wurde hie und da gehörig hinter's Licht geführt.

Aber wie verträgt sich dieß mit der oben an ihm gerühmten Menschenkenntniß? Die Lösung gibt ein Wort, das öfters auf Stolz mit allem Recht angewandt wurde: Er kannte den Menschen vortrefflich, aber die Menschen kannte er nicht, d. h. den Menschen in abstracto, die menschliche Natur, das menschliche Herz hatte er studirt und kannte es bis in die tiefsten Falten — aber bezüglich der einzelnen Menschen, mit denen er schriftlich oder mündlich zu verkehren hatte, täuschte er sich oft genug. Denn wie es z. B. etwas Anderes ist, die Principien der Moral richtig erkennen, und etwas

Anderes, sie auf die gegebenen Fälle richtig anwenden: so ist es auch etwas Anderes, den Menschen im Allgemeinen kennen — und dann nach dieser generellen Erkenntniß die einzelnen Individuen richtig beurtheilen. Daraus ist es leicht erklärlich, daß er auch, wie vorhin bemerkt wurde, manche Mittheilungen, die nicht zuverlässig waren, ganz treuherzig annahm und verwerthete.

Mehrfach passirte ihm dieß bei den Zuschriften, die er erhielt, um sie in dem Buch „Schreibende Hand" zu veröffentlichen. Ich bin auch überzeugt, daß er in einem anderen Punkt manchmal getäuscht wurde, auf den er viel Gewicht legte. Er hatte nämlich längere Zeit (als ich bei ihm Vorlesungen hörte, war dieß nicht der Fall) die Uebung, von jedem seiner Zuhörer sich ein sogen. curriculum vitae einreichen zu lassen, worin sie ihm ihren ganzen Lebenslauf schildern und namentlich mittheilen sollten, was im Guten und im Schlimmen einen besonderen Einfluß auf sie geübt habe. Dazu hatte nun Stolz meiner Ansicht nach durchaus kein Recht — er konnte um solche Mittheilungen bitten, aber sie verlangen durfte er nicht. Wohl versprach er, das Mitgetheilte streng geheim zu halten und keinen Namen zu nennen, und ich bin ganz sicher, daß er dieß auf's Gewissenhafteste gehalten hat. Aber dennoch hätte ich ihm selbst bezüglich dieser Geheimhaltung insofern nicht getraut, als ich die Unordnung, die er in seinen Papieren, auf seinem Schreibtisch zu haben pflegte, und seine Vergeßlichkeit kannte. Wie leicht konnte es vorkommen, daß er einmal ein solches Scriptum auf dem Schreibtisch liegen ließ, mit andern Papieren überdeckte, vergaß — und daß es dann Unberufenen in die Hände fiel? Wie ich nun die Studenten kenne, so glaube ich, daß sie allerdings sich nicht weigerten, Stolz das verlangte curriculum vitae einzureichen, daß auch Einzelne ganz aufrichtig, fast wie in der Beicht dabei verfahren sind; daß aber auch Manche sich selbst und damit den guten Stolz täuschten,

Andere ihm einfach, indem sie zu solchen Mittheilungen sich nicht verpflichtet fühlten und doch etwas schreiben wollten, ein quid pro quo vormachten.

Wenn ich eben sagte, daß Manche, meiner Ueberzeugung nach, sich selbst und dadurch Stolz täuschten, so will ich das durch ein Beispiel illustriren. Stolz sagte, es hätten mehrere ihm in jener Selbstbiographie erklärt, daß sie in gewisse Sünden gefallen seien; sie hätten aber nicht gewußt, daß solches Sünde sei; wenn man sie deutlich gewarnt hätte, so würden sie derartige Sünden nie begangen haben. Ich kann die dringende (ich will es gelind ausdrücken) Vermuthung nicht zurückweisen, daß manchmal ein solcher Student die gute Seelenstimmung, in der er sich zur Zeit, da er dieß schrieb, befand und seinen derzeitigen Abscheu gegen die Sünde auf die früheren Lebensjahre übertrug und daraus Schlüsse zog, die durchaus nicht berechtigt waren.

Neben diesem Grund, nicht alle Erfahrungen und Mittheilungen, die Stolz verwerthete, für unbedingt zuverlässig zu halten, mag wohl auch noch etwas in Betracht kommen: sein schlechtes Gedächtniß. Für gewisse Punkte, Vorkommnisse, Eindrücke allerdings hatte er ein gutes Gedächtniß, für andere aber und im Allgemeinen keineswegs. Er selbst klagte oft darüber und meinte, sein Gedächtniß „rinne wie ein alter, verlechter Kübel". Es gab in Folge davon oft komische Vorfälle. Einmal, als die Vacanz fast zu Ende war und die Vorlesungen bald beginnen sollten, vermißte Stolz sein Pastoralheft. Nun war „Holland in Noth". Ueberall fragte er nach, ja er sagte einigen Freiburger Geistlichen, denen er auf der Straße begegnete, geradezu: „Sie haben mein Pastoralheft, geben Sie es mir heute noch, ich brauche es." Natürlich antworteten alle, es sei ihnen nie im Traum eingefallen, sein Pastoralheft zu entlehnen; sie haben es nicht, können es also auch nicht zurückgeben. Das Räthsel löste und die Angst hob sich endlich dadurch, daß die Magd,

da gerade frostiges Wetter eintrat, Stolz' Zimmer heizen wollte und beim Abräumen des Ofens das vermißte Heft vorfand.

Daß Stolz hie und da nicht mehr wußte, was er selbst geschrieben hatte, wurde schon oben erwähnt. So ereignete sich einmal der ergötzliche Vorfall, daß Stolz sich selbst kritisirte, und zwar keineswegs im günstigen Sinn. Ein Zuhörer hatte nämlich in einen Predigtaufsatz eine Stelle aus Stolz' früheren Schriften wörtlich aufgenommen, natürlich ohne beizusetzen, woher er sie entlehnt habe — und gerade diese Stelle wurde dann von Stolz abfällig beurtheilt. Ein andermal kritisirte Stolz einen Ausspruch und tadelte etwas — ich weiß nicht mehr in welcher Hinsicht. Darauf wurde ihm nun bemerkt, dieser Ausspruch sei eine Stelle aus der heiligen Schrift — worauf Stolz erklärte: „Natürlich nehme ich alles zurück, was ich dagegen gesagt habe." Stolz hatte die heilige Schrift viel und öfters gelesen — aber sein schlechtes Gedächtniß ließ ihn vergessen, daß diese Stelle in der heiligen Schrift steht, was übrigens um so weniger zu verwundern ist, als Stolz zur Zeit dieses Vorfalls schon durch sein Augenleiden am Lesen gehindert war.

Was noch weiter in Betracht kommt bezüglich der Erfahrungen, die Stolz selbst machte oder worüber er von Anderen Mittheilung bekam, ist die Eigenthümlichkeit, daß Stolz einzelne Wahrnehmungen gerne generalisirte und Regeln daraus ableitete oder Anwendungen machte, die keineswegs berechtigt waren, wodurch er oft unpractisch wurde in seinen Rathschlägen. So erzählte mir einmal die jüngst verstorbene ehrw. Frau Mutter, Schwester Gebharda, daß ein Kranker, den Stolz hie und da besuchte, plötzlich das Gelüste bekam, rohes Sauerkraut zu essen. Da er nicht nachließ, es zu verlangen, und der Arzt nachgab, so bekam er endlich, was er wollte — und siehe, er wurde gesund. Stolz merkte sich das und gab nun mehreren Kranken, die er bald darauf

besuchte, den Rath: „Essen Sie rohes Sauerkraut.“ Zum Glück wurde gesorgt, daß dieser Rath nicht befolgt wurde.

Im Winter 1872 und Frühjahr 1873 hielt ich mich mehrere Monate in Freiburg auf, da ich durch Ueberanstrengung mir ein Nervenleiden des Cerebrospinalsystems zugezogen hatte und arbeitsunfähig geworden war. Natürlich kam ich öfter mit Stolz zusammen; und nun kam er, vielleicht durch irgend welche Beobachtung bei anderen Kranken bewogen, auf den Gedanken, ich leide an Rheumatismus, von dem ich gottlob damals noch nie eine Spur empfunden hatte, und gab mir dementsprechend seine Rathschläge. Ich gab mir nun Mühe, ihm zu beweisen, daß mein Leiden kein Rheumatismus sei. Beim nächsten Besuch wiederholte er seine Meinung und seinen Rath und ich meine Gegengründe. Nachdem dieß einigemal so geschehen war, gab ich ihm einfach keine Antwort mehr, resp. brachte das Gespräch auf etwas Anderes — und dann hatte ich Ruhe vor seinem Rath.

Einst hatte ihm Jemand (wenn ich mich recht erinnere, war es der selige P. Roh) erzählt, Cardinal Reisach habe, als er noch Erzbischof von München-Freising war, in seinem Seminar die Einrichtung getroffen, daß den Theologen der Katechismus gründlich erklärt wurde, und habe dadurch recht befriedigende Resultate erzielt. Nun hatte Stolz nichts Eiligeres zu thun, als mir zu rathen, ich möge doch Schritte thun, daß auch in unserem Seminar das Gleiche geschehe, resp. ich möge statt meiner dogmatischen Vorlesungen über die heiligen Sacramente mit den Alumnen den ganzen Katechismus durchgehen, da lernten sie die beste Dogmatik. Es kostete mich viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß dieser Rath unpractisch sei, indem die Verhältnisse bei uns ganz anders lägen. Erzbischof Reisach ließ nämlich das Studium und die Erklärung des Katechismus einführen bei den Studenten, welche im ersten Jahrgang ihrer theologischen Studien sich befanden, als eine Art Vorbereitung und Vorschule für die Dogmatik, deren

Studium im zweiten Jahrgang begann. Die Alumnen unseres Seminars dagegen haben ihre theologischen Studien, darunter auch die Dogmatik, bereits auf der Universität absolvirt; und die dogmatischen Vorlesungen über die heiligen Sacramente hatte der hochselige Erzbischof Hermann angeordnet, da dieser Tractat einer der wichtigsten für den Priester ist und da er, weil am Schluß des Systems der Dogmatik befindlich, auf der Universität gewöhnlich etwas stiefmütterlich behandelt und kurz abgethan wird. Es wäre also höchst unzweckmäßig gewesen, diesen Unterricht über die heiligen Sacramente aufzugeben und dafür einen, jedenfalls in den neun Monaten des Seminarcurses doch nur kurz und ungenügend ausfallenden Ueberblick über die ganze Dogmatik an der Hand des Katechismus zu geben. (Dagegen wird hier der ganze Katechismus memorirt und ein Theil genau durchgegangen im katechetischen Interesse.)

Es kam sogar vor, daß solche aus einzelnen realisirten Erfahrungen abstrahirte Rathschläge hätten verderblich werden können. Ich habe übrigens diesen Punkt bereits oben berührt (S. 184) und gehe, bei der heiklen Natur der betr. Sache, um so lieber hier ganz darüber weg.

23. Seine Art zu arbeiten.

Nach dieser Abschweifung (die mir aber nothwendig schien, um den seligen Stolz und die Art, wie er bei seinen literarischen Arbeiten aus der Erfahrung schöpfte, zu charakterisiren) kehre ich zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit zurück und bemerke zunächst über die Art, wie er arbeitete, daß er der Ausarbeitung seiner Schriften in der Regel keinen detaillirten Plan (Skizze) vorausschickte. Ich vermuthete dieß früher schon, fragte ihn aber, nachdem ich sein Schriftchen: „Wohin sollen wir gehen?“ — gelesen, ausdrücklich darüber. Er sagte mir dann, er sei so verfahren: Nachdem er den Plan gefaßt habe, eine solche Broschüre zu schreiben, habe er nachgelesen

und nachgedacht, und die Gedanken, die ihm gekommen seien, ohne bestimmte Ordnung notirt. Dann sei er an die Ausarbeitung gegangen, ohne sich den Gang im Einzelnen zu präſtituiren, und habe die Gedanken eben verwerthet, wie sie ihm sich als passend präsentirten. Dieses Verfahren nannte Stolz das genetische — wohl mit Unrecht (vgl. seine Homiletik S. 172 ff. und dazu Note 63 und 64 daselbst). Bei ihm schadete es weniger, als es bei Hunderten von Anderen schaden würde. Seine Genialität paralysirte manche sonst unvermeidliche Nachtheile und ließ den dadurch veranlaßten und hie und da doch bemerklichen Mangel an gehöriger Ordnung nicht so hervortreten. Auch waren manche seiner Schriften so geartet, daß sie eines detaillirten Planes nicht bedurften, resp. daß der Plan von selbst gegeben war — so bei seinen Tagebüchern, kleinen Schriftchen, Reisebeschreibungen und bei der Legende. Es vereinigt eben nicht Einer alle Vorzüge — und es lag in Stolz' Natur und überwiegender Phantasie und Gefühl, sich nicht gern an eine strenge Ordnung zu binden.

Stolz arbeitete im Ganzen langsam. Zu Zeiten, wo er sich gut gestimmt und gemüthlich angeregt fühlte, gab es besser aus, und er konnte uno tenore fortschreiben. Zu anderen Zeiten ging es mühsam und wurde Vieles wieder gestrichen und durch Anderes ersetzt. Letzteres geschah oft genug noch während des Druckes seiner Schriften, so daß die Herder'sche Officin in dieser Hinsicht oft ihre liebe Noth mit ihm haben mochte.

24. Auswahl der Titel. Die besten Schriften. Allmähliche Abnahme.

Sehr sorgfältig war Stolz in der Auswahl der Titel für seine Bücher. Daß diese Titel originell, oft geistreich, hie und da auch sonderbar sind, ist ja allbekannt. Stolz hielt viel auf einen drastischen, den Inhalt der Schrift gut bezeichnenden und zugleich das Interesse der Leser weckenden Titel.

Vor Herausgabe seiner Pädagogik überlegte er lange, welchen Titel er wählen sollte, und fragte mich auch darüber — es war ihm leid genug, daß ihm kein packenderer (wenn ich so sagen darf) einfiel als: „Erziehungskunst". Als ich meine Predigten herausgab, und Stolz eine Anzahl derselben durchgegangen hatte, fragte er mich, was ich für einen Titel wählen wolle. Als ich antwortete: „Katholische Sonn- und Festtagspredigten", war er gar nicht damit einverstanden, sondern brachte mir verschiedene andere in Vorschlag, worauf ich aber nicht einging.

Zum Schlusse nur noch die Frage: Welche seiner Schriften hielt Stolz für die beste? Hägele behauptet: die „Schreibende Hand". Ich glaube, daß dieß auf einer Verwechslung beruht, indem Stolz früher vielleicht große Hoffnungen auf genannte Schrift insofern gesetzt hatte, als er meinte, sie werde bei Manchen „einschlagen" und Gutes wirken. Daß er im eigentlichen Sinn die „Schreibende Hand" als sein bestes Geistesproduct angesehen habe, scheint mir geradezu unmöglich. Soviel ich aus seinen Aeußerungen zu entnehmen vermochte, hielt er seine ersten Kalender für jene Schriften, in denen seine Phantasie, seine poetische und gemüthvolle, tiefernste, erschütternde und dabei doch wieder mit Humor gleichsam durchsetzte Art, die christlichen Wahrheiten zu behandeln, am unmittelbarsten und reichsten sprudelte. Dagegen betrachtete er die „Hl. Elisabeth", wie mir scheint, im Ganzen als sein reifstes und vollendetstes Werk, wie er denn auch mit der größten Liebe und Ausdauer und mit dem verhältnißmäßig größten Aufwand von Zeit und Arbeit sich damit beschäftigt hatte.

Die späteren Schriften ließen, das kann kaum bestritten werden, einen Nachlaß der geistigen Frische, Tiefe und Originalität erkennen. Von einer sehr beachtenswerthen, Stolz nahestehenden und für ihn sehr eingenommenen Persönlichkeit wurde mir nahegelegt, ich möge doch Stolz bestimmen, daß

er nichts weiter schreibe, indem eine Abnahme in der Qualität sich nur zu sehr bemerklich mache. Meine Antwort war: Wenn es sich um den schriftstellerischen Ruhm Stolz' handelte, würde ich entschieden ihm diesen Rath geben. Aber auf diesen Ruhm sehe Stolz selbst nicht, und ich glaube, selbst wenn das, was er noch schreibe, geringer ausfalle, so sei es doch noch besser als tausend andere Bücher, die fortwährend erscheinen, und vermöge bei dem Ansehen, das Stolz genieße, immer noch beträchtlichen Nutzen zu stiften. Stolz selbst wurde, je näher das Ende seines Lebens heranrückte, viel schreibsüchtiger (wenn ich so sagen darf) als früher, wie wenn er geahnt hätte, daß ihm nur noch kurze Zeit zu solcher Thätigkeit bleibe.

Dennoch fand ich Anlaß, Stolz das oben Erwähnte bemerklich zu machen. Als er mir nämlich das Manuscript seiner „Dürren Kräuter" zur Durchsicht gab, fand ich darin eine Stelle, worin er schrieb: es komme ihm vor, je älter er werde, desto ideenreicher werde er auch. Nun sagte ich ihm: in dieser Hinsicht sei er entschieden im Irrthum. Denn er habe gerade in diesem Manuscript Vieles, was der Substanz nach schon in seinen früheren Schriften enthalten sei; er wiederhole sich so häufig, daß manchmal zwei oder drei Mal ganz das Gleiche vorkomme und ich ihm nicht selten ganze Passagen habe streichen, resp. zum Streichen notiren müssen. Auch komme manches so Unbedeutende vor, daß es kaum einen Leser interessiren dürfte. Auf Letzteres antwortete Stolz, er habe es auch zunächst nicht wegen der Leser, sondern wegen seiner selbst geschrieben — worauf ich ihm aber bemerklich machte: dann möge er es dabei bewenden, aber nicht abdrucken lassen. Auf die ganze Einrede aber, wie ich sie oben beschrieben, entgegnete Stolz lachend: „Darum nenne ich das Buch auch ‚dürre Kräuter'."

So schrieb denn Stolz, so lange er noch irgendwie konnte, und ich denke, Hunderte werden Gott danken, daß er geschrieben hat.

Vierter Abschnitt.

Letzte Krankheiten und Tod.

1. Erste gefährliche Krankheit. Versehen. Testament.

Schon längere Zeit vor seiner Todeskrankheit hatte Stolz mehrmals mit schweren Leiden zu kämpfen. Wie wenig er sich schonen und eine bessere Pflege gönnen wollte, wurde schon früher erwähnt. Die ihn pflegende Schwester bat ihn einst, sich doch etwas wärmer zu kleiden. Seine Antwort war: er wolle sich nicht verweichlichen. Darauf erlaubte sich die Schwester die Bemerkung: „Aber, Herr Professor, das scheint mir doch Eigensinn, wenn Sie nicht nachgeben wollen, wo so wichtige Gründe vorhanden sind.“ Das merkte sich Stolz, und als bald darauf die nämliche Schwester ihn bat, etwas mehr zu essen, so antwortete er: „Ich kann nicht — auch auf die Gefahr hin, daß es als Eigensinn gilt.“

Möglich, daß die leichte Kleidung und die geringe Achtsamkeit vor Erkältungen den Anlaß gab — kurz, im Sommer 1881 befiel ihn eine Lungenentzündung. Ich hatte wohl gehört, Stolz sei unwohl, dachte aber an keine Gefahr. Da erhielt ich eines Tages (es war Montag) unmittelbar vor dem Mittagessen die Nachricht aus dem Mutterhause: Stolz sei schwer erkrankt, man besorge das Schlimmste. Sogleich nach Tisch machte ich mich bei einer fürchterlichen Hitze auf den Weg und marschirte nach Freiburg. Dort angekommen, erfuhr ich, der Arzt finde die Sache recht bedenklich; das Fieber habe einen hohen Grad erreicht und die Kräfte schwinden zusehends. Stolz aber glaube nicht an eine Gefahr, man habe ihm auch noch nicht von den heiligen Sterbsacramenten gesprochen und wisse nicht, ob er ein Testament gemacht habe; ich möge doch Beides ihm nahelegen.

Da sein Zustand lange Unterredungen nicht gestattete, so mußte ich gleich nach der ersten Begrüßung und Erkundi-

gung die Sprache auf die erwähnten Punkte bringen. Ich sagte ihm also: ich halte es doch für rathsam, daß er die heiligen Sacramente empfange. Darauf entgegnete er: „Uebermorgen (Mittwoch) ist der Tag, wo ich allwöchentlich beichte, da werde ich es wieder thun.“ Er merkte also gar nicht, was ich meinte. Darum sagte ich ihm nun geradezu: „Ich meine nicht die gewöhnliche Beicht, sondern ich spreche vom Empfang der heiligen Sterbsacramente.“ Auf diese Worte wurde er sichtlich verblüfft und meinte: „Der Arzt sagt, meine Krankheit sei nicht gefährlich.“ — „Aber, Herr Professor,“ antwortete ich, „Sie haben ihr Leben lang nie viel auf die Aussprüche der Aerzte gehalten, wollen Sie jetzt denselben unbedingt trauen? Sie wissen auch, wie Aerzte den Kranken gegenüber oft anders sprechen, als die Sache sich in Wahrheit verhält, und ihnen Hoffnung machen, wo sie selbst keine mehr haben. Dann bedenken Sie auch: was müßte es für einen Eindruck machen, wenn es hieße: der Professor Stolz, der Kalendermann, der in seinem Ewigkeitskalender und sonst so oft vom Tod und von der Nothwendigkeit, sich darauf bereitzuhalten, geschrieben, ist selbst unversehen gestorben, weil er nicht glauben wollte, daß seine Krankheit gefährlich sei!“ Darauf entgegnete Stolz mit einem leisen Lächeln: „Das ist erst noch wahr. Sagen Sie dem Marmon (Msgr. Marmon, Domcapitular und Superior der barmherzigen Schwestern, war damals schon seit Jahren sein Beichtvater), er möge heute Abend oder Morgen kommen und mich mit den heiligen Sterbsacramenten versehen.“

Nun fragte ich auch noch: „Haben Sie ein Testament gemacht?“ — „Schon lang,“ antwortete Stolz, „aber ich fürchte, es gilt nichts.“ Diese Besorgniß war nun allerdings nur zu sehr begründet. Er hatte ein eigenhändiges Testament gemacht; aber darin kunterbunt gestrichen und neue Bestimmungen angebracht, ohne den gesetzlichen Formalitäten zu genügen, so daß von der Giltigkeit keine Rede sein konnte.

Ich schlug ihm also vor, einen Notar kommen zu lassen. Davon wollte er Anfangs nichts wissen. „Ich schreibe es selbst," sagte er. Ich zeigte ihm nun, daß er dazu nicht im Stande sei, auch sich der Gefahr aussetze, seinen Zustand zu verschlimmern, und doch zuletzt kein giltiges Testament zu Stande zu bringen. „Nun," meinte er, „so soll der Notar kommen, aber ich schreibe es, und er kann es unterschreiben." Nachdem ihm auch das als unthunlich nachgewiesen worden, gab er endlich seine Einwilligung dazu, daß vom Notar ein regelrechtes Testament abgefaßt werde. Ich verabschiedete mich rasch, von Herzen froh, versprach, ihn andern Tags noch einmal zu besuchen, und eilte, die Zeugen zu bestellen — wenn ich mich recht erinnere, waren es die Herren Stadtrath Anwalt Dr. Marbe und Buchhändler Hutter. An Letzteren hatte mir Stolz noch einen Auftrag gegeben bezüglich einer Summe, die er in der Herder'schen Verlagshandlung stehen hatte — wobei ich mich überzeugen konnte, daß Stolz überhaupt gar nicht wußte, was er besaß — er hatte sich in der Summe um mehr als das Doppelte getäuscht.

Andern Tags besuchte ich ihn noch auf einen Augenblick und nahm Abschied auf Leben und Tod, dankte ihm für Alles, bat ihn um sein Gebet, wenn er im Himmel sei, und versprach indeß, seiner am Altar zu gedenken. Dann wurde Alles, wie abgesprochen, besorgt, und ich wanderte, froh darob, daß nun Alles in der rechten Ordnung sei, aber doch schweren Herzens, weil ich dachte, den lieben Professor Stolz zum letzten Male in diesem Leben gesehen zu haben, St. Peter zu.

Stolz erholte sich dann doch von dieser Krankheit so weit, daß er wieder ausgehen, wenn auch mühsam seine Vorlesungen halten und arbeiten konnte. Jedoch sah ich ihn von da ab nur noch ganz selten — ich glaube ein einziges Mal. Denn ich kam selten nach Freiburg, und wenn ich in der Vacanz in's Mutterhaus kam, so war Stolz abwesend in der sog. Höllsteig, wo er auf ärztlichen Rath Erholung suchte. Auch

gelegentlich seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums sah ich ihn nicht, da ich gerade an den Ufern des Bodensees weilte, und mußte ihm meine Glückwünsche schriftlich aussprechen.

2. Letzte Zusammenkunft und Besprechung.

Als ich bald darauf aus der Vacanz zurückkehrte (Ende September 1883), sah ich Stolz zum letzten Male. Er war noch außerhalb des Bettes, aber sehr leidend — wenige Tage darauf legte er sich auf das Krankenlager, um nimmer aufzustehen. Von den Schwestern hatte ich die Schilderung seines traurigen Gesundheitszustandes bereits gehört und fand dieselbe nur zu sehr bestätigt. Dennoch fand ich, daß Stolz die Lage in weit günstigerem Lichte betrachtete. Er glaubte, obgleich er auf alle Fälle sich vorbereitet hatte, noch nicht an die Nähe seines Todes und meinte, sein Leiden sei mehr rheumatischer und katarrhalischer Natur. Da er mich darüber befragte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm offen die Wahrheit zu sagen, und bemerkte ihm demgemäß, daß seine Lunge stark angegriffen und eine Heilung nicht zu erwarten sei. Er nahm es ruhig hin, ohne zu zeigen, ob er davon überzeugt sei oder nicht, und sagte bloß (was er in seiner Krankheit so oft wiederholte): „Wie Gott will." Dann begann er von der Ordnung seiner Angelegenheiten, von seinem Tod und Begräbniß zu sprechen. Er gab mir Anweisungen bezüglich der Herausgabe seiner Manuscripte, die er zurückließ, und bemerkte, ich dürfe alles streichen oder ändern, was mir unrichtig oder unpassend erscheine. Das Honorar solle ich zu guten Zwecken, namentlich für die Missionen und den Bonifaciusverein verwenden. Dann theilte er mir mit (was ich aber schon wußte, denn ich war selbst um Vermittlung angegangen worden), daß man ihn ersucht habe, als Ort seines Begräbnisses seine Vaterstadt Bühl zu erwählen. Er sei sehr geneigt dazu — denn es widerstrebe ihm, auf dem Mischmasch-Gottesacker in Freiburg beerdigt zu werden, und er habe auch

die Ueberzeugung und Hoffnung, daß auf dem Kirchhofe in Bühl mehr für seine Seele werde gebetet werden als auf dem von Freiburg. Nur habe er die Besorgniß, es möge eine Anmaßung sein, wenn er eine Ausnahme für seinen Leichnam begehre und die Ueberbringung desselben nach Bühl verlange.

Nachdem ich ihn darüber beruhigt, brachte er die für seine Ruhestätte zu erwählende Grabschrift zur Sprache. Er hatte sie schon projectirt, wie sie wirklich später angebracht wurde, nur war darin von dem Gebete für seine Seele keine Rede. Damit war ich nicht einverstanden und fragte, ob er denn nicht wünsche, daß für ihn gebetet werde. Gewiß, meinte er, und sehr dringend wünsche er es. Aber es scheine ihm wie eine Art ungehörige Nebeneinanderstellung oder fast wie eine Verunehrung, wenn neben dem Dank an Gott für das unschätzbare Glück des katholischen Glaubens auch von seiner Seele die Rede sei, und wenn das heiligste und erhabenste Gebet für dieselbe begehrt werde (das hatte ich ihm vorgeschlagen, den Leser um ein Vaterunser und Ave Maria für die Ruhe seiner Seele zu bitten). Es war natürlich nicht schwer, ihm diese Besorgniß zu benehmen, und so wurde die Grabschrift festgesetzt, wie sie jetzt in Bühl zu lesen ist.

Nun galt es wirklich, Abschied zu nehmen für diese Welt. Wohl fühlte ich, daß ich den edlen, theuren Mann in diesem Leben nicht mehr sehen werde. Ich verbarg aber meine Wehmuth so gut es ging, bot ihm die Hand zum letzten Male, und nach wenigen Abschiedsworten entfernte ich mich möglichst rasch. Wenn ich bedachte, daß ich einen theuern, väterlichen Freund verlieren sollte, der unverdienterweise mich an sich gezogen und so viel Liebe und Freundlichkeit mir erwiesen, so viel geistigen Nutzen mir gebracht hatte; daß der Freiburger Clerus eines seiner edelsten, tüchtigsten und thätigsten Glieder, unsere Kirche einen ihrer treuesten Söhne, ihrer muthigsten und gefürchtetsten Streiter einbüßen sollte, so wollte Trauer und Schmerz mich befallen. Ich konnte nur

denken, was Stolz so oft sagte: „Wie Gott will!“ — und Gott danken, daß er uns allen ihn so lange gelassen.

3. Letzte Krankheit und Tod.

Wenige Tage nachdem ich ihn zum letzten Male gesehen, mußte Stolz, wie schon bemerkt, ständig zu Bette bleiben. Seine Leiden mehrten sich; das Fieber stieg sehr und Athmungsbeschwerden, selbst Erstickungsanfälle stellten sich ein. Stolz gab das erbaulichste Beispiel der Geduld und gänzlichen Ergebung in Gottes Willen. Nie hörte man auch nur die leiseste Klage. Das Einzige, hatte er schon früher manchmal gesagt, was er bei seiner Krankheit bedauere, sei, daß er keine heilige Messe lesen und keine Vorlesungen halten könne. Die Schwestern lasen oder beteten ihm öfters vor, und er benützte dann die Gelegenheit, um das Vorgelesene zu erklären und gute Lehren daran zu knüpfen. Mehrmals sprach er über das große Glück der Jungfräulichkeit, sowie der Berufung zum Priester- und Ordensstand, legte ihnen aber auch an's Herz, wie sie Gott dafür danken und durch ein Leben voll Liebe diesen Dank bethätigen müßten. Als er schwächer wurde und eine Schwester ihm vorbeten wollte, bat er: „Beten Sie leise, ich will es auch so machen.“ Ohnehin hätte er die Worte kaum verstanden, da sein Gehör in den letzten Jahren sehr abgenommen hatte und seine Schwäche verbot, sehr laut zu reden oder vorzulesen. Er selbst betete fast fortwährend. Eines Morgens fragte ihn Jemand, ob er gut geschlafen habe. Die Schwester, die bei ihm gewacht hatte, antwortete statt seiner, ja, er habe ganz ruhig geschlafen. Darauf bemerkte Stolz: „Sie wissen das nicht, Schwester, ich habe nicht geschlafen, bin aber ruhig gelegen und habe mich die ganze Nacht mit Gott unterhalten, so gut es ging.“ Seine drei Rosenkränze betete er auf's Pünktlichste, bis die Fieberhitze und Schwäche ihn zwang, sich mit einem zu begnügen, den er dann bis zum letzten Tage betete. Es war

rührend, zu sehen, wie er, selbst während das Fieber bis zum Stadium des Phantasirens gestiegen war, immer zu beten versuchte und einmal z. B. einen anderen Gegenstand statt des Rosenkranzes erwischte und im Gebete fortfuhr, ohne es zu bemerken. Ueberhaupt sprach er, während er im Fieberdelirium lag, immer von Gott oder von heiligen Dingen oder von seinen Pflichten, z. B. vom Messelesen, Beten, Vorlesungen halten 2c. Das Kreuz ließ er die letzten Tage über fast nicht mehr aus den Händen.

Die ersten Tage, nachdem er zu Bette zu bleiben gezwungen war, hatte er scheint's noch Hoffnung auf Genesung. Acht Tage vor seinem Tode hatte er nun einen Traum, den er Morgens der ihn bedienenden Schwester erzählte. „Es stand Jemand bei mir," berichtete er, „eine hohe, edle Gestalt, und sagte: ‚Du wirst in acht Tagen sterben, auch wenn der Arzt und deine Umgebung anders spricht.'" — Von da an wollte er von Genesung nichts mehr hören, und wenn der Arzt oder sonst Jemand ihm Hoffnung machen wollte, schüttelte er den Kopf und antwortete nichts. — Gerade acht Tage später starb er.

Mit großem Ernst bereitete er sich zum Tod und Gericht. Oft wurde ihm sehr bange, und er verlangte fast täglich zu beichten. Wenn die Schwester ihn beruhigen oder trösten wollte, antwortete er: „Ein Priester, namentlich in der Stellung, die ich bekleidete, hat eine gar große, schwere Verantwortung; das verstehen Sie nicht." Daß er dabei dennoch im Vertrauen nicht wankte, ist selbstverständlich und wurde auch früher betont. Einige Tage vor seinem Tode wurde er dann ganz ruhig und heiter, so daß seine Umgebung sich täuschte und meinte, es sei auch in seinem körperlichen Befinden eine Besserung eingetreten.

Oft dankte er mit rührender Innigkeit für Alles, was man ihm that, und für alle Bemühungen, die man seinetwegen hatte, und versprach, durch Gebet sich dankbar zu erweisen.

Auch bat er öfter um Verzeihung, wenn er Jemand beleidigt oder geärgert haben sollte, und ersuchte die ihn pflegende Schwester, allen Hausgenossen die gleiche Bitte in seinem Namen mitzutheilen.

In der letzten Nacht, während welcher er starb, sagte er nochmals herzliches Vergelt's Gott und gab um halb zwölf Uhr auf Befragen die Antwort, daß er nicht schlafe, sondern bete. Dann blieb er ruhig und man sah, daß er fortan betete bis halb fünf Uhr. Von da an waren seine Sinne dieser Welt unzugänglich, und um fünf Uhr Morgens, den 16. October, starb er ruhig, ohne Todeskampf, unter den Gebeten des Herrn Geistlichen Rathes Krauth, der in seiner letzten Krankheit ihn mehrmals Beicht gehört hatte (da sein gewöhnlicher Beichtvater, Msgr. Marmon, nicht im Mutterhause wohnt), und der barmherzigen Schwestern, die sein Sterbelager knieend umgaben. R. I. P.

4. Zusammenfassender Rückblick.

Ueber sein Leichenbegängniß, über die Theilnahme und Trauer, die sein Tod weit und breit im katholischen Deutschland erregte, über die ehrenden Nachrufe, die ihm gewidmet wurden, will ich hier nichts beifügen, sondern nur noch einen kurzen zusammenfassenden Rückblick werfen auf den Charakter und das Wirken unseres heimgegangenen Alban Stolz.

Er war ein Original, man möchte fast sagen in jeder Beziehung, und man könnte nicht unpassend in dieser Hinsicht den Titel eines Buches auf ihn wie eine Art Motto anwenden: „Nicht wie alle Anderen."

Schon seine körperliche Erscheinung und sein ganzer äußerer Habitus, seine Kleidung, sein Gang, seine Art zu reden rechtfertigte diese Bezeichnung. Er war klein, schmächtig und schwächlich gebaut — wie wenn bei ihm die Natur ihre Hauptkraft auf den Geist verwendet und für den Leib nicht viel übrig behalten hätte. Seine Züge waren in der Regel

ernst, doch konnten sie auch eine recht wohlige Heiterkeit und eine tiefe Güte und liebe Freundlichkeit widerstrahlen. Die eigenthümliche Formation des ziemlich breiten Mundes gab seinem Gesicht den Ausdruck resoluter Entschiedenheit, mannhafter Festigkeit, unbeugsamer Beharrlichkeit. Die Stirne war hoch und breit und zeigte in Verbindung mit den in der Regel hinter einer mächtigen Hornbrille fest und forschend hervorblickenden Augen den an innere Beschauung wie an scharfe Beobachtung gewöhnten Denker. Wer den kleinen Mann, der bis weit in's Frühjahr hinein fest in seinen Mantel gehüllt, mit den althergebrachten „Vatermördern" und dem nichts weniger als salonfähigen Cylinderhut, in einer ganz eigenthümlichen Gangart die Straßen Freiburgs durchwandelte, aufmerksam beobachtet hatte, vergaß ihn nicht so leicht; und ihn mit einem Anderen zu verwechseln, war schon gar nicht möglich.

Auch seine Art zu sprechen war eigenthümlich; nicht nur die geistreiche Art und die drastischen Ausdrücke, in denen er seine Gedanken aussprach, sondern auch die Pronunciation und Betonung. Er sprach in der Regel langsam und mit scharfer Betonung. Daß auch seine Art zu denken und zu handeln originell war, daß er es mit einer gewissen Scheu vermied, sich der allgemeinen Uebung oder, wenn man will, Mode zu accommodiren, und daß schon dadurch seine Ansichten und seine Handlungsweise oft den Charakter des Sonderbaren an sich trugen, wurde schon oben erwähnt.

Man hat in recht glücklichem Griff unseren Alban verglichen mit den mittelalterlichen Heiligenbildern (man könnte auch sagen mit denen, namentlich mit den frühesten der Beuroner Schule). Dieselben sind nicht so weich, so formvollendet, abgerundet und gefällig, wie die neueren, aber es spricht aus ihnen ein ächt christlicher Geist, ein hoher Ernst, eine tiefe Frömmigkeit, eine solide Gediegenheit. So war Stolz — in mancher Beziehung hatte er etwas Auffallendes, Eckiges, gleich-

sam Hartes — aber es war Alles an ihm solid, gediegen, durchleuchtet von einem großen Geist und edlen Charakter, von einer tiefernsten Religiosität und Frömmigkeit.

Stolz war ein Mann im rechten Sinn des Wortes. Wohl ist er in gewissem Sinn Kind geblieben: in der Gemüthstiefe, in der Unbefangenheit und Naivetät, womit er so Manches auffaßte und — glaubte, in der Harmlosigkeit, womit er an kleinen und scheinbar kleinlichen Dingen sich erfreuen konnte, bewahrte er immer eine Art Kindlichkeit. Wenn aber als Mann Jener zu gelten hat, der eine klare, fertige, solide Ueberzeugung und Lebensanschauung hat und der ihr unentwegt treu bleibt; der gegenüber den Versuchungen, ihr untreu zu werden, sowohl den Lockungen der eigenen Natur, als den Beeinflussungen von außen, durch Selbstbeherrschung, durch Muth und Charakterfestigkeit den Sieg erringt; der nie den Mantel nach dem Wind hängt, sondern seine Ueberzeugung frei und offen bekennt, fest und entschieden für sie eintritt; der Lüge, Verstellung, Heuchelei, charakterlose Wohldienerei und Kriecherei gründlich haßt und verachtet — dann war Stolz, wie gesagt, ein ganzer Mann im vollen Sinn des Wortes.

Stolz war ein Christ, ein katholischer Christ. Den christlichen, den katholischen Glauben hielt er fest; es machte ihm gar keine Schwierigkeit, seinen Verstand der Offenbarung Gottes und der Autorität der katholischen Kirche, die im Namen und Auftrag Gottes uns seine Offenbarung übermittelt und proponirt, zu unterwerfen. Aber nicht bloße theoretische Ueberzeugung war in ihm der Glaube, sondern Leben und Kraft; er bildete so zu sagen die Seele seiner Seele; und sein ernstestes lebenslängliches Streben war, die Forderungen dieses Glaubens in's Leben umzusetzen, namentlich das Hauptgebot zu erfüllen, das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe; seinem Heiland, an dem er mit ganzer Seele hing, nachzuahmen und so nach Kräften zu erstreben, was

die heiligen Väter lehren: „Christianus debet esse alter Christus“ (der Christ soll ein anderer Christus sein, d. h. ein getreuer Nachahmer seines Vorbildes). Wie hoch er das Glück schätzte, der heiligen katholischen Kirche anzugehören, zeigt noch das Letzte, das er auf dieser Welt geschrieben — seine Grabschrift.

Stolz war Priester. Die hohe Würde, die schwere Bürde und große Verantwortlichkeit dieses heiligen Amtes hatte er mit tiefem Ernste erfaßt. Sein Leben war ein wahrhaft priesterliches. Was dem Priester das Höchste und Nächste sein muß, das hochheilige Sacrament, das wunderbare Opfer der heiligen Messe, das verehrte, resp. feierte er mit tiefster Ehrfurcht, mit innigster Andacht, mit zartester Liebe. Und wenn außerdem, wenn ich so sagen darf, die Berufstugend des Priesters sein muß der Gebetseifer, der Eifer für Gottes Ehre und für der Seelen Heil, so legt sein Wirken als Seelsorger wie als Schriftsteller das glänzendste Zeugniß ab, daß er diese priesterlichen Tugenden in hervorragendem Grade besessen.

Als Lehrer, als Professor zog Stolz den Priester keineswegs aus und hängte sein Priesterthum an den Nagel. Sein Lehramt diente ihm vielmehr dazu, eben als Priester bei den künftigen Priestern und durch diese auf das christliche Volk zu wirken. Wie ihm selbst unser heiliger Glaube und sein heiliger Beruf Herzenssache war, so suchte er auch nicht bloß den Verstand seiner Zuhörer mit den nöthigen Kenntnissen zu bereichern, sondern daneben auf ihr Herz einzuwirken und mit Liebe und Eifer für den Glauben und ihren Beruf sie zu begeistern, so daß sie dann später auch lebendig und thatkräftig auf Herz und Willen der ihrer Hirtensorge Befohlenen einzuwirken vermöchten. Stolz war kein trockener Büchergelehrter, der sich hermetisch vom Leben und der Praxis abschloß, und vom Gelehrtendünkel hatte er keine Spur (es wäre vielmehr zu wünschen gewesen, daß er noch etwas mehr auf die Wissenschaft gehalten und sie cultivirt hätte). Er

wurde aber auch von seinen Schülern nicht nur geachtet und verehrt, sondern wahrhaft geliebt.

Noch mehr, denn als Professor, wirkte Stolz als Schriftsteller. Er trieb die Schriftstellerei nicht als Handwerk; sie war ihm nicht „eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt". Wenn es Schriftsteller gibt „von Gottes Gnaden", dann war Stolz sicher ein solcher; und wenn es ein „Apostolat der Presse" gibt, dann hat es Stolz geübt wie Wenige. Er hat die Fahne Christi, seines Meisters, hochgehalten, gekämpft für seine Kirche mit schneidigen, scharfen, aber nicht mit vergifteten Waffen; verwunden wollte er — aber nicht um zu tödten, sondern um das innere Gift abzuleiten und um zu heilen. Er hat gewußt, was unserer Zeit noth thut; er hat das Volk gekannt und ein Herz gehabt für seine Noth. Er hat es verstanden, zum Volke zu reden, und nicht bloß zum Verstande, sondern zum Herzen zu sprechen. Darum ist er ein Volksschriftsteller geworden im besten Sinne des Wortes, wie nicht alle Jahrhunderte einer kommt. Von seiner dichterischen Begabung, von seiner Meisterschaft in Handhabung der Sprache, worin er neue Bahnen brach und wahrhaft originell und bereichernd wirkte, wollen wir absehen. Seine Schriften waren bekannt, wurden gelesen und stifteten unberechenbar viel Gutes, nicht nur „so weit die deutsche Zunge klingt", sondern auch in fremden Ländern; und nicht nur unter seinen Glaubensgenossen, sondern verhältnißmäßig ebenso sehr unter Protestanten.

Endlich war Stolz in allen diesen Punkten (als Mann, als Christ, als Priester, als Lehrer, als Schriftsteller) ein Vorbild. Allerdings war er kein Heiliger und hatte seine Fehler und Schwächen, wie die vorliegenden Blätter genügend hervorgehoben haben. Auch hatte er Manches an sich, was, wenn auch durchaus nicht fehlerhaft, dennoch ähnlich signalisirt werden kann und muß, wie es im Leben der Heiligen hie und da heißt: „Admirandum, non imitandum" — wir

können und sollen es vielleicht bewundern, jedoch nicht nachahmen. Aber dennoch gab und gibt es bei Stolz genug nachzuahmen. Das sicherste Zeichen ist: wer Stolz genauer kannte, und näher mit ihm umging (mir ging es wenigstens so), fühlte sich beschämt und zugleich ermuntert und gehoben.

Würden die im Glauben von uns Getrennten, Irrenden oder sonst Geschädigten das redliche Streben und Suchen nach der Wahrheit bethätigen, verbunden mit eifrigem Gebete und mit dem festen Willen, ohne zeitliche Rücksicht der erkannten Wahrheit die Ehre zu geben, wie Stolz dieß alles übte — dann würden Tausende zu unserer heiligen Kirche zurückkehren und in ihrem Glauben und in ihren Gnadenmitteln das Licht, den Trost und Frieden und die Kraft finden, die Stolz gefunden und die sein Leben und Wirken so segensreich, seinen Tod so fromm und tröstlich machten.

Würde die Wahrhaftigkeit, Geradheit, Freimüthigkeit, Entschiedenheit und Ueberzeugungstreue, wie wir sie in Stolz bewundern, in weitern Kreisen geübt und cultivirt, dann gäbe es mehr Männer und Charaktere, dann müßte die dumpfe und durch die Miasmen der Lüge, Heuchelei, Kriecherei und Charakterlosigkeit verdorbene Atmosphäre, in der wir leider zu leben gezwungen sind, wie von einem heilsamen Gewittersturm gereinigt, einer freieren und reineren Lebensluft Platz machen.

Wir Christen, wir Katholiken wollen unsern Stolz nachahmen einmal in der unerschütterlichen Anhänglichkeit, Liebe und Begeisterung und dem opferwilligen Eintreten für unsere heilige Kirche und deren Rechte und Freiheit — anderseits in dem Streben, auch practisch ganz und voll zu sein, was wir der Ueberzeugung und dem Bekenntniß nach sind: Christen, Katholiken, im Leben und Wirken. Dann wäre der Culturkampf bald beendet; und das wäre ein Apostolat, das auch Laien üben können und sollen und das von unberechenbarem Segen wäre. Insbesondere würde, wenn wir, nament-

lich die Reichen und Vermöglichen, Jeder in seiner Sphäre und nach seinen Kräften, die opferwillige und barmherzige Liebe, wie Stolz sie den Armen gegenüber bethätigte, üben wollten, für Lösung der socialen Frage mehr genützt als durch Dutzende schöner Reden (denen ich aber deßwegen ihren Werth und ihr Verdienst nicht im mindesten abstreiten oder verringern will).

Je mehr die Priester der Quantität nach reducirt sind und werden, desto dringender ist die Forderung, daß sie der Qualität nach eine um so höhere Stufe erklimmen und durch innere Tüchtigkeit, Gebets- und Seeleneifer, durch opferwillige Hingabe an die Arbeiten ihres heiligen Berufes zur Rettung der so sehr gefährdeten Seelen beitragen, was in ihren Kräften steht. Möge in allen der Geist der Frömmigkeit und des Gebetes, die Liebe zum heiligen Sacramente, die Gewissenhaftigkeit und die Andacht in Darbringung des heiligen Opfers, der Seeleneifer glühen, der den seligen Stolz beseelte — und auch die kleine Schaar wird Großes wirken.

Auch akademische Lehrer der Theologie, die vielleicht Stolz an Gelehrsamkeit weit übertreffen, finden doch an ihm Manches nachzuahmen. Die schöne Vereinigung von priesterlicher Frömmigkeit und Demuth mit wissenschaftlichem Streben, die er bethätigte; die unverbrüchliche Treue gegen das Bekenntniß und die Organe der Kirche, der kirchliche Sinn, die Begeisterung für die Kirche und das Priesteramt, wovon er erfüllt war und die er seinen Schülern mitzutheilen suchte; die Entfernthaltung von unnützer und trockener Silbenstecherei, der stete Contact mit dem und die Rücksichtnahme auf das practische Leben, die Erkenntniß und Berücksichtigung der Bedürfnisse des Theologen, des künftigen Priesters, insbesondere auch die persönliche Theilnahme am kirchlichen Leben, an den Bestrebungen, Kämpfen und Leiden der Kirche — das alles sind Punkte, in denen auch die

Männer der kirchlichen Wissenschaft an Stolz sich erbauen und von ihm lernen können.

Wenn ich endlich auch von der Nachahmung des Schriftstellers spreche, so meine ich damit nicht die Nachahmung gewisser Stolz'schen Manieren, Eigenthümlichkeiten und Derbheiten, sondern es schwebt mir vor, wie vielen Segen unsere Schriftsteller stiften könnten, wenn sie alle ihre Feder gebrauchten aus so reinen Beweggründen, mit solchem Seeleneifer, mit solcher Wahrheitsliebe, Begeisterung für unsere heilige Sache, Gewissenhaftigkeit, Unerschrockenheit und Freimüthigkeit, wie der selige Stolz es gethan; wenn sie, je nachdem Jedem die Begabung und Aufgabe geworden, sich bemühen würden, das Volk und unsere Zeit und deren Bedürfnisse, Nöthen, Krankheiten und Heilmittel kennen zu lernen; wenn sie, wie Stolz, aus warmem, von Gottes- und Nächstenliebe durchdrungenem Herzen — und darum auch nicht bloß zum Verstand, sondern zum Herzen sprechen und schreiben würden.

Möge nun der selige Stolz, nachdem er, der Erde entrückt, aufgehört hat, persönlich uns zu belehren, zu erfreuen, zu erbauen, durch seine hinterlassenen Schriften und durch das Andenken an sein Beispiel dieß noch lange Jahre thun; und zugleich durch seine Fürsprache im Himmel erlangen, daß Gott seiner Kirche und seinem Volke Männer erwecke, die in Stolzens Geiste leben, schreiben und wirken!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholische
Sonn- und Festtagspredigten.

Von

Dr. Jakob Schmitt.

Mit Approbation und Empfehlung des hochw. Kapitels-Vikariats Freiburg.

Erster Jahrgang. Dritte Auflage. 8°. (XII u. 838 S.) *M.* 6; geb. in Halbleder *M.* 7.40.

Zweiter Jahrgang. Zweite Auflage. 8°. (VIII u. 908 S.) *M.* 6.70; geb. in Halbleder *M.* 8.10.

Urtheil des † Herrn Professors Dr. Alban Stolz.

„Ich habe in keinem Predigtwerke der neueren Zeit mehr diejenigen Eigenschaften gefunden, worauf ich als Lehrer der Homiletik besonders dringe, als gerade in dem obengenannten. Ich finde darin genaue Wahrheit ohne declamatorische Uebertreibungen, Klarheit, so daß selbst schwierig zu behandelnde Glaubenslehren dem gemeinen Mann durchaus verständlich dargelegt werden, geschickte und eindringliche Anwendung des Predigtgegenstandes auf Gesinnung und Wandel der Zuhörer .... Dem Verfasser der Predigten ist es gelungen, der Forderung des Heilandes nachzukommen: ‚Den Armen soll das Evangelium gepredigt werden.‘ Deßgleichen ist diese Sammlung von katholischen Predigten ganz geeignet, als Ersatz zu dienen für solche Personen, welche verhindert sind, an Sonn- und Feiertagen der Predigt in ihrer Pfarrkirche beizuwohnen.“

Freiburg (Baden).

Herder'sche Verlagshandlung.

BUCHBINDEREI
VON
AUGUST WERZ
MÜNCHEN

Bayerische
StaatsBibliothek

Münchener
DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Stolz, Alban,

Nachtgebet meines Lebens

Freiburg im Breisgau 1885

Biogr. 1119 sd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11572985-4